Arnd, Eduard,

Geschichte der französischen Revolution von 1789 - 1799 in sechs Bänden

Bd.: 6

Braunschweig 1851

<36637809690013

Geschichte

der

französischen Revolution

von

1789 — 1799.

Geschichte

der

französischen Revolution

von

1789 — 1799.

Von

Eduard Arnd.

Lento enim gradu ad vindictam sui divina procedit ira, tarditatemque supplicii gravitate compensat. Valerius Max. I, 1, 4.

In sechs Bänden.

Sechster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1851.

Inhalt des sechsten Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

wird an die Spitze des französischen Heeres gestellt. Seine schwierige Lage. Suwarow's rasches Vordringen. Das Volk erhebt sich auf mehren Punkten gegen die Franzosen. Moreau sieht die Nothwendigkeit eines Rückzuges ein, der aber kein thatenloser sein soll. Schlacht bei Cassano, in der die Franzosen nach dem tapfersten Widerstande geschlagen werden 246. — Moreau beschließt, sich nach dem Gebiete der ligurischen Republik zurückzuziehen, und Macdonald's Ankunft aus Unteritalien zu erwarten. Suwarow verfolgt nach seinem Siege bei Cassano die Franzosen nicht mit dem Eifer, den man von ihm erwarten konnte. Vergleich zwischen ihm und Bonaparte 247. — Macdonald's Zug von Neapel bis an das Ufer des Po. Dreitägiger Kampf an der Trebia 250. — Festigkeit und Kühnheit Macdonald's. Außerordentliche Anstrengungen seiner Soldaten. Macdonald zieht sich auf Moreau's Heer zurück, und vereinigt sich mit ihm. Mantua ergiebt sich an die Verbündeten. Mailand und Turin werden von ihnen besetzt. Den Franzosen bleibt in Italien nichts als das Genuesische übrig 251. — In der Schweiz hat sich der Erzherzog Carl ganz Graubündens bemächtigt und Massena Zürich aufgeben müssen. Innerer Zustand Frankreichs. Willkür des Directoriums bei den Wahlen. Sieyès tritt in Rewbel's Stelle in das Directorium ein 255. — Allgemeine Unzufriedenheit mit dem Directorium. Sieyès selbst arbeitet im Geheimen seinen Collegen entgegen. Drei derselben, die am unpopulairsten sind, Larévellière-Lepeaux, Treilhard und Merlin de Douai, werden, nach einigem Widerstreben von ihrer Seite, ihre Entlassung zu geben gezwungen. Gohier, Roger-Ducos und der General Moulins treten in ihre Stelle 257. — Die Jacobiner regen sich wieder. Eröffnung ihrer Clubs in ganz Frankreich. In Paris versammeln sie sich in der Manége du Roi, da, wo die Assemblée constituante ihre Sitzungen gehalten hatte. Ihre anarchischen Tendenzen werden von der im Innern herrschenden Unordnung und Schwäche und den militairischen Verlusten im Auslande begünstigt. Ein ansehnlicher Theil der Volksvertretung, besonders im Rathe der Fünfhundert, wendet sich ihnen zu. Das Volk ist ihnen aber fremd geworden, und sieht ihrem Treiben mit Gleichgültigkeit zu. Unter den Directoren sind Moulins und Gohier den Jacobinern geneigt, Sieyès aber tritt als ihr entschiedener Gegner auf. Die bestehende Verfassung flößt Niemandem Vertrauen auf ihre Dauer ein. Alles beschäftigt sich mit dem Gedanken an eine Veränderung der öffentlichen Zustände. Sieyès trägt sich mit dem Plane einer neuen Verfassung, zu dessen Ausführung er sich des Gene-

---

Siebentes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Während die Oesterreicher in Italien mit großer Anstrengung, aber ohne Erfolg kämpften, zeigte sich ihnen das Kriegsglück am Rhein nicht so durchaus abgeneigt. Die militairische Organisation, der Charakter der Truppen der beiden kriegführenden Mächte war überall derselbe, aber der Erzherzog Carl, der in Deutschland befehligte, stand den ihm entgegengesetzten französischen Generalen an Talent nicht nach, während keiner der in Italien befehligenden österreichischen Feldherren mit Bonaparte verglichen werden konnte. Das österreichische Cabinet ist deshalb oft getadelt worden, daß es nicht den Erzherzog, den ersten Kriegsmann, den es damals besaß, schon früher dem furchtbarsten seiner militairischen Gegner gegenüber gestellt hat. Man kann indessen, sobald man, was später geschehen, in Betracht ziehen will, ohne Vermessenheit behaupten, daß der Erzherzog Carl, mit dem Oberbefehl in Italien beauftragt, Bonaparte's Siege nicht aufgehalten, und die Lage der Dinge nicht wesentlich verändert haben würde. Bonaparte war, besonders in jener glänzenden Epoche seiner beginnenden Größe, mit einer solchen Fülle von Kraft, Thä- Kapitel I.

Kapitel I.

tigkeit und Raschheit, mit einer so tiefen Gabe der Berechnung und Erfindung ausgerüstet, daß er wahrscheinlich für jede Art des Angriffs und Widerstandes, neue Mittel des Sieges entdeckt, und sich jeder ihm gegenübertretenden Persönlichkeit überlegen gezeigt haben würde. Er kämpfte mit an Zahl schwächeren Heeren, von seiner Regierung nur selten unterstützt, durch Piemont und die Schweiz von Frankreich getrennt, in einem Lande, wo ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit die Franzosen haßte, und das Volk selbst eher gegen als für sie gestimmt war, mit so beständigem Glück, und wußte alle Schwierigkeiten so geschickt zu überwinden oder zu umgehen, alle Vortheile so eifrig zu benutzen, daß selbst der Erzherzog Carl höchst wahrscheinlich kein anderes Schicksal gehabt haben würde, als Beaulieu, Wurmser und Alvinzi, die bis dahin für Generale ersten Ranges gegolten hatten, und in der That auch nicht ohne Verdienst waren. Der Erzherzog Carl war ein militairisches Talent ungefähr von Moreau's Art, thätig, vorsichtig und, wenn die Gelegenheit sich darbot, eines kräftigen Schlages fähig. Er besaß aber nichts von der großartigen Zuversicht, der reißenden Schnelligkeit, der begeisternden Persönlichkeit, der immer betrachtenden und zugleich immer handelnden Geisteskraft Bonaparte's. Und hätte ihm die Natur auch dies Alles verliehen, die Einrichtung seines Staates und Heeres würde ihm eine Anwendung so außerordentlicher Gaben unmöglich gemacht haben. Die österreichische Monarchie, zu einem lang ausdauernden Widerstande, zu einer klugen Berechnung gewisser Vortheile und Umstände, zu Erhaltung der inneren Ordnung und einem Einflusse auf andere ähnlich organisirte Länder geschickt, war jedoch im Grunde nur durch ihre materielle Schwerkraft stark, ohne moralische Kraft und Erhebung, ohne Leben und Bewegung, und konnte, wenn Die, welche an der Spitze Frankreichs standen, nicht durchaus unfähig waren, mit dessen höherem Genius auf die Länge keinen vortheilhaften Kampf bestehen. Frankreich war damals

schlecht verwaltet und schlecht regiert, aber Bonaparte, nur an die Spitze eines Theiles seiner Streitkräfte gestellt, war stark genug, nicht allein um die Republik zu vertheidigen, sondern sie sogar durch Eroberungen zu vergrößern. Kapitel I.

Der Erzherzog Carl konnte damals durch seine Besiegung der Sambre- und Maasarmee, durch den Rückzug, zu dem er Moreau gezwungen, und durch die Vereitelung des von Carnot entworfenen Planes einer Vereinigung der französischen Armeen im Herzen von Oesterreich, für den Befreier Deutschlands gelten. Er hatte aber außerdem beschlossen, den Franzosen eine neue Invasion so schwer als möglich zu machen. Zu dem Ende wollte er sich zweier festen Punkte auf dem rechten Rheinufer bemächtigen, Kehls und des festen Brückenkopfes von Hüningen, welche beide von Moreau's Truppen besetzt waren. Welcher Unterschied damals im Ganzen zwischen Franzosen und Oesterreichern bestand, kann, unter Anderem, daraus entnommen werden, daß Moreau sich Kehls in Einem Tage bemächtigt hatte, der Erzherzog Carl aber zwei Monate zu seiner Wiedereroberung brauchte. Desaix, der mit der Vertheidigung dieses Postens beauftragt worden, brachte den Oesterreichern bei mehren Ausfällen empfindliche Verluste bei, und als er Kehl endlich aufgeben mußte, hatten die Angreifer vor demselben 15,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Der befestigte Brückenkopf von Hüningen wurde mit nicht geringerer Kraft und sogar noch längere Zeit vertheidigt. Die Ausdauer, welche Moreau um diese Zeit am Oberrhein bewies, trug ohne Zweifel zu Bonaparte's Erfolgen und der Eroberung von Mantua bei, da die Oesterreicher auf diese Art verhindert wurden, größere Verstärkungen aus Deutschland zu ihren Streitkräften in Italien abzurufen. Zuletzt ward zwischen den beiden Heeren ein Waffenstillstand abgeschlossen, der die Franzosen zu Meistern des ganzen linken Rheinufers machte, das sie als ihr Eigenthum zu betrachten anfingen. Bonaparte hat in

Kapitel I. seinen späteren Denkschriften diesen Waffenstillstand den damaligen Machthabern in Paris und selbst Moreau zu einem großen Fehler angerechnet, indem das Wiener Cabinet dadurch in den Stand gesetzt wurde, einen Theil der am Rhein stehenden Truppen nach Italien zu ziehen. Indessen gewann Bonaparte dadurch ebenfalls, da auch ihm eine ganze Division der Rheinarmee zu Hülfe geschickt wurde.

Das französische Directorium befand sich um jene Zeit in einem äußerst geschwächten Zustande. Es besaß wenig Kraft in sich selbst und genoß im Lande selbst keines Vertrauens. Die allgemeine politische Leitung ward damals von seinen Collegen an Rewbel überlassen, der zu ihr durchaus nicht befähigt war. Er wünschte keine allgemeine Befriedung Europa's, sondern nur einzelne Verträge mit diesem oder jenem Staate, und auch solche nur für kurze Zeit. Rewbel fürchtete die Rückkehr der Armeen und ihrer siegreichen Generale, besonders aber die Bonaparte's. Larévellière-Lepeaux, der für einen Philanthropen gelten wollte, war ungefähr derselben Meinung. Barras, der keine Gesinnungen und Ueberzeugungen irgend einer Art besaß, stimmte Rewbel und Larévellière-Lepeaux bei, weil er sich in der Revolution bei einigen Gelegenheiten den Schein eines militairischen Rufes erworben hatte, den er durch eine Hinneigung zum Frieden aufs Spiel zu setzen fürchtete. Die große herrschende Finanznoth hätte die Directoren auf andere Gedanken bringen können, da sie sich aber aus der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen nichts machten, und einen Bankerott über den anderen erklärten, so setzen sie sich auch über die Leerheit des Schatzes hinaus. Die römische Republik schwebte ihnen, wie so vielen anderen Revolutionairen, noch immer als ein Muster vor. Sie hielten einen immerwährenden Kriegsstand für das vornehmste Mittel, Frankreich groß zu machen. Die Römer waren indessen häufig Waffenstillstände und dann und wann auch Friedensschlüsse eingegangen. Eben so dachten

auch jene drei Directoren und ihre Partei, sich mit einem mächtigen Staate, wenigstens für den Augenblick, zu vergleichen, um einen beschwerlichen Krieg unterbrechen zu können, aber unter der Bedingung, diese Ruhe auf der einen Seite, zur Erregung von Kämpfen auf der anderen, zu benutzen, und während dieser Zeit kleinere Staaten zu unterdrücken.

Während zwei ehemalige Advocaten, Rewbel und Larévellière-Lepeaux, und ein ehemaliger Offizier, wie Barras, der sich aber in diesem Stande nie auf irgend eine Art hervorgethan, kein Bedürfniß der Ruhe fühlten, war ein bedeutendes militairisches Talent, Carnot, der die republikanischen Heere organisirt, und ihre Siege vorbereitet hatte, zu einer endlichen Beilegung des langen Kampfes geneigt. Er wünschte einen der Republik vortheilhaften Frieden, aber keine solche Vergrößerung Frankreichs, daß sie den Keim neuer Kämpfe enthalten, und unaufhörlich die Eifersucht der fremden Mächte erregt hätte. Le Tourneur de la Manche, sein College, war derselben Meinung, aber beide machten nur die Minorität des Directoriums aus.

Oesterreich schien, seiner zahllosen Verluste und Niederlagen ungeachtet, zur Fortsetzung des Krieges entschlossen zu sein. Seine Hülfsquellen waren bei der Lage seiner Länder und den Gesinnungen seiner Unterthanen allerdings nicht erschöpft. Ein Ackerbaustaat wie dieser, in welchem die Masse der Nation noch immer in persönlicher Unfreiheit lebte, nur wenige Bedürfnisse kannte, und ihren Oberen unbedingt gehorchte, und ein Adel, der, außer in Ungarn, keine politische Bedeutung besaß, sich aber dafür durch seine Standesvorrechte entschädigte, und die Grundsätze der französischen Revolution mit Haß und Schrecken betrachtete, konnten einen langen Krieg mit weniger Nachtheil als andere freiere und höher entwickelte Völker aushalten. Alle Classen waren in Oesterreich mit Absicht oder unbewußt für die Politik ihrer Regierung, die, so lange die materiellen Mittel nicht erschöpft worden,

Kapitel I. und dies sollte erst viel später geschehen, keinen Kampf zu scheuen brauchte, denn sie hatte im Innern auf keine Parteien, Gesinnungen und Wünsche Rücksicht zu nehmen, da das Volk gewissermaßen ein unbeseelter Körper war, der nur von ihr Leben und Bewegung erhielt. Selbst nach den entschiedensten Niederlagen hatte Oesterreich keinen Wunsch nach Unterhandlungen zu erkennen gegeben. Nie war einer seiner Diplomaten im Lager eines siegreichen französischen Feldherren oder im Cabinet der Directoren erschienen.

Das französische Directorium, das einer Ausgleichung mit Oesterreich nicht abgeneigt war, indem es die Ruhe, die es dadurch erhalten hätte, zur Verfolgung anderer Zwecke zu gebrauchen dachte, schickte, um die Zeit der Eroberung Mantua's, den General Clarke ab, um die Gesinnungen der österreichischen Regierung in dieser Beziehung kennen zu lernen. Derselbe ward aber nicht angenommen. Oesterreich tröstete sich leicht über den Verlust seiner niederländischen Provinzen, und war zu deren Abtretung bereit. Diese lagen zu weit vom Kern der Monarchie entfernt, und hatten in der letzten Zeit wenig Anhänglichkeit bewiesen. Es hatte sich für ihren Verlust im Voraus durch die Theilung Polens entschädigt. Aber es wollte sonst nichts verlieren, oder wenigstens für diese oder jene Abtretung reichlich entschädigt werden. Das Directorium dachte ihm Baiern als einen Ersatz für den Verlust der Lombardei anzubieten. Oesterreich aber konnte auf einen solchen Tausch nicht eingehen, denn es wußte, daß Preußen und ganz Norddeutschland nie geneigt sein würden, eine Vergrößerung des Kaisers auf Kosten der Reichsstände zuzugeben.

England, das, so zu sagen, nur für sich selbst existirte, und für welches die ganze übrige Welt nur ein Gegenstand seines Handelsinteresses war, sah dem blutigen und zerstörenden Kampfe auf dem Continent mit dem größten Gleichmuthe zu. Die Seeschlachten, die es über die Franzosen in den Jahren 1794 und 1795 gewonnen, die holländischen

und französischen Colonien, deren es sich bemächtigt, seine Eroberungen in Indien trösteten es über die wenig glänzende Rolle, die es, seinen Herzog von York an der Spitze, in den Landkriegen in Belgien und Holland gespielt hatte. Es fürchtete jedoch den Augenblick, wo Frankreich, mit allen übrigen Mächten im Frieden, seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf den Gedanken einer Landung hätte richten können. Besonders war, nach wie vor, Irland sein verwundbarer Punkt. Die französische Revolution hatte daselbst nicht, wie in manchen anderen Gegenden, eine eigentlich demokratische Partei geschaffen, sondern bloß die Hoffnung, sich mit Hülfe Frankreichs vom englischen Joche zu befreien, von Neuem genährt. Seit mehren Jahren hatte die Unzufriedenheit in diesem unglücklichen Lande in allen Classen der ursprünglichen und katholischen Bevölkerung gegen die protestantische und fremde Suprematie zugenommen. Eine weit verzweigte Verschwörung bereitete einen allgemeinen Aufstand vor, der indessen an der Wachsamkeit und den Hülfsmitteln der englischen Regierung scheitern sollte. Das Directorium war mit den Unzufriedenen in Irland in geheime Unterhandlungen getreten und hatte ihnen seine Unterstützung zugesagt. Ungeachtet zweier großen Niederlagen der französischen Marine im Angesicht der bretagneschen Küste, befahl es dennoch die Ausrüstung einer neuen Flotte in Brest, welche den General Hoche mit einem Landungsheere nach Irland hinüberführen sollte. Die Fahrt war bis zur Bucht von Bantry glücklich. Dort aber erhoben sich so widrige Winde, daß die Ausschiffung, mit Ausnahme eines kleinen Corps, unmöglich wurde. Die Offiziere und Soldaten dieser Expedition zeigten die größte Ungeduld, in Irland zu landen, und sich mit den Engländern zu messen, setzten auf manchen Schiffen den Steuermännern den Degen auf die Brust, um sie zu dem gewagten Unternehmen zu zwingen, mußten aber endlich der ersehnten Küste den Rücken kehren. Die Flotte kehrte, ohne auf ihrem Wege angegriffen worden zu sein,

Kapitel I. nach Brest zurück. Die Elemente hatten in diesem Falle, wie in manchen früheren, den Engländern einen großen Dienst geleistet. Denn bei dem sehr mittelmäßigen Zustande ihrer Landtruppen und dem Hasse der Irländer hätten sie von der französischen Expedition, die 20,000 Mann stark war, und einen so fähigen General, wie Hoche, an ihrer Spitze hatte, einen schweren Schlag erleiden können. Ihre Regierung that von dieser Zeit an alles Mögliche, um der Wiederholung eines so große Gefahr drohenden Versuches vorbeugen zu können. Eine Empörung des Seevolkes der drei ersten Geschwader der englischen Flotte konnte für ein schlimmes Zeichen der in den niederen Classen herrschenden Stimmung, und einen Beweis gelten, daß die französische Revolution nicht ohne Einfluß auf sie geblieben war. Indessen ging England durch den kräftigen Geist, der seine Regierung und die höheren Stände der Nation beseelte, auch aus dieser Krise ohne Erschütterung hervor. Das Seevolk unterwarf sich, und lieferte die Führer des Aufstandes aus. In Irland stellten zahlreiche Hinrichtungen die Ruhe um so leichter wieder her, als das Fehlschlagen des französischen Landungsversuches und Versprechungen der englischen Regierung, welche die Abschaffung mancher besonders drückenden Mißbräuche betrafen, die Unmöglichkeit eines thätigen Widerstandes bewiesen, und einige Hoffnungen für die Zukunft erregt hatten.

Um diese Zeit machte England einen Versuch, sich mit der französischen Republik auszusöhnen, der jedoch keine Folgen hatte, und von dem man glaubt, daß er sogar nicht einmal ernstlich gemeint war. Die englischen Minister sandten einen ihrer Diplomaten, Namens Harris, einige Jahre später, nachdem er einen Sitz im Oberhause erhalten, Lord Malmesbury genannt, unter dem Vorwande, mit dem Directorium in Friedensunterhandlungen treten zu wollen, nach Paris. Harris ward angenommen, legte aber keine Vorschläge und Bedingungen vor, und behauptete eine Zeit lang,

seine Instructionen abwarten zu müssen, die doch sonst gewöhnlich das Erste sind, was einem diplomatischen Agenten auf die Reise mitgegeben wird. Als er endlich mit ihnen hervortrat, waren sie von so seltsamer Art, daß sie dem angeblichen Zwecke seiner Sendung vollkommen zuwider zu laufen schienen. England bot Frankreich die Rückgabe der wenigen Colonien an, die dieses verloren, denn die wichtigste darunter, St. Domingo, war nicht in der Gewalt der Engländer, sondern in der der befreiten Neger, und verlangte dagegen von der Republik, daß sie allen ihren Eroberungen in Holland, Belgien, am Rhein und in Italien entsagte. Das Directorium nahm diese Vorschläge als eine Verspottung auf, und befahl dem englischen Bevollmächtigten, Frankreich alsbald zu verlassen (einundzwanzigsten December 1796). Seine Mission war entweder einer der den englischen Ministern gewöhnlichen parlamentarischen Kunstgriffe, die Opposition, die auf Frieden mit der französischen Republik drang, zu beschwichtigen, oder Oesterreich zum Beharren im Bunde mit England zu veranlassen, indem ihm, im Falle der Lauheit oder des Schwankens, gezeigt wurde, das letzteres zu einem Separatfrieden mit Frankreich geneigt sein könne. Wie dem auch gewesen sein mag, dieser erste Versuch der Annäherung zwischen den beiden rivalisirenden Mächten blieb nicht nur ohne Wirkung, sondern vermehrte noch ihren gegenseitigen Haß. Oesterreich kehrte sich übrigens an diese diplomatische Demonstration der englischen Minister nicht, sondern entschied sich zuletzt nach seinem eigenen Interesse, und verließ England, sobald es von diesem nichts mehr zu hoffen hatte.

Die Politik Bonaparte's, denn er war der einzige unter den republikanischen Feldherren, der eine solche besaß, und sich dabei wenig an die Plane und Gesinnungen seiner Regierung kehrte, mußte bei einem endlichen Friedensschlusse, dessen Bedürfniß auf dem Continent, wenigstens für den Augenblick, allgemein gefühlt wurde, in Anschlag gebracht

Kapitel I.

werden. Seine Siege und die Erfolge seiner Unterhandlungen mit mehren italienischen Mächten, hatten aus ihm eine Art von souverainem und legislativem Feldherrn gemacht, dessen Ideen von großem Gewicht werden mußten. Man kann im Ganzen ohne Uebertreibung behaupten, daß ihn das Schicksal Italiens, obgleich es die Wiege seiner Familie, und der Schauplatz seiner Thaten war, nur sehr oberflächlich berührte. Er war, sobald dies seine übrigen Plane nicht störte, allerdings geneigt, die Lombardei der österreichischen Herrschaft zu entziehen, und Mailand und Bologna, wo er sich gefiel, und wo ihn das Volk wie einen Befreier und Beschützer empfing, in dem politischen Zustande, den er selbst geschaffen, zu erhalten. Er empfand aber keinen Widerwillen bei dem Gedanken, die alte Republik Venedig, die allerdings sehr gesunken, aber noch immer mit den größten Erinnerungen geschmückt war, nicht nur zu stürzen, sondern sie an Oesterreich, ihren alten Feind und Nebenbuhler, zu überlassen, wenn dies sonst mit seinen übrigen Hoffnungen und Berechnungen übereinstimmte. Man muß dies wenigstens annehmen, wenn man bedenkt, was er bald nachher zum Ruin dieses Staates gethan, und mit welcher Härte und Verachtung er bei jeder Gelegenheit die Schwäche und Furchtsamkeit dieser Regierung anklagte, die ihm eher Mitleiden als Haß hätte einflößen sollen. Venedig litt es geduldig, daß die französischen Offiziere und Agenten die revolutionairen Grundsätze in den Städten der Terra ferma verbreiteten; dennoch beklagte sich Bonaparte beständig über die Treulosigkeit des venetianischen Senats, seine heimlichen Anschläge, und fuhr in seinen Drohungen gegen ihn fort. Man muß glauben, daß dieser Zorn nur eine Maske war, die er anlegte. Denn wie hätte er es in Ernst übel nehmen können, daß die älteste Aristokratie in Europa, und die lange eine der mächtigsten gewesen, die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit der französischen Revolution nicht theilte, an deren Wahrheit er selbst nicht glaubte,

und deren Anwendung seiner innersten Natur fremd war. Kapitel I.
Indem er aber diese Republik mit Stolz und Geringschätzung behandelte, wollte er dem Vorwurf vorbeugen, sie getäuscht zu haben, wenn er sich später als ihren Feind zeigen sollte. Denn sein Verfahren beim Frieden von Campo Formio wäre gar zu empörend gewesen, wenn er sich gegen Venedig früher günstig oder auch nur schonend gezeigt hätte. Er that aber noch mehr, als den venetianischen Senat bloß den Druck des Krieges empfinden, und Gefahren für die Zukunft ahnen zu lassen, er begünstigte die sich in den vornehmsten Städten der Terra ferma, namentlich in Padua, Brescia, Bergamo, erhebende demokratische Partei, und gab dadurch zur Bildung ähnlicher Gesinnungen innerhalb der Lagunen selbst Veranlassung. Bonaparte unterließ jedoch nicht, bei den Ermunterungen und Versprechungen, die seine Agenten und Spione den mit der alten Constitution Venedigs Unzufriedenen angedeihen ließen, Vorsicht und Geheimniß anzuwenden. Denn noch immer bildete Venedig einen Staat, der eine nicht unbedeutende Kriegsmacht besaß; und eine offene Feindschaft von Seite des französischen Generals hätte selbst diese gesunkene Regierung zu einer Schilderhebung gegen ihn bewegen können. Bonaparte hatte dies um so mehr zu besorgen Ursache, da es in dem Senate eine Partei gab, den Patrizier Pesaro an der Spitze, welche von Anfang des Krieges an zu einem Bunde mit Oesterreich gerathen hatte, während eine andere, aber weniger zahlreiche, von dem Patrizier Battaglia geleitet, sich, wenn auch nicht zu den demokratischen Grundsätzen Frankreichs, doch zu einer politischen Annäherung an das Directorium neigte. Bewies Bonaparte mehr als eine bloß moralische Abneigung gegen Venedig und seinen Senat, arbeitete er offen an dessen Umsturz, so hätte er ihn vielleicht sich mit dem Muthe der Verzweiflung zu bewaffnen, und sich dadurch zu retten gezwungen. Dies hütete er sich zu thun. Seine Feindseligkeiten gegen die aristokratische Republik be-

Kapitel I. schränkten sich deshalb auf geringschätzige Aeußerungen, und einige harte Maßregeln, und dies genügte für seinen Zweck. Die, welche er höchst wahrscheinlich schon damals zu einem politischen Untergange bestimmt hatte, ahnten deshalb diesen ungerechten und treulosen Plan wenigstens in seiner ganzen Ausdehnung nicht.

Während Bonaparte seine feindseligen Gesinnungen gegen Venedig nicht verbergen konnte, behandelte er den neuen König von Sardinien, Carl Emanuel IV., der seinem Vater Victor Amadeus III. gefolgt war, mit großer Rücksicht, und suchte ihn in seine Netze zu ziehen. Er wollte an ihm, da die Beendigung des Krieges mit Oesterreich noch ungewiß war, einen Bundesgenossen gewinnen. Carl Emanuel, auf einen schon wankenden Thron gestiegen, glaubte, daß eine fortgesetzte Neutralität mitten im Kampfe zweier großen Mächte ihn politisch annullirte, und daß er einige Bedeutung wiedergewinnen könnte, wenn er sich zu einer Theilnahme an demselben entschloß. Sich gegen Frankreich zu erklären, war bei der Lage seiner Staaten und dem Gange des Krieges unmöglich. Er gab deshalb den Vorstellungen der Agenten Bonaparte's Gehör, und versprach der französischen Republik, gegen eine Garantie seiner Staaten, ein Hülfscorps von 10,000 Mann mit zwanzig Kanonen zu stellen. Aber das Directorium, das Piemont schon als seine Beute ansah, weigerte sich, diesen Tractat zu ratificiren, der demnach zu Bonaparte's großem Verdruß ohne Wirkung blieb. Der Waffenstillstand am Rhein erlaubte dem Directorium, dem Heere in Italien ansehnliche Verstärkungen zu schicken, mit deren Führung der General Bernadotte beauftragt wurde. Bonaparte hatte nach der Capitulation von Mantua die Unruhen in der Romagna gestillt, und den Papst zum Frieden gezwungen. Zu einer Ausgleichung mit Oesterreich geneigt, um nach Paris zurückkehren, und den Ruhm seiner kriegerischen Thaten zur Erlangung einer poli-

tischen Stellung, wie sie die Umstände erlauben würden, benutzen zu können, sandte er den General Clarke nach Florenz. Bonaparte kannte das Verlangen der Mehrheit des französischen Volkes nach Frieden, und ihm einen solchen, und die Anerkennung der Republik von ihrem mächtigsten und hartnäckigsten Feinde auf dem Continent, erwirkt zu haben, schien ihm das beste Mittel zu sein, um an die Spitze der Regierung in seinem Lande zu kommen. Der Großherzog von Toscana hatte seine Vermittlung zwischen dem Kaiser und dem Directorium angeboten, ersterer dieselbe aber abgelehnt. Bonaparte war demnach genöthigt, durch neue Siege das Ziel zu erreichen, nach welchem er durch Unterhandlungen vergebens gestrebt hatte. Er setzte sich in den ersten Tagen des März (1797) in Bewegung, und nahm keinen Anstand, die julischen Alpen in einer noch rauhen Jahreszeit zu übersteigen. Seine Absicht war, durch Kärnthen auf Wien vorzudringen, und dort den Frieden, der ihm zur Erreichung seiner weiteren Plane nothwendig war, zu dictiren. Um seine Flanke zu sichern, mußte er aber Tyrol von drei Divisionen unter Joubert angreifen und besetzen lassen. Die Armee, mit der er selbst zu operiren gedachte, war deshalb nicht über 40,000 Mann stark. Der Erzherzog Carl, der jetzt, nach dem Waffenstillstand am Rhein, zur Vertheidigung des Kerns der Monarchie herbeigerufen worden, brachte aus Deutschland ungefähr eine gleiche Anzahl Streiter mit, zog aber außerdem noch die Trümmer des bei Rivoli geschlagenen Heeres Alvinzi's an sich, so daß er an der Spitze eines größeren Heeres, als sein Gegner, stand.

Bonaparte erließ bei seinem Vordringen an die Piave eine Proclamation an die Bevölkerung von Kärnthen, Krain und Istrien, in welcher er die Politik des kaiserlichen Cabinets als die einzige Ursache der Fortsetzung des Krieges anklagte, und die Einwohner zur Ruhe und Neutralität bei einem Kampfe aufforderte, der von ihrer Regierung gegen ihren

Kapitel I. wahren Vortheil geführt werde. Er versprach, keine Contributionen von ihnen zu erheben, und mit den Abgaben, die sie sonst an den Kaiser bezahlten, die Bedürfnisse seines Heeres zu bestreiten. Das französische Heer überschritt sofort, ohne Widerstand zu finden, die Piave. Der Erzherzog Carl suchte den Ungestüm seines Gegners zu ermüden, indem er ihm einen methodischen und langsamen Rückzug entgegensetzte, und einen allgemeinen Kampf vermied. Bonaparte, der, vor Allem, nach einer Entscheidung strebte, sandte Massena, den fähigsten und glücklichsten seiner Generale, zu einer raschen Verfolgung der Oesterreicher ab. Dieser zeigte sich auch einem solchen Auftrage gewachsen. Er drang unter immerwährenden Kämpfen in die Gebirge vor, überstieg Höhen, zog durch Engpässe, deren Einnahme den Einwohnern des Landes unmöglich geschienen, setzte über die Piave und den Tagliamente, und umging das österreichische Heer. Eine starke Division desselben, die zur Vertheidigung dieser Position herbeigeeilt, ward von ihm geschlagen. Feltre, Cadore und Belluno wurden von den Franzosen besetzt. Während dieser Zeit war Bonaparte mit dem unmittelbar von ihm geführten Corps bis an den Tagliamento gekommen, dessen Uebergang von dem Erzherzoge Carl bestritten, nach einem blutigen Gefecht aber bewerkstelligt wurde (sechszehnten März 1797). Massena, der den Kanonendonner vernahm, und dem Feinde den Rückzug abschneiden wollte, hatte sich des Dorfes Osopo bemächtigt, stand auf der Straße, die nach Wien führt, und bedrohte die Flanke der Oesterreicher. Vom Erzherzoge auf das Heftigste und mit Uebermacht angegriffen, behauptete er den ganzen Tag über seine Stellung. Die Generale Victor und Brune, später Marschälle unter dem Kaiserreich, hatten Massena bei dieser für ihn besonders rühmlichen Action unterstützt.

Bernadotte, der mit seinem vom Rhein herbeigezogenen Corps mit Massena und den Soldaten der italienischen

Armee zu wetteifern gedachte, stand am Ufer des Isonzo, vor der Stadt Gradisca, deren Besatzung sich nicht ergeben wollte. Bernadotte wollte diesen festen Platz mit Sturm nehmen, als Bonaparte mit der Division Serurrier auf einem anderen Punkte über den Isonzo setzte. Auf diese Nachricht ergab sich der Befehlshaber von Gradisca mit seiner Besatzung. Massena schlug an demselben Tage ein österreichisches von der Hauptarmee abgesondertes Corps, das, von dem General Guyeux verfolgt, sich bei Tarvis (drei und zwanzigsten März 1797) festsetzen wollte, und nahm ihm mehre tausend Gefangene, Fahnen, Kanonen und fast sein ganzes Gepäck ab. Wenige Tage nachher lieferte er in den Engpässen von Neumark dem Erzherzoge Carl ein blutiges Gefecht, in welchem beide Theile mit äußerster Anstrengung fochten, der Sieg aber zuletzt den Franzosen blieb.

Das Ergebniß aller dieser Gefechte war, daß dem französischen Heere der Weg in das Innere von Oesterreich offen stand. Eine Abtheilung besetzte Triest, und nahm die dort befindlichen englischen Waaren in Beschlag. Eine andere bemächtigte sich der großen Quecksilbergruben von Idria. Die julischen Alpen, die Sau, die Drau waren überschritten, und nichts schien die Franzosen mehr vom Vordringen nach Wien abhalten zu können. Der Schrecken in dieser Hauptstadt war groß. Der Hof und die reichsten Einwohner fingen schon Anstalten zur Abreise zu machen an. Indessen konnten die Vortheile, welche die italienische Armee in dieser letzten Zeit, seit dem Anfange März, davon getragen, für mehr glänzend als entscheidend gelten. Sie nahm ein im Verhältniß zu ihrer Zahl übergroßes Terrain ein, und schwächte sich durch die vielen von dem Hauptcorps getrennten Abtheilungen, die sie zu der Besetzung der eroberten Gegenden verwenden mußte. Die Oesterreicher waren zwar zurückgeworfen, aber ihre Hauptmacht hatte noch wenig gelitten, und keine große Schlacht verloren. Das französische Heer rückte seinen Verbindungen

Kapitel I. und Hülfsquellen immer ferner, während der Feind die seinigen in der Nähe besaß. Der Verlust einer einzigen Schlacht konnte die Franzosen in die gefährlichste Lage versetzen. An einen Aufstand der Bevölkerung, in deren Mitte man sich befand, gegen ihre rechtmäßige Regierung, oder auch nur an eine Unterstützung von ihrer Seite, war nicht zu denken. Was aber besonders Bonaparte bedenklich machen mußte, war der Umstand, daß er in dieser letzten Zeit keine Gelegenheit zu einer großen That gefunden hatte. Sein Ruhm war nicht vermindert, aber auch nicht erhöht worden. Die furchtbaren Schläge, die er den Oesterreichern bei Arcole und Rivoli beigebracht, hatten die Einbildungskraft seiner Soldaten daran gewöhnt, von ihm eine immerwährende Erneuerung so großer Siege zu fordern. Massena hatte sich seit dem Anfange dieses zweiten Feldzuges im Grunde mehr als sein Chef hervorgethan. Bonaparte hatte, ohne Zweifel, raschere und entscheidendere Erfolge gehofft. Dies Alles trug zu dem wichtigen Entschlusse bei, den er jetzt faßte, um dem Kampfe auf eine andere Art ein Ende zu machen. Indessen ist es zu dessen Beurtheilung nöthig, jetzt einen Blick auf die Ereignisse im venetianischen Gebiet, in Tyrol und am Rhein zu werfen, die ebenfalls auf Bonaparte eingewirkt haben.

Schon im Feldzuge von 1796 hatte sich Bonaparte darüber zu beklagen gehabt, daß die Rhein- und Sambre- und Maasarmeen, deren Unternehmungen in Deutschland die seinigen in Italien unterstützen sollten, zu spät über den Rhein gegangen waren. Als er nach der Uebergabe von Mantua den Plan gefaßt, die Alpen zu überschreiten, und in das Innere von Oesterreich vorzudringen, hatte er von dem Directorium ausdrücklich verlangt, daß der Waffenstillstand am Rhein aufgehoben, und dort von den Franzosen wiederum die Offensive ergriffen würde. Aber es war zu diesem Zwecke nöthig, die daselbst stehenden Corps zu verstärken, von denen zahlreiche Abtheilungen nach Italien geschickt worden waren. Auch ver-

langte der Uebergang über den Rhein, besonders nach dem Verluste von Kehl und des Brückenkopfes von Hüningen, große Vorbereitungen. Die Sambre- und Maasarmee war sehr geschwächt und noch immer durch ihre letzte von dem Erzherzoge Carl in Franken erlittene Niederlage entmuthigt. Sie hatte zwar in dem General Hoche einen neuen Befehlshaber voller Kraft und Fähigkeit bekommen, zu ihrer Organisation aber bedurfte es einer längeren Zeit. Die Rhein- und Sambre- und Maasarmeen setzten sich deshalb abermals, wie im vorigen Jahre, später als die italienische Armee in Bewegung. Bonaparte begann den Feldzug im Anfange März und Moreau und Hoche gingen erst sechs Wochen später über den Rhein, und ihre Operationen konnten ihn deshalb nicht unterstützen. Bonaparte wollte in dieser Verzögerung den Neid des Directoriums auf seinen Ruhm erkennen, um ihm ein Vordringen auf Wien unmöglich zu machen. Er hat später in seinen Denkschriften behauptet, daß der Mangel an der Unterstützung, die er von den Rhein- und Sambre- und Maasarmeen erwartete, ihn ganz allein veranlaßt habe, einen Vergleich mit Oesterreich für nothwendig zu erachten, und zu ihm die erste Hand zu bieten. Indessen ist es so gut wie gewiß, daß die Ereignisse in Tyrol, die mit jener Verzögerung des Rheinüberganges in keiner Verbindung standen, ebenfalls auf seinen Entschluß von Einfluß gewesen sind.

Kapitel I.

Indem Bonaparte drei Divisionen unter einem so fähigen Generale, wie Joubert war, zur Bezwingung und Behauptung Tyrols bestimmt hatte, schien er Alles gethan zu haben, was zu diesem Zwecke nöthig war. Joubert entsprach diesem Vertrauen. Keine Schwierigkeit der Jahreszeit oder des Bodens vermochte ihn aufzuhalten. Er bemächtigte sich nach blutigen Gefechten der Städte Botzen, Brixen und Insbruck, und war schon bereit, in Kärnthen einzudringen, und sich mit dem Hauptcorps unter Bonaparte zu vereinigen. Aber der Erzherzog Carl, der mit Recht glaubte,

Kapitel I. daß die Rettung Wiens von den Ereignissen in Tyrol abhinge, hatte einen Theil seiner besten Truppen dahin abgeschickt. Dem österreichischen General Laudon war es außerdem gelungen, die ganze männliche Bevölkerung dieses Landes gegen die Franzosen zu bewaffnen, und so, nach den blutigen Niederlagen, die er von Joubert erfahren, diesen mit einem neuen Heere entgegen zu treten. Dieses Volk kriegerischer Jäger und Hirten leistete große Dienste Botzen und Brixen wurden den Franzosen abgenommen, und Joubert zum Rückzuge in das Thal der Etsch gezwungen. Zugleich ward Triest wieder von den Oesterreichern besetzt. Im Anfange April war ganz Tyrol vom Feinde geräumt. Bonaparte ward von diesen Unfällen, obgleich er sie eine Zeit lang nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, sehr beunruhigt. Er erkannte alsbald deren Bedeutung für sein eigenes Heer, das dadurch von jeder Verbindung mit Italien abgeschnitten werden konnte, und ihren Einfluß auf die Stimmung, die in einem Theile der venetianischen Staaten herrschte. Er faßte deshalb einen wahrscheinlich schon vorher bedachten Entschluß, und richtete von Klagenfurt aus ein Schreiben an den Erzherzog Carl, das auf eine sehr geschickte, gemäßigte und zugleich würdige Art, die früher durch Clarke von dem Directorium vergebens gemachten Vorschläge zu einem Frieden erneuerte. Der österreichische Prinz, der damals die Ereignisse in Tyrol noch nicht kannte, und den die wahrscheinlichen Erfolge Moreau's und Hoche's, wenn sie in Deutschland eindrangen, für die Lage der Monarchie besorgt machen konnten, hielt in seinem Innern eine Ausgleichung ebenfalls für wünschenswerth, obgleich er die Eröffnungen des französischen Feldherrn äußerlich mit Kälte aufnahm, und erklärte, daß er zu keinen Unterhandlungen bevollmächtigt sei. Das österreichische Cabinet schickte jedoch, von Bonaparte's Vorschlägen unterrichtet, zwei Generale, Bellegarde und Merfeld, in das französische Hauptquartier, um über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Die-

ser kam den siebenten April (1797) zu Stande, und wurde auch auf das Kriegstheater am Rhein ausgedehnt. Dort hatte Hoche bei Neuwied einen glänzenden, aber fruchtlosen Sieg über die Oesterreicher davon getragen, und Moreau war bei Straßburg über den Rhein gegangen. Der Waffenstillstand, den Bonaparte abschloß, und der auf sie angewandt wurde, machte ihren Unternehmungen ein Ende. Die auffallende, von der Stellung aller anderen Generale abweichende Art, wie Bonaparte bei allen Gelgenheiten, im Kriege und Frieden, die Initiative nahm, that sich auch bei dieser Gelegenheit kund. Er stipulirte durch den Waffenstillstand, den er in Klagenfurt abschloß, für zwei Generale, die nicht unter ihm standen und in so großer Ferne von ihm operirten.

Eine definitive Ausgleichung zwischen Frankreich und Oesterreich ward durch die Ereignisse erleichtert, die in den Monaten März und April in dem venetianischen Gebiete vorfielen, und Bonaparte einen Vorwand gaben, zum Sturze dieses Staates die Hand zu bieten. Die venetianische Regierung hatte mehrmals aus dem Hauptquartiere des französischen Feldherrn oder von ihren Agenten in Paris und Wien beunruhigende Nachrichten über die Gesinnungen der kriegführenden Mächte gegen die Republik erhalten. Bonaparte fuhr damit fort, sich bei jeder Gelegenheit über den venetianischen Senat zu beklagen, obgleich er keinen einzigen hinreichenden Grund für seine Beschuldigungen anführen konnte. Venedig fehlte nur gegen sich selbst, gab aber Niemandem zu eigentlichen Beschwerden Veranlassung. Querini, der venetianische Botschafter in Paris, hatte von dem Directorium mehr als einmal die Antwort erhalten: »Ihr wünscht unsere Freundschaft? Ihr könntet sie nur durch den Beitritt zu unserer Sache gewinnen. Verändert die Formen eurer Verfassung, bringt sie der unsrigen näher.« — Der Baron von Thugut, der einflußreichste Minister des Kaisers, sparte

Kapitel I.

ebenfalls Drohungen und Vorwürfe nicht, und forderte den Senat auf, sich endlich entschlossen gegen Frankreich zu erklären. Die Machthaber in Venedig fühlten, welche schwache und gefährliche Politik sie mit ihrer unbewaffneten Neutralität gewählt hatten, aber sie besaßen nicht den Muth, eine andere Bahn einzuschlagen. Sonderbarer Weise sollte sich von einer Seite her eine Aussicht auf Hülfe eröffnen, wo sie es am wenigsten erwarten konnten. Das preußische Cabinet ließ um diese Zeit der Republik seinen Schutz anbieten, der jedoch abgelehnt wurde. Man kann nicht wohl entscheiden, welchen Einfluß eine Erklärung Preußens, die Neutralität Venedigs aufrecht erhalten zu wollen, auf dessen Schicksal hätte äußern können. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß dies den Fall der alten Republik nicht aufgehalten hätte, sobald Frankreich und Oesterreich über ihn einverstanden waren.

Venedig mit seiner eigenthümlichen, von den modernen Zuständen durchaus abweichenden, an die Aristokratien der alten Welt erinnernden Verfassung, wo die Hauptstadt der Staat selbst war, und in dieser Hauptstadt wiederum eine erblich bevorrechtete Classe die Nation ausmachte, hatte die einverleibten Städte und Inseln nie eigentlich mit sich verschmolzen, sie nie zu Bürgern ihres Landes gemacht, sondern sie immer als Unterthanen behandelt. In den von der Republik allmälig eroberten Städten hatte es von jeher ebenfalls eine bevorzugte Classe gegeben, die aber, obgleich man ihr einige locale Privilegien und Ehrenrechte gelassen, gänzlich von der Regierung ausgeschlossen, und dem Wesen nach der übrigen Bevölkerung gleich behandelt wurde. Es gab in Padua, Verona, Bergamo u. s. w. einen alten einheimischen Adel, der aber in vollkommene Abhängigkeit von dem venetianischen Patriciat gekommen war. — Aus diesem letzteren wurden die Statthalter der Republik, alle höheren Magistratspersonen und politische Machthaber ausschließend gewählt, und, wie vom römischen Senat zur Zeit der Republik, die Inseln, Provinzen

und Städte zu regieren, ausgesandt. Jene alten Familien der Terra ferma, die Fenaroli, Martinengo, Seschi, Alessandri u. s. w., hatten den Verlust ihres früheren Glanzes, und das Joch der venetianischen Aristokratie nie mit Gleichmuth ertragen, aber, auf das Strengste bewacht, und aller Mittel des Widerstandes beraubt, sich demselben unterwerfen müssen. Die Besetzung der meisten Städte der Terra ferma durch die Franzosen gab ihnen die Hoffnung, ihre alte Stellung wieder einnehmen, oder wenigstens sich der Herrschaft Venedigs entziehen zu können. Sie waren es, die sammt ihren Freunden und Clienten, mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machten. Von den Bürgern aber ward, eine Anzahl von Gelehrten, Litteratoren und größeren Handelsleuten ausgenommen, jene Eifersucht auf den venetianischen Adel, und die Abneigung gegen die Republik nicht getheilt. Die Bürger zogen diese entfernte, aber wachsame, strenge, und, wo kein politisches Interesse ins Spiel kam, gerechte Regierung ihrem alten einheimischen Adel vor, der im Mittelalter ihre Städte mit inneren Kriegen und Aufständen erfüllt hatte, und beständig in Parteien getheilt gewesen war. Das niedere Volk, und besonders der Landmann, war der venetianischen Aristokratie entschieden zugethan, und wollte von keiner Veränderung in der Regierung hören. Das hohe Alter dieses Patriciats, seine glorreichen Erinnerungen, seine Sorge für das materielle Wohl der unteren Classen, die Freiheit, die es diesen in Allem ließ, was nicht zu der Politik ihres Staates im Widerspruche stand, hatten dem Volke eine große Anhänglichkeit für dasselbe eingeflößt. Die Lasten, die der Krieg ihm auflegte, die Einquartierungen, Lieferungen, die Willkür der französischen Befehlshaber und die Unruhe ihres Kriegsvolkes erregten den Haß des Handwerkers und Bauern der Terra ferma gegen die fremden Eroberer. Der Contrast zwischen dem Frieden und Wohlstande, der so lange in diesen Gegenden gewaltet, und dem Tumult und den Verwüstungen, welche die Franzosen verur-

Kapitel I. sachten, vermehrte noch die Liebe in der Masse der Bevölkerung für ihre alte Regierung.

Allmälig wuchs jedoch, bei der Schwäche und Unentschlossenheit des venetianischen Senates, in den höheren und mittleren Classen, die Zahl seiner Gegner, die von den Franzosen ermuntert und beschützt wurden. Es war in Bergamo, wo Die, welche auf Neuerungen sannen, sich unter dem Schirm der französischen Garnison zu versammeln anfingen. Sie bestanden übrigens nicht bloß aus Einheimischen. Es gab unter ihnen, da in jener wild bewegten Zeit so Viele aus ihren gewohnten Verhältnissen herausgerissen, Manche sogar ihr Vaterland verloren hatten, auch Piemonteser, Lombarden und selbst Polen und Schweizer. Den zwölften März (1797) brach in dieser Stadt ein offener Aufstand aus. Die Fahne der Republik, der geflügelte Löwe des heiligen Marcus, ward abgerissen, und der venetianische Proveditore Ottolini verhaftet. Zu gleicher Zeit ward von den Aufrührern eine Protestation gegen die venetianische Herrschaft aufgesetzt, und französische Offiziere sammelten zu derselben Unterschriften ein. Diese Bewegung verbreitete sich bald nach Brescia, Crema und Vicenza, und ward überall von den Franzosen unterstützt. Der Senat, obgleich von dem Antheile derselben an diesen Meutereien unterrichtet, nahm die Miene an, sie nur seinen eigenen Unterthanen Schuld zu geben. Er beschloß jedoch, einige Mittel des Widerstandes zu ergreifen. Er zog die der Republik besonders anhänglichen slavonischen Soldtruppen zusammen, und schickte in Städte und Dörfer geheime Agenten mit dem Auftrage aus, das niedere Volk für die Regierung zu entflammen, und gegen die Neuerer und Franzosenfreunde einzunehmen. Eine Deputation von Senatoren, den Patricier Pesaro an der Spitze, begab sich zu gleicher Zeit in Bonaparte's Hauptquartier, um sich über die Theilnahme französischer Befehlshaber an diesen Bewegungen, obgleich in sehr gemäßigten Ausdrücken, zu beschweren. Dies hieß ihm

aber sein eigenes Unrecht vorwerfen, denn er hatte diese Unruhen im Geheimen und seit langer Zeit vorbereitet und begünstigt. Die Abgeordneten des Senats wurden von ihm übel aufgenommen, und ihre Klagen mit Drohungen beantwortet. Die venetianische Regierung beging die Schwäche, einen treuen und entschlossenen Proveditore, wie Ottolini war, durch Battaglia zu ersetzen, der sich den Franzosen immer günstig gezeigt hatte. Sie nahm keine kräftigen Maßregeln, um ihre erschütterte Autorität in der Terra ferma wiederherzustellen, und ihre Befehlshaber und Beamte zu schützen. Ueberall regte sich der Geist des Widerstandes, aber auch überall trat den Neuerern die Partei Derer entgegen, die der alten Verfassung treu bleiben wollten. Das Volk, von den Geistlichen angeregt, konnte seinen Haß gegen die Meuterer und die Franzosen nicht länger zurückhalten. Sie wurden, wo sie in geringer Zahl erschienen, angegriffen und verjagt, hier und da ermordert. Einzelne französische Posten wurden aufgehoben und Couriere und Transporte angefallen. In den Straßen von Verona ward unter den Augen der französischen Garnison, und unter den Kanonen der von ihnen besetzten Citadelle der Ruf nach Rache gegen sie vernommen.

Bonaparte hatte, als er die Nachricht von dieser Gährung erhielt, schon an den Erzherzog Carl geschrieben, und die österreichischen Bevollmächtigten in seinem Hauptquartier empfangen. Bei den Verhandlungen über die Bedingungen eines endlichen Friedensschlusses war auch Venedigs gedacht worden, und der französische Feldherr hatte auf die an Oesterreich grenzenden Besitzungen der Republik, als auf eine Entschädigung für etwaige Abtretungen von Seiten des Kaisers, hingewiesen. Venedigs Unstern wollte, daß die Kunde von Dem, was in mehren Gegenden der Terra ferma gegen die Franzosen geschehen, Bonaparte in einem Augenblicke zukommen mußte, wo er überhaupt Alles begierig aufzufassen geneigt war, was ihm eine Gelegenheit zu Beschwerden gegen

Kapitel I. die Republik geben konnte. Schon den neunten April (1797), zwei Tage nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes, sandte er seinen Adjutanten Junot, nachmaligen Marschall und Herzog von Abrantes, mit einem drohenden Schreiben an den Senat, in welchem er die Zerstreuung der in einigen Gegenden entstandenen Zusammenrottungen, und die Auslieferung der Rädelsführer an ihn selbst verlangte, und widrigenfalls mit Krieg drohte. Junot las diese in Form und Inhalt höchst verletzende Mittheilung in einer Sitzung des Senates vor, der früher nicht nur an die tiefste Ehrfurcht seiner eigenen Unterhanen, sondern selbst an die Huldigungen der größten Souveraine gewöhnt gewesen war. Die Senatoren konnten, anstatt über den Ton dieses Schreibens entrüstet, und zu einer kräftigen Maßregel, die noch Alles retten konnte, veranlaßt zu werden, ihren Schrecken nicht verbergen. So sehr waren die Erben vieler großen Namen, die Abkömmlinge der ältesten Aristokratie in Europa, entartet. Der Doge Manini, ein redlicher, aber alter und schwacher Mann, erwiderte dem Adjutanten Bonaparte's mit zitternder Stimme, daß der Senat über die Forderungen des Generals berathschlagen, und sich in nichts von seinen, dem französischen Volke geneigten Gesinnungen entfernen werde. Nach einer solchen Botschaft, so empfangen, konnte man behaupten, daß die venetianische Republik nicht mehr existirte, sondern moralisch schon untergegangen war.

Während die Großen, Edeln, die Abkömmlinge berühmter Krieger und Staatsmänner, innerhalb der Lagunen, eine so entehrende Schwäche bewiesen, bewaffnete sich das Volk in der Terra ferma mit Eifer und Leidenschaft für diese unwürdigen Gebieter. Es ist ein eigener Zug, der in der Geschichte beim Untergange alter berühmter, aber gesunkener Dynastien und Institutionen mehr als ein Mal hervorbricht, daß Die, welche von ihnen bisher abgehangen, sich vielleicht oft über sie zu beklagen Ursache gehabt haben, doch von ihnen nicht lassen

wollen, und sich für sie, obwohl meist zu spät, erheben. Jene geben sich meist mehr selbst auf, als daß sie verlassen werden. — Diese Bewegung unter dem Volke ward durch die Nachricht von den Unfällen vermehrt, welche die Franzosen in Tyrol erfahren hatten. Die Proclamationen des österreichischen Generals Laudon, der Joubert aus Tyrol vertrieben hatte, wurden überall verbreitet und mit Begierde gelesen. In diesen ward behauptet, daß die französische Armee geschlagen, zerstreut sei, und daß für jeden ächten Italiener der Augenblick gekommen, für die durch sie erlittenen Verletzungen Rache zu nehmen. Der venetianische Proveditore Emili, ein Mann von Kraft und Muth, gab diesen Hoffnungen und Aufforderungen zu leicht Gehör, und nahm mit dem General Laudon Verabredungen zu einem allgemeinen Aufstande gegen die fremden Eroberer. Beide wußten nicht, daß das Schicksal Venedigs, um diese Zeit, zum Theil schon in den Präliminarartikeln des Vertrages von Leoben entschieden worden war, und daß Alles, was von ihnen gegen die Franzosen unternommen werden konnte, nur zum gänzlichen Untergange der Republik beitragen sollte. Denn Bonaparte bedurfte nur eines Vorwandes, um seinen Plan vollständig zu enthüllen und zu erreichen. Das Zeichen zum Aufstande war indessen einmal gegeben, und das Volk, ohnedies entflammt genug, nicht mehr aufzuhalten. Dreißig bis vierzig tausend Bauern rotteten sich um Verona zusammen, und ein Theil der Bevölkerung dieser Stadt erhob sich zu ihren Gunsten. Die Franzosen zogen sich in die Citadelle zurück, aber alle konnten dieses Asyl nicht schnell genug erreichen. Der General Balland, der die Garnison commandirte, schoß auf die Stadt, um die Aufrührer zu erschrecken. Das Feuer der Franzosen tödtete Frauen und Kinder, und beschädigte mehre öffentliche Gebäude, fachte aber dadurch die Wuth des Volkes nur um so höher an. In der Umgegend wurden, wie in Verona selbst, die Sturmglocken geläutet, und überall ertönte der Ruf:

Kapitel I. »Tod den Franzosen!« — Die unter diesen, welche in ihren Schlupfwinkeln entdeckt oder auf den Straßen ergriffen wurden, endigten unter Martern aller Art ihr Leben. Die Wuth des Volkes ging so weit, daß, ein selbst in den wildesten Zeiten seltener Fall, fünf bis sechs hundert Kranke oder Verwundete in dem Militairhospital niedergemacht wurden. Die Tapferen, welche die Schlachten von Lodi, Arcole und Rivoli überlebt hatten, fielen hier wehrlos unter den Messern, Beilen und Spießen einer bis zur Raserei erhitzten Menge. Der General Balland ließ, als er von diesen Gräueln hörte, einen Hagel von Bomben und glühenden Kugeln auf die Stadt schleudern, die alsbald an allen Ecken in Brand gerieth (siebenzehnten April). Der Provedidore Emili führte den Aufrührern eine Verstärkung zu, und versprach ihnen, in seinem blinden Vertrauen auf Oesterreich, die Unterstützung dieser Macht. Außerdem entflammte ein Kapuzinermönch die Leidenschaft des Volkes durch seine Reden auf dem öffentlichen Platze, durch seine glühenden Schilderungen der von den Franzosen erlittenen Unbilden, und die Kraft und Begeisterung, mit der er Italien, sich von der Herrschaft der Fremden zu befreien, aufforderte.

Aber während das Volk, bei der Verblendung seiner Häupter und seiner eigenen Unwissenheit über die wahre Lage der Dinge, Hülfe von den Oesterreichern erwartete, näherten sich die Franzosen der Stadt. Nach einigem Widerstande wurden die Thore erbrochen, und die vornehmsten Straßen und Plätze besetzt. Die französischen Generale Chabran, Lafoz und Chevalier suchten das Rachegefühl ihrer Soldaten so viel als möglich zu bezähmen. Sie erlaubten dem Landvolke, sich zu verlaufen, und erklärten, nur die Führer des Aufstandes für das Vorgefallene verantwortlich machen zu wollen. Der Proveditore Emili, die Patricier Verita und Malenza und jener beredte Kapuzinermönch, wurden vor eine Militaircommission gestellt, und erschossen. Während die mei-

sten französischen Befehlshaber bei dieser Gelegenheit, wenn man die Umstände in Betracht zieht, eine seltene Großmuth und Mäßigung bewiesen, so verfuhr die militairische Administration mit der größten Härte und Habsucht, und ging so weit, das Pfandleihhaus in Verona, das für mehre Millionen an Werth enthielt, in Beschlag zu nehmen, und dadurch zahllose Personen um das Ihrige zu bringen. Die Revolution, die in Frankreich selbst meist nur den Vornehmen und Reichen furchtbar gewesen, fing im Auslande auch die Niederen und Armen zu drücken und zu berauben an.

Die Gegenwart des Generals Baraguay d'Hilliers, der mit seinen militairischen Talenten den menschenfreundlichsten Charakter verband, und überall eine gute Mannszucht gehalten, hatte verhindert, daß der Aufstand sich nicht über die ganze Terra ferma verbreitete, und den Zorn des französischen Kriegsvolkes zu mäßigen gewußt. Aber der größte Schrecken bemächtigte sich Venedigs, als zu derselben Zeit die Nachricht von den Metzeleien in Verona und der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in Leoben einlief. Man verlor auf diese Art die letzte Hoffnung, von Oesterreich unterstützt zu werden, auf dessen Hülfe man im schlimmsten Falle gerechnet hatte. Niemand kannte den Inhalt des Tractats von Leoben, aber Alle ahnten, daß die contrahirenden Mächte ihre Streitigkeiten auf Venedigs Kosten geschlichtet hätten. Der Senat tröstete sich einen Augenblick lang damit, daß der Aufstand in Verona den siebenzehnten April vorgefallen, und die Präliminarartikel in Leoben am achtzehnten April unterzeichnet worden, zwischen beiden also keine Verbindung möglich gewesen sei. Aber eine Depesche des Patriciers Grimani, venetianischen Botschafters in Wien, an seine Regierung, enthielt die Worte: »Fürchtet vor allen Dingen den Frieden! Er wird nur zu Venedigs Nachtheil geschlossen werden. Ich habe die Gedanken des Baron von Thugut durchschaut. Er verlangt die venetianischen Besitzungen als Ersatz für den Verlust des Mailändischen.«

Kapitel I.

Die Grundsätze der französischen Revolution, die unter einem Theile der höheren und mittleren Classen der Terra ferma, zum Theil aus Opposition gegen die venetianische Regierung, zum Theil aus Nachahmung und Neuerungssucht, selten aus tiefer Ueberzeugung, Eingang gefunden, hatten sich allmälig in Venedig selbst verbreitet. In der Terra ferma waren Volk und Geistlichkeit denselben entschieden abgeneigt geblieben, und ein Theil des einheimischen Adels hatte sie nur als ein Mittel, sich von der Herrschaft der venetianischen Oligarchie zu befreien, angenommen. Eine Menge ehrgeiziger Bürger hatten sich ihnen ebenfalls nur aus Interesse zugewandt. Diese hofften, durch eine Umwälzung des Bestehenden, wie in Frankreich, in den Besitz der höheren Aemter und der öffentlichen Macht zu kommen, um sie dann zu ihrem persönlichen Vortheil auszubeuten. Nur eine geringe Anzahl Denker, Gelehrten, Litteratoren u. s. w. hatte die Revolution, um durch sie die in ihrem Innern wohnenden Ideale im Leben verwirklichen zu können, mit aufrichtiger Begeisterung und Liebe umfaßt. — In Venedig selbst, wo die Geistlichkeit ausschweifender und zuchtloser, als irgendwo in Italien, war, hatte sie seit langer Zeit fast allen moralischen Einfluß auf das Volk verloren. Sie war weder für noch gegen die alte Verfassung, in der sie nur eine sehr untergeordnete Stellung eingenommen, von der sie immer sehr streng beaufsichtigt, und zuweilen gedrückt worden war. Aber hier gab es nicht unter dem Adel, wie in einigen anderen venetianischen Gebieten, eine Partei, die mit den revolutionairen Ideen in Bund zu treten geneigt gewesen wäre. Das venetianische Patriciat hatte von ihnen Alles zu fürchten, und nichts zu hoffen. Die Mitglieder dieser Classe waren durch Lage und Vortheil von der übrigen Bevölkerung ihres Staates zu sehr verschieden, als daß sie mit ihr dieselben Wünsche oder Ueberzeugungen hätten theilen können. Selbst Diejenigen unter ihnen, die eine Modification ihrer alten Constitution für zeitgemäß

und nothwendig hielten, und auch deren gab es nur Wenige, hätten nie ihre Grundlage, das Regiment einer erblichen Aristokratie, aufgeben wollen. Das venetianische Patriciat stand nicht bloß an der Spitze seines Landes, es besaß dasselbe, wie in absoluten Monarchien ein regierendes Haus, als ein politisches Eigenthum. Das Volk war von allen öffentlichen Rechten ausgeschlossen, und in Bezug auf alle allgemeine Verhältnisse als eine willen- und seelenlose Maschine behandelt worden. Zugleich war aber in Venedig von jeher ein Stand reicher Bürger vorhanden gewesen. Denn der politische Despotismus dieser Verfassung hatte den materiellen Interessen stets große Aufmerksamkeit bewiesen, den Wohlstand befördert, und den mittleren Classen in dieser Beziehung vielen Vorschub geleistet. Die Mittel der Erziehung und des Unterrichts waren zahlreich und Jedermann zugänglich gewesen. Gleichwohl war der reichste Kaufmann oder der talentvollste Advocat und Arzt, wenn er nicht zu der patricischen Kaste gehörte, politisch eben so vollkommen null wie der letzte Ruderknecht oder Matrose geblieben. Das Patriciat hatte sich in früheren Zeiten, nach einigen großen öffentlichen Gefahren, wie nach dem Kriege mit Genua im funfzehnten Jahrhundert und einige Male später, durch venetianische Bürger ergänzt, die durch ihren Patriotismus hervorgetreten waren. In der letzten Zeit war dies nur sehr selten geschehen, und nur einige der reichen Adeligen der Terra ferma in den Senat aufgenommen worden. Das Patriciat war allmälig eine ganz abgesonderte Classe, gleichsam eine vielköpfige herrschende Familie geworden, deren Mitglieder an Vermögen, Bedeutung und Ursprung unter einander sehr verschieden, aber alle an Rechten einander gleich waren, und zwischen der und selbst den ersten Ständen des Volkes eine unübersteigliche Kluft lag. Dieser sonderbare Zustand, dem nichts in Europa glich, wo, wie in Venedig, einige hundert Familien, nicht, wie die Adeligen im Mittelalter, über arme, unwissende, zu ihren Füßen liegende Bauern, sondern über zum Theil reiche,

Kapitel I.

fähige, mitten unter ihnen wohnende Bürger, welche dasselbe Dasein führten, in allen Privatverhältnissen mit ihnen nach denselben Gesetzen gerichtet wurden, und zu denen sie selbst ursprünglich gehört hatten, unumschränkt geboten, und diese von aller Theilnahme am öffentlichen Leben, am Schicksal des Staates ausschlossen, war nur durch die einsame, abgeschlossene Lage dieser Stadt, die Kraft und Thätigkeit, welche der herrschende Stand früher bewiesen, und die mysteriösen Kunstgriffe und tyrannischen Mittel, durch die er seine Herrschaft aufrecht erhielt, möglich geworden. — Seit langer Zeit aber war diese Aristokratie so träge, schwach und weichlich geworden, daß der Contrast zwischen Dem, was sie als Ganzes vorstellte, und Dem, was ihre einzelnen Glieder bedeuteten, Jedem auffallen mußte, der sie in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte. Die reichere und aufgeklärtere Classe der venetianischen Bürgerschaft mußte deshalb, je nach den Umständen, gegen sie gleichgültig, oder ihr in hohem Grade abgeneigt werden. Die in der letzten Zeit nur aus Feigheit und Schlaffheit gewählte Politik dieser Regierung, sich in dem Kampfe zwischen Frankreich und Oesterreich neutral zu halten, die Aufrechthaltung einer solchen Neutralität aber durch keine kriegerischen Rüstungen zu unterstützen, mußte sie den mittleren Classen, die eine Vorstellung von der Lage der Dinge besaßen, verächtlich machen. Die Ideen der französischen Revolution hatten sich unter solchen Umständen in Venedig verbreiten müssen, wären aber, ohne Bonaparte's Siege und den Eintritt der französischen Truppen in das Gebiet der Republik, entweder in ihrem ersten Entstehen erdrückt worden, oder hätten sich öffentlich nie zu zeigen gewagt. Denn sie gingen nicht, wie zum Theil in Frankreich, aus Begeisterung, Ueberzeugung, aus lang genährten politischen Doctrinen und Principien hervor, sondern waren durchaus praktischer und individueller Natur, hatten ihren Grund in der Gleichgültigkeit und Abneigung gegen eine willkürliche und zugleich schwache Regierung,

und in dem Verlangen, sich an deren Stelle zu setzen. Wer aber die Freiheit oder irgend eine Idee nur um seines Vortheiles willen liebt, wird sich hüten, zu ihrer Erreichung sein Eigenthum oder Leben auf das Spiel zu setzen. — Sobald aber die französischen Waffen in die Nähe von Venedig gedrungen, konnten sich die demokratischen Grundsätze daselbst ohne große Gefahr zeigen, denn die patricischen Machthaber wagten nicht, gegen Die, welche sich zu ihnen bekannten, und als Anhänger eines siegreichen und drohenden Feindes auftraten, die früher übliche Strenge in Anwendung zu bringen. Der venetianische Senat setzte durch seine unbewaffnete Neutralität nicht nur die Terra ferma den Durchzügen der Franzosen und Oesterreicher, sondern seine Macht in seiner eigenen Hauptstadt aus. Die demokratische Partei in Venedig wurde, und zwar ziemlich öffentlich, von Villetard, dem politischen Agenten des französischen Directoriums bei dem venetianischen Senate, geleitet, und hielt ihre Versammlungen sogar in dessen Hause. Ihr Zweck war die Erhaltung ihres Staates mit einer den französischen Principien nahe kommenden Verfassung. Alles vereinigte sich in dieser letzten Zeit, um die venetianische Regierung in Schrecken zu setzen, sie zu betäuben und rath- und bewegungslos zu machen. Nicht nur die Terra ferma, sondern auch die entfernteren Besitzungen der Republik, wie Istrien und Dalmatien, wurden allmälig von österreichischen und französischen Truppen besetzt, die nach einem gemeinsamen Plane zu handeln schienen. Die Nachricht verbreitete sich, daß selbst die Könige von Sardinien und Neapel bei einem allgemeinen Frieden sich auf Kosten Venedigs vergrößern würden. Französische Kriegsschiffe wurden im adriatischen Meere und selbst in der Nähe der Lagunen gesehen. Zu spät ward der Senat gewahr, daß er die Wiege und das frühere Bollwerk seiner Größe, die Seemacht, eben so wie alles Uebrige, vernachlässigt hatte. Mehr als dies Alles erschreckten ihn die Stimmen und Bewegungen der

Kapitel I. sich immer lauter regenden Demokraten, die, des französischen Beistandes gewiß, was ihnen an Zahl fehlte, durch Kühnheit und öffentliches Auftreten zu ersetzen wußten. Diese hatten eine Verfassung unter sich berathen, und verbreiteten sie unter dem Volke, welche die Ideen der französischen Revolution in der Heimath der ältesten Aristokratie, und unter einer Bevölkerung realisiren sollte, die durch Lage, Gesinnung und Gewohnheit dem Alterthum und dem Orient näher, als dem übrigen Europa, und namentlich Frankreich, stand. Diese Stimmen des Aufruhrs und Widerstandes in der Stadt der Lagunen, wo Alles seit Jahrhunderten an eine schweigende Unterwerfung gewöhnt gewesen, wo bisher vom Volke keine politische und religiöse Tendenz irgend einer Art untersucht und bestritten worden, wo das ganze Leben seit langer Zeit eine sonderbare Mischung von politischer Tyrannei und privater Zügellosigkeit, von innerer Furcht und äußerer Sorglosigkeit gewesen, brachten die politischen Machthaber dieses gesunkenen Gemeinwesens um die wenige Fassung, die ihnen bisher übrig geblieben war.

Ein letztes Mittel stand dieser Regierung noch zu Gebot, nicht um die Integrität aller ihrer Besitzungen oder ihre ganze bisherige politische Verfassung zu bewahren, dies war unter den vorhandenen Umständen unmöglich geworden, sondern um wenigstens einen Theil zu retten, und sich als Staat zu erhalten. Sie mußte die Demokraten, die in der letzten Zeit ziemlich öffentlich aufgetreten, und deren Personen meist bekannt waren, in Gewahrsam bringen, die wichtigsten Vertheidigungsposten der Stadt von den ihr treu gebliebenen slavonischen Soldtruppen, die dazu mehr als hinreichend waren, besetzen, und durch eine kräftige Proclamation das Volk, im Falle eines Angriffes auf die Stadt, zu den Waffen rufen. In diesem Augenblicke der Unruhe und Noth eine Modification in der Verfassung vorzunehmen oder zu versprechen, wäre unstatthaft, nicht nur ein Beweis der Furcht und Schwäche gewesen, sondern hätte die Menge verwirrt und unschlüssig ge-

macht. Hierzu wäre erst, wenn der Augenblick der äußersten Gefahr vorübergegangen, die rechte Zeit gewesen. Von dem Allen that der Senat nichts, sondern beschloß, sich willen- und widerstandslos dem Zufalle und den Ereignissen zu überlassen. Er neigte sich endlich zu einer Aufgebung der alten Constitution hin, und hoffte dadurch die Demokraten zu entwaffnen, die Gunst der Franzosen zu gewinnen, und die Republik, wenn auch unter einer anderen Form, zu retten. Es war nicht etwa eine Regung von Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an die Existenz seines Staates, die ihn zu dieser Resignation veranlaßte. Die Republik hatte er immer nur als sein Eigenthum betrachtet, und sie nur so weit geliebt, als sie ihm gehörte. Er besaß weder den monarchischem Patriotismus, der einen Souverain veranlassen kann, sich für sein Volk, wie ein Vater für seine Familie, aufzuopfern, noch den Heroismus der Häupter eines freien Gemeinwesens, welche den Namen und die Ideen ihres Staates über ihr eigenes Dasein stellen, und sich nur als einen integrirenden Theil desselben betrachten. Diese Patricier hofften, sobald der Republik ein Schatten von Unabhängigkeit, wenn auch in verminderten Grenzen blieb, allmälig und unter günstigen Umständen, vermöge ihres alten Einflusses, ihrer Reichthümer und Verbindungen, die öffentliche Macht wieder an sich bringen zu können, die sie für den Augenblick aufzugeben für nothwendig hielten. Was sie aber jetzt den Franzosen willfährig machte, war, daß sie seit den Friedenspräliminarien von Leoben diese weniger als Oesterreich fürchteten. Denn nicht das ferne Frankreich, wohl aber das nahe Oesterreich konnte sich auf Venedigs Kosten vergrößern. Der Senat glaubte deshalb, durch eine vollkommene Hinneigung zu den französischen Grundsätzen, sich Ansprüche auf den Schutz dieser Macht zu erwerben, und wenigstens nicht ganz zu Grunde zu gehen. In dieser Absicht versammelte sich der große Rath, zu dem alle großjährigen Patricier gehörten, und der die souveraine

Kapitel I. Nation und Republik ausmachte, am ersten Mai (1797). Die Bewegungen der demokratischen Partei und ihre Drohungen, ihr laut ausgesprochener Wunsch nach einer Veränderung in der Verfassung, und der Wille Frankreichs, auf den sie sich beriefen, hatten diese Versammlung veranlaßt. Der Doge Manini schlug eine Modification der Constitution vor, ohne jedoch in die Einzelheiten einer solchen Maßregel einzugehen. Jedermann begriff jedoch, daß darunter eine Abschaffung des bisherigen aristokratischen Regiments gemeint war. Der große Rath nahm diesen Vorschlag mit fünf hundert acht und neunzig Stimmen gegen ein und zwanzig an, ohne sich jedoch weiter zu erklären. — Die niederen Classen der venetianischen Bevölkerung fingen sich jedoch, sobald was vorgegangen war, ruchbar wurde, zur Erhaltung der alten Verfassung zu regen an. Es war sonderbar, daß Diejenigen sich für einen Zustand der Dinge erklärten, denen er feindlich und zuweilen selbst erniedrigend hätte erscheinen können. Dies war aber in der Wirklichkeit nie der Fall gewesen. Der Stolz und Druck des herrschenden Standes hatte sich nur den höheren Classen des Bürgerstandes, aber nie dem eigentlichen Volke, fühlbar gemacht. Es war diesem letzteren nie in den Sinn gekommen, und konnte ihm nie in den Sinn kommen, seine Gebieter in ihren Rechten und Vortheilen beneiden, oder die politische Macht mit ihnen theilen zu wollen. Dieses Volk bestand aus Krämern, Handwerkern, Schiffern, Dienern u. s. w. Diese Alle hatten unter der aristokratischen Constitution eines reichlichen, leichten und fröhlichen Daseins genossen, und waren im vollen Gebrauche der mit ihrer Lage verträglichen Freiheiten nie gestört worden. Die Regierung hatte eine strenge aber unparteiische Justiz gehandhabt, und keine Bedrückung des Volkes geduldet. Von der Rohheit und dem Uebermuthe, mit denen die niederen Classen von den höheren in den meisten europäischen Ländern, wo der Landmann in persönlicher Unfreiheit gehalten wurde, und besonders in denen, wo Alles auf das Militairwesen be-

rechnet war, behandelt wurden, war in Venedig keine Spur vorhanden. Die Klagen des Niedrigsten wurden wie die des Höchsten berücksichtigt. Die Frau des vornehmsten Patriciers konnte von der des geringsten Arbeiters gerichtlich belangt werden, und selbst die Gemahlin des Dogen mußte in solchen Fällen persönlich vor dem Tribunal erscheinen. Auch war dieses Volk außerdem in Allem, was nicht die politische Organisation des Staates anging, an eine große persönliche Unabhängigkeit und selbst Zügellosigkeit gewöhnt worden, wie sie ungefähr zu derselben Zeit in Rom unter der Priesteraristokratie stattfand. Es bestand zugleich in diesem von dem übrigen Europa so verschiedenen Zustande zwischen den Edlen und dem Volke ein Patronats- und Clientelarnexus, wie im alten Rom, nur ohne politische Bedeutung. Jeder, wenn er auch nicht im Dienste eines Patriciers war, besaß in dieser Classe einen Gönner und Beschützer, bei dem er sich in allen Fällen Rath erholen, dessen Hülfe er nöthigenfalls ansprechen konnte, und den er als ein freiwillig gewähltes Oberhaupt ansah. Außer diesem an sich guten und vernünftigen Nexus fand aber zwischen den Großen und dem Volke eine ihrem Wesen nach unsittliche Verbindung Statt, die gewöhnlich beide verdarb, aber den Abstand der äußeren Stellung zwischen ihnen milderte, und eine große gegenseitige Vertraulichkeit hervorbrachte. Die in dieser Stadt von Alters her herrschende Zügellosigkeit hatte die unerlaubten Verbindungen zwischen beiden Geschlechtern zu einer allgemein herrschenden Gewohnheit gemacht. Die ärmeren Classen überlieferten, so zu sagen, ihre schönen Frauen und Töchter den Vornehmen, erhielten dafür Geschenke, Pensionen, und oft wurden Mädchen aus dem Volke zu dieser Bestimmung geradezu erzogen. Bei den zahllosen Liebeshändeln und Intriguen aller Art traten die Diener und Schützlinge der Edlen in den nächsten Verkehr mit diesen. Die Vornehmen hatten außerdem bei Verfolgung einer Privatrache, die sehr gewöhnlich war, bei der Verheimlichung der damit

Kapitel I. zusammenhängenden Vergehen, denn die Justiz war streng und für Alle dieselbe, der Hülfe und Verschwiegenheit der Niederen nöthig. — Das Volk nahm an den zahlreichen Festen und Feierlichkeiten, selbst vielen verfeinerten Genüssen, wie Musik, Schauspiel, seinen Theil fast eben so wie die Großen hin, und lebte bei leichter Arbeit in einem Wechsel von Zerstreuungen, die ihm sein Dasein nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm machten. Aus allen diesen Gründen war der venetianische Adel bei der Menge beliebt, und nur dem Theile des Mittelstandes verhaßt, der durch sein Vermögen und seine Erziehung, ohne die politischen Schranken, sich mit ihm auf demselben Schauplatze hätte bewegen können. — Das Volk bewies deshalb, als es sich um Gründung eines anderen politischen Zustandes, als des bisherigen, handelte, für diesen eine lebhafte Theilnahme. Außer den Vortheilen seiner äußeren Lage, die es bei einer Umwälzung zu verlieren fürchtete, wirkten noch edlere Beweggründe zu dieser Gesinnung mit. Die Bevölkerung Venedigs hatte, ungeachtet ihres politischen Joches, immer lebhaftes Selbstgefühl und große Vaterlandsliebe bewiesen, und das größte Verbrechen, das man den patricischen Machthabern zur Last legen kann, ist, anstatt diese Stimmung zu befestigen und zu verallgemeineren, sie auf jede Art unterdrückt zu haben. Der gemeinste Venetianer sah den Slavonier, den Dalmatier, den Corfioten als einen Unterthanen seiner Republik, fast als seinen eigenen Unterthanen an, denn obgleich er von allen höheren Rechten ausgeschlossen war, so hatte er seine Art zu denken und zu empfinden doch nie von dieser Republik getrennt. Sie erschien ihm in der Fahne des heiligen Marcus, in den prachtvollen Gebäuden seiner Stadt, in ihrer Herrschaft über so viele entfernte Landschaften und Inseln personificirt. Er wußte sehr wohl, daß seine Vorfahren zu diesem Allen durch ihren Muth und ihre Thätigkeit beigetragen hatten. Denn ungeachtet der tiefen Veränderung, die das ausschließende aristokratische Regiment in den Sitten

des Volkes hervorgebracht, so war doch nie die Erinnerung daran verschwunden, daß die Republik lange vor der Einführung der Oligarchie bestanden, und keinesweges mit und durch dieselbe gegründet worden war. Venedig hatte sich, wie die Eroberung Istriens, Dalmatiens, Konstantinopels beweist, in einer Epoche erhoben, wo das Volk an allen politischen Angelegenheiten Theil nahm, und wo es viele ausgezeichnete Geschlechter, aber keinen abgeschlossenen Adelstand gab. Dazu kam noch, daß die alten Familien Venedigs, alle in derselben Stadt wohnend, seit Jahrhunderten unter den Augen des Volkes waltend, in ihrem Ursprunge, ihrer Geschichte, den Thaten ihrer Vorfahren, der Menge vertrauter und bekannter, als irgend eine andere Aristokratie, waren. Ihre allmälige Entartung war den niederen Classen verborgen geblieben, da immer dieselben Namen, Gebräuche und Formen herrschend geblieben waren, und der politische Druck, den sie der Menge auflegten, ward von dieser nicht empfunden. Das Bestehen der Republik schien an sie gebunden zu sein, für diese hegte das Volk, trotz ihres tiefen Verfalles, eine lebhafte Theilnahme, und konnte sich kein Glück, keine Zufriedenheit ohne sie denken. Venedig war mit seinem Alterthum, seinen Denkmalen, seinen Festen, seinen Erinnerungen, nicht nur für den Fremden, sondern, vor Allem, für seine eigene Bevölkerung, in einen poetischen Nimbus gehüllt, dessen Verschwinden eine tiefe Trauer erregte.

Am zwölften Mai (1797) versammelte sich der große Rath von Neuem, und diesmal, um sich für immer aufzulösen, und seinen eigenen Untergang auszusprechen. Als seine Mitglieder diesen Beschluß gefaßt, riefen sie bei ihrem Auseinandergehen, in der Gewohnheit und Ueberzeugung, daß sie den eigentlichen Staat ausmachten: »Es giebt kein Venedig mehr und keinen heiligen Marcus!« — Die aristokratische Constitution, zu der schon im dreizehnten Jahrhundert der Grund gelegt war, die aber erst im Anfange des vierzehnten sich vollendete, hatte demnach ungefähr ein halbes Jahrtausend ge-

Kapitel I.

dauert, obgleich ein Theil des venetianischen Adels noch weiter zurückreichte, und manche seiner Familien, wie die sogenannten tribunitischen, für die ältesten historischen Namen in Europa gehalten werden können, von denen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch Repräsentanten vorhanden waren. Es hat in der Geschichte mehr wie einmal mächtige Souveraine gegeben, die ihre Gewalt niedergelegt, wie z. B. Diocletian, Carl V., was, wenn es mit Bewußtsein geschieht, immer eine gewisse Größe und Erhabenheit des Charakters voraussetzt. Aber die Abdankung eines ganzen Standes kann nie eine freiwillige sein, sondern kann nur aus Schwäche oder Zwang hervorgehen. Denn ein Fürst, der sich in das Privatleben zurückzieht, giebt deshalb das Princip der Monarchie nicht auf, sondern überläßt den Thron einem Anderen. Eine ganze Classe aber, die sich selbst auflöst, erkennt dadurch stillschweigend an, daß die Idee, die sie bisher dargestellt, entweder eine an und für sich falsche gewesen, oder daß sie zu deren Behauptung unfähig geworden ist. Außerdem läßt sich eine innere moralische Entsagung, aus Ueberzeugung von der Unrechtmäßigkeit gewisser Ansprüche und Rechte, wohl bei Einzelnen, aber nie bei einem ganzen Stande voraussetzen. Der venetianische Senat war so wenig von Dem, was in der alten Verfassung Selbstsüchtiges, Ungerechtes und Unnatürliches lag, überzeugt, daß er freiwillig nie in eine Modification derselben gewilligt, kaum den Gedanken daran hätte aufkommen lassen. Er entsagte jetzt seiner Gewalt nur aus Furcht und Schwäche, um seine Personen und Besitzungen sicher zu stellen. Uebrigens war seine Macht, obgleich von der Zeit sanctionirt, ihrem Ursprunge nach nichts weiter, als eine von den Umständen begünstigte Usurpation gewesen, daher der unheimliche tyrannische Charakter dieser Constitution, die sie von allen anderen Institutionen unterscheidet, und zu einer einzigen Erscheinung in der Geschichte macht. Venedig war ursprünglich eine Demokratie, obgleich mit aristokratischen

Elementen vermischt, gewesen. Nachdem nämlich das Volk mehre Generationen hindurch dieselben Familien zu seinen Vertretern in den großen Rath gewählt hatte, erklärten sich endlich diese zu einer abgesonderten Körperschaft, und legten sich ein erbliches und persönliches Recht bei, während sie früher nur eine ihnen von ihren Mitbürgern übertragene Autorität ausgeübt hatten. Die Aristokratien der alten Welt waren aus dem Kasten-, Stamm- und Familienprincip hervorgegangen, und eine an die älteste Entwickelung der Menschheit reichende Erscheinung gewesen. Der Herrenstand des Mittelalters war auf die Thatsache einer Eroberung gegründet worden, und hatte übrigens die Monarchie nicht ausgeschlossen. Das venetianische Patriciat dagegen verdankte seine Entstehung einer Verletzung früher vorhanden gewesener Rechte, zwar lange vorbereitet, aber doch wider den Willen des Volkes veranlaßt, das getheilt, überrascht, entwaffnet, zu keinem Widerstande fähig war. Denn wenn man zu allen Zeiten der Geschichte Nationen gesehen hat, welche die öffentliche Gewalt einem Einzigen übertrugen, der sie in seinem Hause erblich machte, so giebt es kein Beispiel, daß ein Volk einer Menge von Familien eine erbliche und unumschränkte Autorität freiwillig anvertraut hätte. Die wenigen rein aristokratischen Constitutionen der modernen Welt sind, wenn sie nicht aus einer Eroberung hervorgegangen, und in diesem Falle über ihnen ursprünglich Fremde geherrscht haben, stets das Werk einer mehr oder weniger verhüllten aber immer erkennbaren Usurpation gewesen. Sie können lange auf eine natürliche Art, durch Umstände, Bedürfnisse, vorbereitet worden sein. Der Moment aber, in dem sie sich vollkommen aussprechen und festsetzen, war nur durch Anmaßung, Gewalt und List herbeigeführt worden. Denn selbst die unumschränkteste Monarchie kann noch für eine Vertretung der Nation gelten, eine Aristokratie, wie die venetianische, schließt diesen Begriff von selbst aus. Wie willkürlich und tyrannisch dieses Patriciat regiert, wie ent-

Kapitel I.

nervend und entsittlichend es auf seine Unterthanen gewirkt, kann besonders aus dem Umstande erkannt werden, daß ein so abnormer und monstruoser Zustand, ein solches Gewebe von Trug, Heimlichkeit, Gewalt und Grausamkeit fast nie den geringsten Widerstand erregt, sondern als eine herkömmliche, nothwendige Thatsache, fast ohne Beurtheilung angenommen und ertragen wurde. Das patricische Venedig hat übrigens, zur Zeit seiner Größe, noch besser als das päpstliche Rom, den Charakter des modernen Italiens, die sonderbare Mischung von Kraft und List, von Unterdrückung in den öffentlichen, und Zügellosigkeit in den besonderen Verhältnissen des Lebens, von Unsittlichkeit und Schönheitssinn, dargestellt.

Aller dieser Mängel ungeachtet, waren, wie gesagt, die niederen Classen Venedigs, denen die Schattenseiten dieser Verfassung verborgen geblieben und die nur an ihrem alten Glanze hingen, ihrer Erhaltung geneigt. Das Volk mochte außerdem, und mit Recht, eine vollkommene Entnationalisirung, eine Incorporation in ein fremdes Reich, ein Aufgeben der gesammten Vergangenheit, seiner Geschichte, und so zu sagen, seiner Natur, mehr als selbst den größten Druck einer einheimischen Regierung fürchten. Die Abdankung des großen Rathes erschien ihm deshalb wie eine Auflösung des Staates selbst. Der Senat hatte in seiner Rathlosigkeit und Furcht die Einschiffung von 15,000 slavonischen Soldtruppen befohlen, die er kurz vorher zu seinem Schutze und der Vertheidigung Venedigs herbeigerufen hatte. Es war dies der letzte Act seiner Autorität gewesen, durch den er es sich gewissermaßen unmöglich machen wollte, seine eigene Entlassung zurückzunehmen, und seine frühere Autorität wieder herzustellen. Die Menge gerieth besonders über diese letzte Maßregel, welche Venedig den in der Nähe stehenden Franzosen wehrlos überliefern sollte, in Wuth. Sie warf den Patriciern, die sich sehen ließen, ihre Feigheit und Ohnmacht vor, und wollte es auf sich nehmen, die Re-

publik wider den Willen ihrer bisherigen Gebieter zu retten. Aber es war zu spät. Der lange Despotismus hatte zwar nicht die Vaterlandsliebe des niederen Volkes gebrochen, aber ihm die zur Ausführung eines solchen Entschlusses nothwendige Vereinigung aller Einzelnen unmöglich gemacht. Die Menge eilte nach dem Hafen, um sich der Einschiffung der Slavonier zu widersetzen, und sie an ihre Spitze zu stellen. Ein Theil von diesen kehrte nach der Stadt zurück. Das Volk verbreitete sich über die Plätze und Straßen unter dem tausendfachen Rufe: »Es lebe der heilige Marcus!« — Es suchte die Anhänger der französischen oder demokratischen Partei auf, die sich aber meist klüglich in Sicherheit gesetzt hatten, um sie dem Tode zu überliefern, plünderte ihre Häuser, und bedrohte und beleidigte öffentlich die unter den Senatoren, die wegen ihrer nachgiebigen Furchtsamkeit bekannt waren, und, obgleich ohne Grund, des Verrathes angeklagt wurden. Auf diese Art entstand ein großer Tumult, der aber nichts ausrichten oder retten konnte. Der General Baraguay d'Hilliers rückte endlich mit einem französischen Corps in Venedig ein. Der Aufstand, der keine Führer besaß, legte sich alsbald, und es trat eine tiefe hoffnungslose Stille ein. Die Demokraten kamen jetzt unter dem Schutze der Franzosen wieder zum Vorschein. Sie errichteten eine Municipalität, einen neuen großen Rath, eine auf die Grundsätze der französischen Revolution basirte Verfassung, deren Entwurf längst fertig gewesen. Sie hofften, daß Frankreich sie in seinen Schutz nehmen, und ihnen ihr Gebiet erhalten, oder sie für etwaige Abtretungen angemessen entschädigen würde. Aber bald merkten sie, was sie von einem solchen Bunde zu erwarten hatten. Die Beraubung Venedigs ging seinem politischen Untergange voran. Auf Bonaparte's Befehl wurden die vorhandenen Kriegsschiffe und Galeeren von den Franzosen in Besitz genommen, um nach Toulon geführt zu werden. Der Löwe des heiligen Marcus und die vier bronzenen Pferde über dem Eingange

Kapitel I. der Marcuskirche wurden von ihren Gestellen gezogen und für Paris bestimmt. Bonaparte bewilligte endlich diesem neuen demokratischen Venedig einen Frieden, der ihm den größten Theil seiner Besitzungen erhalten sollte. Bald darauf aber weigerte er sich, diese Bedingungen zu vollziehen. Es kamen ihm zum ersten Male Zweifel über die Ausdehnung seiner Vollmachten, und er erklärte, sich an das Directorium wenden zu müssen. Der venetianische Botschafter in Paris, Querini, hatte die französischen Machthaber für die Erhaltung Venedigs als eines unabhängigen Staates zu stimmen gewußt, und sie erklärten diese Absicht an Bonaparte, der sich aber hieran nicht kehrte, sondern die vollkommene Auflösung der alten Republik bei sich beschlossen hatte.

In den oben erwähnten Friedenspräliminarien von Leoben waren öffentliche und geheime Artikel enthalten gewesen. In ersteren hatte der Kaiser die belgischen Provinzen, und was ihm auf dem linken Rheinufer gehörte, an die französische Republik abgetreten, in letzteren war über das Schicksal Italiens bestimmt worden. Oesterreich entsagte der Lombardei zu Gunsten Frankreichs, sollte aber dafür den größten Theil der venetianischen Terra ferma, Istrien und Dalmatien erhalten, Venedig aber für seine Abtretungen durch den Besitz der Romagna, Bologna's und Ferrara's entschädigt werden. Außerdem wurde der Theil des venetianischen Gebietes, der zwischen der Adda, dem Po, dem Veltlin und Tyrol lag, zur Disposition der französischen Republik gestellt. Die Festungen Palma nuova, Peschiera, Porto=Legnano, die Citadellen von Verona, Osopo und Brescia und selbst die Festung Mantua sollten dem Kaiser nach Abschluß eines definitiven Friedens, zu dem der Vertrag von Leoben als die Einleitung betrachtet wurde, zurückgegeben werden. Daß Bonaparte Mantua, den Gegenstand so vieler und langer Kämpfe, an Oesterreich überliefern wollte, ist so auffallend, daß man glauben muß, es sei ihm mit den Präliminarien von Leoben, was Italien

betrifft, schon damals kein Ernst gewesen, und daß er das Schicksal dieses Landes auf andere Bedingungen hin zu bestimmen dachte. Denn durch die Aufgebung Mantua's wäre die neu gestiftete cisalpinische Republik mit ihrer Hauptstadt Mailand jedem Angriffe preis gegeben gewesen, und die Erneuerung des Krieges den Oesterreichern in jedem Augenblicke möglich geworden. Daß Bonaparte überhaupt in diesem vorläufigen Tractat von Leoben, wie einige Monate später in dem definitiven Frieden von Campo Formio dem Kaiser, dessen Heere in Italien überall geschlagen worden, einen bedeutenden Theil dieses Landes zurück gab, ihn für den Verlust der entlegenen Niederlande durch das benachbarte Venetianische, durch Istrien und Dalmatien entschädigte, und seine Macht eher vermehrte als verminderte, war ein Irrthum seines sonst so berechnenden und durchdringenden Geistes, der nur daraus erklärt werden kann, daß er um jeden Preis Frieden wollte, um nach Paris zurückzukehren, und dort eine politische Rolle, wie bisher eine militairische, zu spielen. Aber hierin erscheint zum ersten Male seine rücksichtslose Selbstsucht, die später seinen Untergang verursachen sollte, auf eine auffallende Weise, und seine tiefe Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der italienischen Nation, in der er so große Hoffnungen und Erwartungen erregt hatte, die er so wenig zu befriedigen dachte.

Die Präliminarien von Leoben sprachen nicht die wahren Gesinnungen und Absichten der unterhandelnden Mächte aus, und wären bei einer definitiven Ausführung auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen. Frankreich konnte Mantua nicht in österreichischen Händen lassen, denn von diesem Bollwerk Oberitaliens hing der Besitz des Landes selbst ab. Was sollte aus Venedig werden, dem man den größten Theil der Terra ferma, Istrien und Dalmatien nehmen, die seit Jahrhunderten an seine Herrschaft gewöhnt waren, und dem man die ihm ganz fremde Romagna, Ferrara und Bologna geben wollte? Wie hätte es sich bei so ganz veränderter Lage und verminderter Macht

Kapitel I. als selbstständiger Staat erhalten können? Es war vorauszusehen, daß Oesterreich Mantua an Frankreich zurückgeben, dafür aber Venedig selbst verlangen würde. Wenn Bonaparte dem Kaiser überhaupt einmal die Terra ferma zuerkennen wollte, so mußte Venedig demselben ebenfalls überlassen werden, das ohne diese, bei der damaligen Lage Europa's, bei einer Nachbarschaft wie die Oesterreichs, der Verwirrung, die der Fall seiner alten Verfassung hervorbringen mußte, nicht zu gedenken, keinen Schatten von Unabhängigkeit hätte behaupten können. — Die Kunde von dieser in Leoben beschlossenen Theilung der venetianischen Staaten erregte in Paris große Unzufriedenheit. Man verglich sie mit der ersten Zerstückelung Polens, und sah die gänzliche Auflösung jener alten Republik voraus. Selbst die Anhänger der Revolution waren Venedig geneigt, seitdem es seine aristokratische Verfassung aufgegeben hatte, und hielten seinen alten Ruhm für einen rechtmäßigen Anspruch auf weitere Fortdauer. Man warf Bonaparte vor, daß er, in so vielen Schlachten über eine unumschränkte Monarchie Sieger, derselben den größten Theil eines freien Staates aufopfern wolle. »Oesterreich hat uns ohne Unterlaß bekämpft,« sagte man, »Venedig streckt die Arme nach uns aus, ahmt unsere Verfassung nach, und Venedig soll aufgeopfert werden. Warum könnte man, auf ein solches Beispiel gestützt, nicht morgen an der Schweiz thun, was man heute an Venedig thut? Was hat dies gegen uns verbrochen? Nichts — als daß es Alles von uns erduldet hat, ohne sich gegen uns zu erklären. Wir scheinen durch dies Verfahren den Völkern einen Wink geben zu wollen, daß die größte Gefahr für sie darin bestehe, sich nicht mit unseren Feinden zu verbinden, und an einem Kriege gegen uns keinen Theil zu nehmen.«

Bonaparte erfuhr diese Gesinnungen, die sich besonders in den beiden Räthen der Alten und der Fünfhundert aussprachen. Aber sein Plan stand fest, und weder diese Ankla-

gen, noch das traurige Geschick des ältesten und berühmtesten italienischen Freistaates, machten auf ihn einen Eindruck. Er verhärtete sich, seiner leidenschaftlichen und ausschließenden Natur nach, sogar gegen das Unrecht, das er beging, und gegen den Tadel, der ihn traf. Er äußerte sich in den Proclamationen und Tagesbefehlen an seine Truppen über die in dieser Beziehung in den beiden Räthen laut werdenden Stimmen mit Geringschätzung und Drohungen, und drückte die jetzige demokratische Regierung Venedigs, wie er es vorher mit der aristokratischen gethan hatte. Im Ganzen aber arbeitete er dadurch den Zwecken seines eigenen Ehrgeizes entgegen. Er war im Geheimen ein Gegner des Directoriums, und konnte nur durch dessen Fall an das Ruder der Republik kommen. Indem er aber die beiden Räthe, mit dem Directorium in offenem Kampfe begriffen, herabsetzte, und sich von ihnen trennte, befestigte er, ohne es zu wollen, das Directorium, und hörte, für dasselbe Partei nehmend, auf, der Schiedsrichter zwischen ihm und der Volksvertretung zu sein, wofür man ihn, seit dem außerordentlichen Glücke, das seine Waffen in Italien begleitet, anzusehen geneigt gewesen war. Das Directorium, sich auf die Zustimmung seines größten Generals und seines siegreichen Heeres stützend, die ihm zu Hülfe zu kommen sich bereit erklärten, unterdrückte die beiden Räthe, und machte sich von ihnen fast unabhängig. Für den Augenblick gab es Bonaparte bei den Verhandlungen in Leoben und Campo Formio nach, um seinen Beistand nicht zu verlieren. Als es aber seine Stellung, wenigstens auf einige Zeit hinaus, vollkommen gesichert sah, mußte Bonaparte, anstatt in Frankreich die erste Rolle zu spielen, die Expedition nach Egypten unternehmen, und er sah die Erfüllung seiner ehrgeizigen Hoffnungen zum Theil durch seine Schuld verzögert. — In der Zwischenzeit von dem Vertrage von Leoben bis zum Frieden von Campo Formio regierte Bonaparte Oberitalien nach seinem Gutdünken, als wäre er dessen Souverain gewesen. Sein Stolz gefiel sich in dieser Rolle,

Kapitel I.

und er spielte sie so gut, als wäre er von jeher an sie gewöhnt gewesen. Es schien ihm zweckmäßig, in Genua eine ähnliche Veränderung, wie in Venedig hervorzurufen, d. h. die dort bestehende, obgleich weniger ausschließend aristokratische Verfassung ebenfalls in eine demokratische verwandeln zu lassen. Er hatte zu dem Ende schon früher Die unter den genuesischen Senatoren, denen er einige Kraft und Selbstständigkeit zutraute, unter dem Vorwande, daß sie dem österreichischen Interesse zugethan wären, oder den Aufstand des Landvolkes gegen die Franzosen in den sogenannten deutschen Reichslehen begünstigt hätten, zur Niederlegung ihrer Würden oder zur Entfernung aus ihrem Vaterlande gezwungen. Seit dieser Zeit leitete der politische Agent des Directoriums bei der Republik, Faipoult, alle öffentlichen Angelegenheiten, und unter seinem Schutze hatte sich hier, wie in Venedig, eine Partei gebildet, welche den Umsturz der bisherigen Verfassung und eine neue demokratische Organisation nach französischem Muster verlangte. Der Senat ließ, nach langem Temporisiren, endlich einige der Aufwiegler verhaften, sah sich aber durch die Drohungen ihrer Partei zu ihrer Freilassung genöthigt. Das Volk war jedoch in Genua, wie in Venedig, dem aristokratischen Regiment zugethan. Einige junge Patricier benutzten diese Stimmung, griffen, sich an die Spitze der Lastträger und Hafenarbeiter stellend, die Demokraten an, und schlugen sie. Eine Anzahl von diesen fiel im Kampfe, und unter ihnen sieben bis acht Franzosen, die sich ihnen angeschlossen hatten. Aber der Senat erschrak über diese Bewegung und fürchtete den Zorn Bonaparte's, der sich seit seinem Angriffe auf Venedig als einen entschiedenen Feind der italienischen Aristokratie hingestellt hatte. Bald rückte ein französisches Corps unter dem General Duphot im Genuesischen ein, um die demokratische Partei zu unterstützen. Der genuesische Senat dankte, wie der von Venedig, ab. Eine demokratische Constitution ward eingeführt, und die unter den Patriciern, die einige Kraft des Widerstandes gezeigt, wurden

verfolgt, gefangen gesetzt oder verjagt. Genua sollte aber nicht nur seine frühere Verfassung, sondern auch, nur einige Jahre später, seine politische Existenz verlieren. Es war ein eigener Umstand, daß Bonaparte, der italienischer Herkunft war, Venedig und Genua, die beiden glänzenden Augen der italienischen Nation, sich für immer zu schließen zwang, und daß er, der General einer Republik, die ältesten Republiken Europa's zerstörte.

Während Bonaparte den Fall dieser beiden Staaten vorbereitet hatte, begünstigte er eine Schöpfung seiner eigenen Hand, eine Frucht seiner Siege, die unter seinen Auspicien entstandene cisalpinische Republik, deren Hauptstadt Mailand war. Dieser, die ebenfalls nur wenige Jahre dauern und nie einen Schatten von Selbstständigkeit besitzen sollte, versprach Bonaparte jedoch unter der Hand den Besitz Mantua's, und Vergrößerungen, die dem oben erwähnten Tractat von Leoben entgegen waren, so daß man hieraus, wie aus so vielem Anderen, ersehen kann, daß er sich an diese Präliminarien bei Abschließung eines definitiven Friedens keineswegs zu kehren entschlossen war. Er beging außerdem schon damals einen jener Acte souverainer Willkür, die er später so sehr vermehren sollte, daß sie endlich eine allgemeine Schilderhebung gegen ihn hervorbrachten. Die Bevölkerung des Veltlins, die sich schon einmal, zu Richelieu's Zeit, gegen den Canton Graubünden, von dem sie abhing, aufgelehnt hatte, that jetzt ein Gleiches, und verlangte mit der cisalpinischen Republik vereinigt zu werden. Die Graubündner widerstrebten anfangs, willigten aber endlich ein, Bonaparte in diesem Streite zum Schiedsrichter anzunehmen. Dieser erklärte sich für die empörten Unterthanen des Cantons, ohne Rücksicht auf das anerkannte Recht Graubündens und die Meinung der Eidgenossenschaft, zu der es gehörte. Das Veltlin wurde mit der neuen Republik vereinigt.

Mailand war in dieser Zeit der Hauptsitz von Bona=

Kapitel I. parte's Größe und Glanz, und er wurde daselbst noch mehr als in Paris bewundert. Diese große und schöne Stadt, die ihre Freiheit schon vor Jahrhunderten verloren, aber nie ganz vergessen hatte, glaubte mit der Gründung der cisalpinischen Republik, deren Hauptstadt sie war, zu einem neuen Leben erstanden zu sein. Die Geistlichkeit und eine Anzahl großer Familien waren der österreichischen Herrschaft zugethan geblieben, aber viele Adelige, fast die gesammte Jugend dieses Standes, und die mittleren Classen, Litteratoren, Gelehrte, Kaufleute, Capitalisten, hatten die Grundsätze der französischen Revolution, wenn auch in gemäßigterer Weise, als dies in Frankreich selbst der Fall gewesen, angenommen, und fühlten sich von dem Gedanken berauscht, nach so langer Zeit einem nationalen Staate anzugehören, und von dem fremden Joche befreit zu sein. Das niedere Volk, das hier nicht so, wie in Venedig und Genua, von seiner alten Regierung begünstigt worden, und keine Anhänglichkeit für dieselbe hegte, zeigte sich den neuen Einrichtungen ebenfalls geneigt. Mailand, die reichste und gebildetste Stadt Italiens, war die, welche der deutschen Herrschaft am meisten abhold gewesen. Sie glaubte, daß jetzt die Zeit für sie gekommen, Rache für die ehemalige Zerstörung unter Barbarossa zu nehmen, eine Bedeutung, wie einst zur Zeit der lombardischen Ligue wiederzugewinnen, und, das Panier der Freiheit auf ihre Mauern pflanzend, ganz Italien um dasselbe zu versammeln. Die Jugend jener Gegenden sah schon im Geiste nicht nur die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der schönen Halbinsel von den Alpen bis zur Meerenge von Messina, sondern sogar eine Ausdehnung ihrer Herrschaft voraus, und hielt in ihrer rednerischen Begeisterung nichts mehr für unmöglich. Im Grunde war dies aber nur eine Täuschung und ein Spiel. Es ging den Italienern damals mit der Freiheit, wie mit der Musik. Sie liebten die Freiheit leidenschaftlich, aber nur mit dem Gefühl und der Phantasie, ohne Einsicht und Willenskraft, ohne Voraussehung der

Zukunft. Die Decrete ihrer Directoren, denn die damalige französische Constitution hatte der ihrigen zum Muster gedient, die Versammlungen ihrer gesetzgebenden Corps, das äußere Leben und die Bewegung, die nach der langen Erstarrung unter dem österreichischen und spanischen Regiment unter sie gekommen, machten auf sie ungefähr den Eindruck, den sonst eine glänzende theatralische Schaustellung hervorbrachte. Sie erfreuten sich einen Augenblick lang daran bis zum Taumel, nahmen diese Scenerie für eine Realität, und bedachten nicht, daß sie dies Alles einem Einzigen, einem großen Zauberer und politischen Theatermeister verdankten, der dies Schauspiel ohne ihr Zuthun, mit Hülfe seiner ihnen fremden Krieger aufgeführt hatte, und daß, wenn dieser sich zurückziehen oder verschwinden sollte, auch dieses bunte glänzende Werk und Gepränge alsbald zusammenstürzen würde. Sie besaßen kein wahres Bedürfniß politischer Freiheit, kein tiefes Gefühl nationaler Unabhängigkeit. Es schwebten ihnen halb poetische, halb historische Erinnerungen wie musikalische Töne vor, die aber kein Drang nach eigenen Thaten waren, und bald wieder verklingen sollten. Ihr Wille und ihr Charakter blieb von ihrem Gefühl und ihrer Phantasie getrennt, der Grundmangel der italienischen Eigenthümlichkeit, und der nur durch eine radicale Veränderung in ihrem Wesen geheilt werden könnte, von der man aber nicht begreift, wo sie herkommen sollte. Aber B o n a p a r t e gefiel sich unter dieser lebendigen, geistreichen und anmuthigen Bevölkerung. Ueber den Planen künftiger Größe brütend, ward er von dem Enthusiasmus der Italiener hier und da angenehm zerstreut, obgleich ihm ihr ganzes Treiben weder Vertrauen noch eine tiefe Theilnahme einflößte, und er sie nur als einen Schmuck für seinen Triumph ansah. Obgleich er dem Blute und gewissen moralischen Zügen nach, diesem Volke angehörte, so war sein Geist demselben fast entgegengesetzt. Statt den Schein für die Wirklichkeit zu nehmen, von Erinnerungen, Empfindungen und

Kapitel I.

Kapitel I. äußeren Eindrücken, wie der Italiener, zu leben, sah er überall nur auf den positiven Kern der Dinge, galt ihm die reale Gegenwart, der materielle Stoff der Welt, Alles, und Schein, Phantasie und Gefühl waren für ihn nur ein Nimbus, den er, nach seinem Willen uud Vortheil, den Gegenständen, die er behandelte, ließ, oder ihn auch wohl über sie warf, aber über ihn hinaussah, und an ihn selbst keinen Augenblick lang, glaubte. Die musikalische Natur, die halb träumende halb sinnliche Stimmung des italienischen Charakters, sein sich für Klänge und Bilder wie für eine Wirklichkeit schnell entzündender, aber auch schnell erlöschender Enthusiasmus waren Bonaparte's militairischem und politischem Genie, und bei dem Herz und Sinn nicht leicht bewegt werden konnten, der Einbildungskraft und Empfindung nur als Mittel zum Zweck, wie eine Maschine brauchte, im Innersten fremd. Gleichwohl gefiel er sich unter dem italienischen Volke, und hätte dasselbe mehr kriegerische Tüchtigkeit besessen, er würde wahrscheinlich eben so gern über Italien wie über Frankreich geherrscht, vielleicht ersteres vorgezogen haben, denn der Hang zur Unterwerfung, das Verharren in derselben Lage, die Willenslosigkeit und Hingebung des italienischen Genius mußten seiner Herrschlust besser als das scharfe, zersetzende, springende, ungewisse französische Wesen zusagen. Und Bonaparte hat das französische Volk nur in so weit geliebt, als es das tauglichste Werkzeug für seine Größe gewesen. Er würde wahrscheinlich lieber überall der Erste als in Frankreich der Zweite gewesen sein, und als Privatmann vielleicht Italien sogar vorgezogen haben — Er bereitete sich übrigens, während der Zeit, die er in Oberitalien zubrachte, auf seine künftige Stellung als Souverain vor. Kein Theil der Verwaltung, der inneren Verhältnisse, der Industrie, der Land- und Wasserverbindungen u. s. w., entging seiner Aufmerksamkeit, und er entschied, obgleich es eine cisalpinische Regierung gab, in letzter Instanz Alles selbst. Er bewies in allen diesen ihm früher durchaus

fremden Gegenständen, eine ungewönliche Einsicht und Fähigkeit, eignete sich alles dazu Gehörige mit der größten Leichtigkeit an. Sein Verhalten war übrigens, wenn ihn nicht, was selten geschah, seine Politik zur Strenge oder Härte trieb, gemäßigt und selbst wohlwollend, und keiner Partei, keinem Princip ausschließend zugewandt. Er unterstützte hier und da im Geheimen ausgewanderte französische Priester, die er in jenen Gegenden traf, verfolgte die französischen Adeligen, die ihm aufstießen, nicht, schlug die Anklagen gegen sie nieder, oder gab ihnen Mittel, aus ihrer Haft zu entweichen. Kapitel I.

Die Auswechselung der Ratificationen der Friedenspräliminarien von Leoben zwischen den beiden Mächten hatte den vier und zwanzigsten Mai (1797) in Montebello, einem Lustschlosse bei Mailand, das Bonaparte während seines Aufenthaltes in diesem Lande gewöhnlich bewohnte, stattgefunden. Es war zugleich bei dieser Gelegenheit das Zusammentreten eines Congresses in Bern zur Herstellung eines definitiven Friedens bestimmt worden. Frankreich sollte auf ihm die Vermittlung des Kaisers, zur Beilegung seiner Feindseligkeiten mit dessen Verbündeten und dem deutschen Reich, annehmen. Eine endliche Ausgleichung aller, in jenem Augenblicke zwischen Frankreich und Oesterreich schwebenden Fragen, ward aber noch sieben Monate hinausgeschoben, denn Oesterreich erklärte, nicht ohne den Congreß und die Theilnahme seiner Verbündeten, die letzte Hand an die Unterhandlungen legen zu können. Dieser Congreß in Bern kam aber nicht zu Stande. Während dieser Zeit hatte Bonaparte nicht aufgehört, von dem österreichischen Cabinet Mantua zu verlangen, und ihm dagegen Venedig anzubieten. Die Minister des Kaisers zögerten lange, auf diesen Tausch einzugehen, aber die Veränderung, die um diese Zeit in den inneren Verhältnissen Frankreichs vorging, die Revolution oder der Staatsstreich des achtzehnten Fructidor genannt, machte den Frieden für Oesterreich noch wünschenswerther als früher. Ein solcher

Kapitel I. ward endlich in Campo Formio, den siebenzehnten October (1797) von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet, und unterschied sich von den Präliminarien von Leoben, außer der Verzichtleistung auf Mantua, und die Besitznahme Venedigs von Seiten Oesterreichs, durch die Anerkennung der cisalpinischen Republik als eines unabhängigen Staates, die Entschädigung des Herzoges von Modena, dessen Gebiet zu der neuen Republik geschlagen wurde, durch den Breisgau, der bisher dem Kaiser gehört hatte, und die Abtretung der jonischen Inseln an Frankreich. Zugleich wurde die Abhaltung eines Congresses in Rastatt zur Beendigung des Krieges zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche und der Entscheidung einiger weniger wichtigen Fragen verabredet. In den geheimen Artikeln des Friedens von Campo Formio machte sich Oesterreich anheischig, das deutsche Reich zur Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik zu vermögen. Dieser Umstand allein kann eine Vorstellung davon geben, wie tief Deutschland als eine politische Macht gesunken, und wie im deutschen Volke um diese Zeit jede Regung nationalen Selbstgefühls erstorben sein mußte, nachdem ein solches von den meisten seiner Regierungen lange systematisch und methodisch erdrückt worden war. Ein politisches Gemeinwesen, wie das deutsche Reich, in welchem sein Oberhaupt, ohne daß dieses einen Frevel zu begehen glaubte, ohne daß es ihm oder Anderen besonders aufgefallen wäre, über dessen Schwächung mit seinem ältesten und mächtigsten Feinde unterhandelte, konnte nicht weit von seiner vollkommenen Auflösung entfernt sein. Deutschland mußte, damit ein solches Verhalten nur möglich wurde, schon vorher ganz ausgehöhlt, aller Kraft und alles Lebens beraubt, und nahe daran sein, in sich selbst zusammenzufallen. — Uebrigens schien ganz Europa, mit Ausnahme Englands, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in einen unnatürlichen und krankhaften Zustand versetzt zu sein. Bei den Einen trat eine fieberhafte Ueberreizung, bei

den Anderen eine träge Erschlaffung, bei den Einen eine immer mehr um sich greifende Selbstsucht, bei den Anderen eine immer tiefer sinkende Indifferenz und Resignation hervor. Dies kann besonders in Bezug auf Frankreich und Deutschland gesagt werden.

Die größte Veränderung, die der Frieden von Campo Formio in Europa hervorbrachte, war das Verschwinden Venedigs als Staates, des ältesten Gemeinwesens der modernen Welt, das mit seinen Wurzeln bis in die letzten Zeiten des Alterthums reichte. Es war dies nicht sowohl in politischer als in geschichtlicher Beziehung wichtig, denn Venedig war, seiner vielen Mängel und seines Sinkens ungeachtet, immer ein historischer Staat, der sich ganz aus sich selbst entwickelt, und eine, wenn auch sehr fehlerhafte, aber originelle, glänzende und in ihrer Art einzige Natur offenbart hatte. Vergebens hatte das Directorium Bonaparte die Schonung dieser alten Republik empfohlen, und ihren Untergang als einen Vorwurf für Frankreich hingestellt. Er sah die Aufopferung Venedigs als das einzige Mittel, Mantua für die cisalpinische Republik zu erwerben, und beharrte deshalb auf seinem Sinn. Das Directorium, das ohnedies in jener Zeit mit so vielen Gegnern im Innern zu kämpfen hatte, wollte sich um Venedigs willen, nicht mit einem General entzweien, dessen es damals benöthigt sein konnte. Der politische Agent des Directoriums, Villetard, der so viel zur Erregung der demokratischen Partei und dem Sturze der alten aristokratischen Constitution beigetragen, that jetzt alles Mögliche, um die totale Auflösung der Republik zu hindern. Er schrieb an Bonaparte in dieser Absicht, den er besonders darauf aufmerksam machte, wie fehlerhaft es sei, einen mit der französischen Republik verbundenen, auf denselben Grundsätzen, wie sie, beruhenden Staat dem größten Feinde Frankreichs und dem Oberhaupte einer unumschränkten Monarchie zu überantworten, oder, richtiger gesagt, zu verkaufen. Bonaparte's

Kapitel I. despotische Natur ertrug schon damals Widerspruch schwer. In diesem Falle fühlte er sich außerdem in seinem Unrecht, was ihn um so mehr erbitterte. Denn er hatte durch List und Gewalt an Venedigs Fall gearbeitet. Er ahnte das Urtheil, das man über seine Härte und Treulosigkeit bei dieser Gelegenheit fällen konnte. Aber ein definitiver Frieden mit Oesterreich schien ihm zur Verfolgung seiner weiteren Plane nothwendig, und er glaubte ihn nicht ohne die Aufopferung Venedigs erringen zu können. Da er indessen die Macht dem Ruhme vorzog, wo er beide nicht vereinigen konnte, und sich wenig um das Urtheil Anderer kümmerte, sobald er dasselbe nicht zu fürchten hatte, so wies er Villetard's Vorschläge und Bitten in einem rauhen, unzusammenhängenden, absichtlich dunkeln Tone zurück, aus dem nur so viel klar hervorging, daß die venetianische Demokratie nicht auf den Schutz der französischen Republik zu rechnen habe, die nicht zu deren Erhaltung verbunden wäre. Er nannte die neue demokratische Vertretung Venedigs nur die Municipalität von Venedig, um sie als geringfügig, als eine bloße locale Autorität hinzustellen, die sich nicht in die großen Welthändel zu mischen habe. Seine Verachtung der politischen Freiheit, von der er die Völker Italiens in seinen Proclamationen früher gleichwohl viel unterhalten hatte, und seine Geringschätzung der italienischen Nation ging aus dieser Antwort ebenfalls klar hervor. Er endigte auf eine grausame und höhnende Art, indem er erklärte, daß die französische Republik Venedig keinesweges an Oesterreich abtrete, sondern dasselbe nur verlasse, und daß es von der Bevölkerung dieser Stadt abhänge, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, wenn sie dazu Muth und Kraft besäße. Zuletzt gab er zu verstehen, daß es möglich sein würde, Venedig in der Zukunft mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen.

Während dieser Zeit fuhren die französischan Commissarien fort, Venedig seiner Denkmale und Schätze zu berauben, so

weit man dieselben fortführen konnte. In den Kirchen, Palästen und Bibliotheken ward Alles, was von Werth erschien, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, in Beschlag genommen. Die öffentlichen Cassen wurden von ihnen ebenfalls geplündert, und selbst die nothwendigsten Wohlthätigkeitsanstalten nicht geschont. Als der Frieden von Campo Formio endlich in der Lagunenstadt bekannt wurde, erwachte in fast allen Classen der Bevölkerung eine tiefe Verzweiflung, die sich aber zu keinem thätigen Widerstande erheben konnte. Es fehlte hierzu an Kraft, Gesinnung, und, vor Allem, an einem Haupte, an einer Fahne, um welche sich die Menge hätte versammeln können. Die neuen demokratischen Einrichtungen waren eine leere theatralische Scenerie, die noch weniger Kraft, als die früheren aristokratischen, besaßen. Aber die Trauer um den Fall der alten Unabhängigkeit, die Scheu vor dem fremden Joche war allgemein. Die einheimische demokratische Partei empfand dies besonders tief, da sie sich großentheils diese Katastrophe zuschreiben konnte. Denn ohne ihre Machinationen wäre die alte Verfassung, der die Masse des Volkes zugethan war, bestehen geblieben, und ohne ihren Untergang hätte die Republik wahrscheinlich immer einen Schatten von Dasein erhalten. Die Auflösung der Erbaristokratie erschien aber Franzosen und Oesterreichern, ja ganz Europa, wie eine Abdankung der Natur dieses Staates selbst, da er seit Jahrhunderten nur in jener bestanden hatte. Die venetianischen Demokraten sahen demnach nicht nur ihre Republik, die sie zu verjüngen, an deren Spitze sie sich zu stellen gedacht, verloren, sondern auch ihr eigenes persönliches Dasein bedroht. Denn wie konnten sie mit ihren Gesinnungen unter der neuen Herrschaft sich zu leben entschließen? — Wie konnten sie, hätten die Oesterreicher sie auch dulden wollen, länger in derselben Stadt weilen, und die Blicke ihrer Mitbürger ertragen, von denen die Aristokraten das Volk zwar einst seiner Rechte beraubt, aber das Gemeinwesen lange verherrlicht, und wenig-

Kapitel I. stens immer erhalten hatten, von denen die niederen Classen aber dem alten Zustande eifrig zugethan gewesen? Sie entschlossen sich deshalb fast Alle zur Auswanderung. Bonaparte's Name ward ihnen verhaßt, und von dieser Zeit an bildete sich in den erleuchteten Classen Italiens ein stilles, im Dunkeln wirkendes, aber nie verschwindendes Mißtrauen gegen den Mann, der sich mit der selbstsüchtigen Rolle eines Triumphators über sie begnügt, während sie in ihm einen Regenerator für sich erwartet hatten. Selbst Das, was er später für Italien, ohnedies immer auf unvollständige Weise, mehr für materielle als moralische Zwecke, mehr in seinem und seiner Familie Interesse, als in dem des italienischen Volkes that, hat diesen ersten Eindruck seiner Härte und Treulosigkeit nicht auslöschen können. Bonaparte hätte, wenn er sich gegen Venedig und Italien überhaupt anders gezeigt, sich in diesem Lande vielleicht eine festere Herrschaft, als in Frankreich, gründen können. Aber seine Selbstsucht übersah über einen nahen unmittelbaren Vortheil einen größeren, aber entfernteren Zweck.

Die Oesterreicher rückten, sobald die Franzosen Venedig verlassen, in dieses ein, und setzten sich, ohne den geringsten Widerstand zu finden, in seinen Besitz. Karthago, das Venedig des Alterthums, hatte sich gegen seine Dränger bis zum letzten Athemzuge gewehrt, und gab sich erst mit seinem Leben auf. Es verschwand, indem es erlag. Venedig, das Karthago des Mittelalters, fiel den Fremden wie ein herrenloses Gut zu. — Aber welches Gefühl mußte den besseren nnd einsichtsvolleren Theil des Volkes der Lagunenstadt erfüllen, als sie, die Abkömmlinge Derer, die von ihren Sümpfen aus so viele Städte, Provinzen und Inseln erobert, Konstantinopel eingenommen, Jahrhunderte lang mit dem Islam gerungen, Cypern, Candia und Morea so lange vertheidigt, im Piräus von Athen gelandet, ihre Fahnen auf dem Parthenon aufgepflanzt, und ihr Vaterland durch Thaten aller Art, zu Land

und See, verherrlicht hatten, sich jetzt in der Gewalt einer fremden Regierung sahen, die sie unter ihre zahllosen tributairen Unterthanen, wie die halbbarbarischen Ungarn, Gallizier, Croaten und Slavonier, aufnehmen, und ungefähr auf dieselbe Art behandeln sollte! Wie mußte ihnen zu Muth sein, wenn sie die neuen Gebieter, deren Sprache ihnen unbekannt war, die ihnen als eine Mischung von Hunnen nnd Vandalen erschienen, unter den Kuppeln, Säulengängen und Hallen wandeln sahen, wo Styl, Verzierungen, Bilderwerke, Inschriften ihnen überall eine große Vergangenheit darboten, und jetzt an die schmachvollste Gegenwart erinnerten! — Venedig hatte eine schlechte, welkende, äußerlich immer unbewegliche, innerlich unaufhörlich sinkende Verfassung zu ertragen gehabt, aber alle öffentlichen und besonderen Verhältnisse waren von ihr durchdrungen, an sie gewöhnt gewesen. Der ganze, originelle, sonderbare, verderbte aber glänzende Zustand hatte wie ein Zauber auf dem Volke gelegen, und sich seiner Vorstellungen, seiner Sitten, seines Geistes und seiner Sinne bemächtigt, und dies schwand Alles auf einmal hin, und machte einer Herrschaft Platz, die mit ihm nicht die geringste Verbindung und Aehnlichkeit bot. So sehr das Volk auch entkräftet und entartet war, dieser so plötzlich eintretende Contrast ward lebhaft empfunden, und brachte einen Eindruck hervor, der selten seines Gleichen gehabt. Eine tiefe dumpfe Stille folgte dem Untergange der alten Unabhängigkeit. — Dieser moralische Verfall war zugleich von einem großen materiellen Elende begleitet, wie sonst selten, oder nie, bei dem Uebergange von einer Regierung zu einer anderen. Viele der ältesten Familien geriethen durch die den politischen Sturz Venedigs begleitenden Umstände, an den Bettelstab. Viele andere wanderten aus. Die Bevölkerung veränderte, im Laufe weniger Jahre, ihren Charakter von Grund aus, denn derselbe war an ihre alte Verfassung mehr, als irgendwo anders, gebunden gewesen, und mußte mit ihr fallen. Das Volk behielt seine früheren

Kapitel I.

Mängel, und verlor mit seiner Unabhängigkeit die Vorzüge, die es sonst besessen. Ein hoffnungsloser Zustand, fühlbarer als im übrigen Italien, trat ein, eine moralische Lethargie, von einem gewissen sinnlichen Scheinleben verhüllt, das selbst den Gedanken an eine bessere Zukunft ausschloß. Ein Theil der Patricier trat der neuen Herrschaft bei, suchte unter ihr Aemter und Würden, und verlor dadurch selbst das Recht, sich über das erlittene Unglück und Unrecht beklagen zu dürfen. Die mittleren Classen söhnten sich mit dem neuen wie mit jedem Zustande aus, der sie nicht zertrat und vernichtete; die Menge fiel in einen bewußtlosen Schlummer, hier und da von der Last der neuen Herrschaft erweckt, aber von den gewohnten Arbeiten und Vergnügungen, der natürlichen Lust und Trägheit des Daseins, bald wieder eingewiegt.

Auf diese Art fiel die Königin des adriatischen Meeres, das Rom der Lagunen, die Republik, deren Name im Abend- und Morgenlande Jahrhunderte lang geglänzt, und für das Bild des Reichthums, der Kunst und Politik gegolten, von der Paolo Sarpi, die Pracht ihrer Gebäude und die Zahl ihrer Schiffe betrachtend, gesagt hatte: »Du sollst für immer bestehen!« (Esto perpetua!) ohne äußeren Krieg, ohne innere Revolution, bloß weil sie, zu einer gewissen Höhe gelangt, auf derselben plötzlich still gestanden, und sich in eine Verfassung vergraben hatte, die keine Bewegung, keinen Fortschritt, keine Freiheit erlaubte, die den Geist fesselte, und den Charakter erniedrigte. Sie wollte zuletzt nur noch von ihren Erinnerungen leben, und hielt sich ihre Vergangenheit wie einen magischen Spiegel vor, über dem sie der Gegenwart vergaß. Ein warnendes Beispiel für andere selbst größere Völker, die ebenfalls, nur unter anderen Umständen, untergehen können, wenn sie, in Vergegenwärtigung ihrer ehemaligen Größe, in Unbeweglichkeit versinken, und, in träumerischem Sinnen und Grübeln, oder in entnervendem Sinnenrausche, die Thatkraft verlieren, ohne die es für die Nationen keine äußere Sicherheit, und

das Bedürfniß der Freiheit, ohne welche es für sie keine sittliche Würde giebt!

Die französische Revolution zerstörte demnach im Laufe weniger Jahre den ältesten Thron der Christenheit, der sich wie ein Wächter am Thore zum Eingang in die moderne Welt erhoben, und die älteste Republik, deren Wurzeln in den letzten Schichten des Alterthums ruhten. Der Nachfolger Clodwig's endigte auf dem Blutgerüste; die Abkömmlinge Derer, die, um ihre Freiheit vor Attila zu retten, sich in einem Winkel des adriatischen Meeres niedergelassen hatten, geriethen in Knechtschaft. Mit dem Umsturze des von den Franken gegründeten Thrones verschwanden die letzten großen Spuren der feudalen und kirchlichen Monarchie in Europa, die von Helden und Heiligen gegründet und getragen worden; in der Auflösung der venetianischen Republik hörte die einzige und lange bestandene Organisation auf, in der sich dem Alterthume und dem Orient verwandte Elemente zu einem im höchsten Grade eigenthümlichen Ganzen vereinigt hatten. Die Fahne mit dem geflügelten Löwen des heiligen Marcus war einst im Abend- und Morgenlande eben so berühmt, wie die Oriflamme Ludwig des Heiligen gewesen, und Frankreich und Venedig hatten, das eine in den Ebenen von Syrien und Palästina, das andere an den Ufern von Cypern und Morea, ihr bestes Blut im Kampfe gegen den Islam vergossen. Aber die Nachkommen jener tapferen Franken waren, ungeachtet aller sonst in ihrem Dasein vorgegangenen Veränderungen, immer ein kühnes, thatkräftiges Volk geblieben, das, dem Adler ähnlich, der in die Luft emporsteigt, und nach allen Himmelsgegenden drohend und herausfordernd umherblickt, die flammende Lust an einem kriegerischen Walten, an Gefahr und Streit, in sich nicht erlöschen ließ, während die Abkömmlinge der Helden von Chioggia, Famagosta und Lepanto sich zuletzt, wie Sumpfvögel, in ihren Gewässern verbargen, und die Köpfe kaum über deren Schilf hinauszu-

Kapitel I. stecken wagten. Das Verschwinden des goldenen Hornes der Dogen von Venedig hat allerdings keine ähnliche Erschütterung in der Welt, wie die Zertrümmerung der mit Lilien besäeten Krone der alten Könige von Frankreich hervorgebracht, ist aber dennoch eine merkwürdige Erscheinung der Geschichte, und eines der Zeichen einer gährenden, alles Alte zerstörenden Zeit gewesen.

Zweites Kapitel.

Nachdem von den Thaten der Franzosen in Italien und Deutschland, von der Eröffnung des Feldzuges im Frühjahr 1796 an bis zum Frieden von Campo Formio im Herbst 1798, eine Uebersicht gegeben worden, ist es jetzt nothwendig, auf Das zurückzukommen, was während dieses Zeitraumes im Innern Frankreichs Bedeutendes vorgegangen ist. Denn obgleich die militairischen und politischen Ereignisse häufig in Verbindung mit einander standen und auf einander einwirkten, so sind erstere in jener Epoche, besonders die außerordentlichen Erfolge Bonaparte's, das ungleich Wichtigere, und dann ist es, wie schon einmal im Verlaufe dieses Werkes bemerkt worden, unmöglich, in der Entfaltung historischer Ereignisse die äußere Gleichzeitigkeit der Facten wiederzugeben, da auf solche Art jeder innere Zusammenhang unterbrochen, und, statt lebendiger Massen, nur todte Namen und Zahlen, wie in einem Register, neben einander gruppirt werden müßten. Kapitel II.

Der innere Zustand der französischen Republik bot in dieser Epoche nicht nur im Vergleiche zu Dem, was ihre Generale und Soldaten im Auslande Großes vollbrachten, sondern auch an und für sich, ein trauriges Bild der Rath-

Kapitel II. losigkeit, Schwäche und Uneinigkeit dar. Die demokratischen Ideen hatten sich, vom ersten Ausbruch der Revolution an, zu ungestüm, und jedes andere Element des öffentlichen Lebens zu sehr ausschließend, geltend gemacht. Eine, im Einzelnen, zügellose Anarchie mit einem, im Ganzen, blutigen Despotismus verbunden, und beide angeblich im Namen desselben Princips, der Freiheit, waltend, hatten eine solche Masse von Irrthümern, Freveln und Gräueln hervorgebracht, daß der Charakter der Nation dadurch entstellt, und ihr der Besitz der politischen Freiheit, das Ziel, dem sie das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch in Gedanken nachgestrebt, und das sie am Ende desselben durch die Revolution wirklich zu erringen gehofft, fern gerückt wurde. — Die wilden Uebertreibungen, in welche die demokratischen Ideen eine Zeit lang verfallen waren, hatten das innerste Wesen des Volkes zerrüttet, die Macht jeder tieferen Ueberzeugung in ihm geschwächt, und es an seinem früher so mächtig wirkenden Glauben von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit jener Ideen selbst irre gemacht. Sobald die Begeisterung, mit der sich die Franzosen im Anfange der Revolution für die Eroberung der Freiheit geregt, durch zahllose Ausschweifungen und Verbrechen geschwächt worden, sank die Kraft des demokratischen Princips unter ihnen auf eine auffallende Weise. Denn der Sturm, mit dem es sich erhoben, die Drangsale, die es verursacht, die Ruinen, die es zurückgelassen, hatten eine ruhige, feste und tiefe Ueberzeugung von Dem, was in ihm wirklich Wahres und Rechtmäßiges liegt, nicht aufkommen, geschweige reif werden lassen. Das französische Volk hatte die demokratischen Ideen, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände, auf einmal zu uneingeschränkter Herrschaft bringen, und eine vollkommen neue Ordnung der Dinge, plötzlich und wie aus den Wolken gefallen, an die Stelle des Gewordenen und Herkömmlichen setzen wollen. Jenes an und für sich vernünftige Princip auf das sich, wie die Geschichte lehrt, in gewissen Epochen und

unter gewissen Modificationen, sehr wohl ein fester gesetzlicher Zustand bauen läßt, mußte demnach durch die Art, wie es in die Wirklichkeit eingeführt wurde, durch die Mittel, die es, um sich geltend zu machen, anwandte, durch seine eigenen Siege ausarten, und, nachdem es, wie ein Vulcan, Alles um sich her erschüttert, wenigstens für eine Zeit lang, in sich selbst erlöschen.

Die französische Revolution war in ihrem Entstehen mit einer der Erregung und den Umsichgreifen des Islam ähnlichen Kraft aufgetreten. Die Vorstellung von den natürlichen Rechten der Individuen und deren gegenseitiger politischer Gleichheit im Staate schien die Franzosen damals mit derselben Leidenschaft, wie der Gedanke der Einheit Gottes und deren Offenbarung durch Mahomed einst die Araber, zu erfüllen. Aber das revolutionaire Princip sollte nach kurzem Ueberströmen, nicht nur äußerlich still stehen, sondern auch in sich, wenigstens im Vergleich zu Dem, was es gewollt, verfallen, während dagegen der Islam sich im Laufe weniger Generationen einen großen Theil der Erde unterwarf, seine Macht Jahrhunderte lang zu erhalten wußte, und seine bedeutendsten Eroberungen überhaupt nicht mehr verloren hat. Aber abgesehen davon, daß der Muhamedanismus sich an rohe oder zerfallende Volksgestalten wandte, die er für sich gewann, oder denen er seine Lehre aufzwang, die Revolution aber es mit im Ganzen vollendeten, und in sich abgeschlossenen Nationalitäten zu thun bekam, die sich zu keiner plötzlichen Aufgebung ihrer gewohnten Zustände veranlaßt fühlten, so lag in dem Geiste, der die Revolution hervorrief, und beseelte, selbst der vornehmste Grund, warum sie in ihrer Verbreitung sobald aufgehalten, und später sogar auf ihrem ursprünglichen Gebiet, von einem aus ihr hervorgegangenen Eroberer, wenigstens in einigen ihrer eigenthümlichsten Richtungen, erdrückt wurde. — Der Islam kündigte sich nicht nur, wie gewöhnlich jede zu einer allgemeinen Wirksamkeit auf die Massen bestimmte Idee, als einen

Kapitel [illegible]II.

unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Willens an, sondern personificirte sich auch in einer heroischen, alles bekannte Maß übersteigenden Individualität, wie die Mahomet's gewesen, der, zugleich mit der Flamme des Wortes und des Schwertes ausgerüstet, sich für einen Gesandten und Liebling der Gottheit selbst ausgab, und eine so große geistige Ueberlegenheit über seine Mitwelt besaß, daß er sich als einen solchen geltend machen konnte. Der Islam stellte außerdem ein totales, das ganze persönliche, religiöse und politische Leben seiner Anhänger umfassendes System auf, machte es Denen, die an ihn glaubten, möglich, in ihm Alles zu finden, und sich in ihm vollkommen zu befriedigen. — Das revolutionaire Princip trat dagegen als ein bloßes Menschenwerk, ohne alle höhere Beglaubigung und Berechtigung auf. Denn sein Anspruch, den ursprünglichen Forderungen der menschlichen Vernunft besonders gemäß zu sein, konnte als eine willkürliche Voraussetzung angesehen werden, da sich diese menschliche Vernunft in so vielen Dingen, in denselben Zeiten, unter denselben Völkern, und oft in denselben Individuen, in fast entgegengesetzter Weise äußert. Die Revolution nahm für sich nicht nur keinen übersinnlichen Ursprung in Anspruch, sondern verwarf und zerstörte, Alles was mit einem solchen in Verbindung stand. Sie umfaßte außerdem, als Folge dieser Entfernung von allem Höheren, Unendlichen, nur einen Theil des menschlichen Daseins, und zwar nur den äußerlichsten, der jedem nicht ganz rohen Bewußtsein als der geringere erscheinen muß. In der Entwickelung ihrer Grundsätze, wie in der Erklärung der Menschenrechte, in ihrer Gesetzgebung u. s. w. ließ sie alle tieferen Seiten der Existenz vollkommen unberücksichtigt, und beschäftigte sich ausschließend mit der Anordnung der formellen Verhältnisse des Lebens. So lange es sich bloß darum handelte, das Ueberlieferte zu zerstören, bewies sie, von den Umständen begünstigt, eine unwiderstehliche Gewalt. Als sie aber, wie dies über kurz oder lang eintreten mußte, zu ordnen

und zu bauen, das Verlorene zu ersetzen anfangen wollte, trat der in sie verwebte Grundmangel einer Verkennung und Abwendung von allem Ursprünglichen, Uebersinnlichen hervor, und machte sie unfähig, Europa eine neue sittliche und rechtliche Gestaltung zu verleihen, was sie gleichwohl in ihrem ersten Auftreten gewollt, und was der Islam für den Orient auch wirklich geleistet hatte. Sie verbesserte in sehr vielen Einzelheiten die materielle Lage der Individuen, hätte aber, wenn sie mit allen ihren Consequenzen durchgedrungen wäre, durch ihre Verkennung der inneren Natur der Menschheit, das Dasein ärmer und hohler als früher gemacht.

Kapitel II.

Wenn der Muhamedanismus aus einer alle Gegensätze des Geistes und der Natur verschmelzenden Gluth der Einbildungskraft entstand, so ging im Gegentheil die Revolution aus einer die sittliche Einheit des menschlichen Wesens zersetzenden Arbeit des Verstandes hervor. Eine gewisse innere Aehnlichkeit läßt sich jedoch zwischen beiden Erscheinungen, bei aller ihrer großen äußeren Verschiedenheit erkennen, nämlich eine in der Geschichte sonst nie so mächtig hervorgetretene Kraft der Abstraction, und eine aus ihr stammende, sonst nie so weit getriebene Exaltation des Geistes. So wie der Islam, ungeachtet der Rechte, die er der Sinnenwelt so freigebig zugestand, die Menschheit, die Individualität und alles Leben überhaupt zuletzt in der unbegreiflichen Tiefe des höchsten Wesens, wie in einem Abgrunde, verschwinden ließ, so stellte das revolutionaire Princip, obwohl es die Person, als solche, von allen Fesseln und Schranken befreien wollte, dieselbe als in dem politischen Gemeinwesen vollkommen aufgehend dar. In beiden Vorstellungen wird der Mensch, nicht um seiner selbst willen, sondern als Mittel zu einem anderen Dasein aufgefaßt, das vom Islam in eine dieser äußeren Welt nachgebildete unendliche Zukunft, von der Revolution in eine, einem Verstandesideal unterworfene, von allem Natürlichen und Gewordenen abgewandte Gegenwart gesetzt wurde. Der Drang, jene von der Phantasie mit allen sinn=

Kapitel II. lichen Schätzen geschmückte Zukunft zu verdienen, und der Haß dieser von der Negation construirten Gegenwart gegen alles früher Bestandene, erklärt den in den Aeußerungen des muhamedanischen und revolutionairen Princips waltenden Fanatismus, dessen innerster Grund immer in einem Aufgeben der von der Natur und Geschichte verliehenen Gesetze und dem Verlassen der von ihnen vorgezeichneten Bahn liegt. In keiner anderen Epoche ist die religiöse oder politische Erregung so gewaltsam, wie in der Entstehung des Islam und der französischen Revolution, aufgetreten, und wenn sich diese Stimmung im Muhamedanismus länger erhalten, so hat sie sich dagegen in der Revolution mit einer allerdings bald abnehmenden, aber in ihrem ersten Durchbruche sonst unerhörten intensiven Stärke geltend gemacht. — Uebrigens ist der Islam, obgleich dadurch, daß er die Individuen in den religiösen Abgrund eines von ihrem Willen unabhängigen Schicksals, wie die Revolution dieselben in den politischen Ocean einer absoluten Gleichheit versenkte, dieser zwar in einigen wesentlichen Zügen verwandt, aber dadurch wiederum von ihr vollkommen getrennt, daß er das letzte Wort des Orients geblieben und sich in seiner abgeschlossenen Reinheit und Starrheit bewahrt hat, während das revolutionaire Princip nur als der erste Anstoß zu einer großen politisch-socialen Bewegung, als ein Mittel zu weiteren Zwecken, als eine im Strome der Zeit zu vielfältigen Verwandlungen bestimmte Idee betrachtet werden kann.

Die Revolution hatte in der That seit ihrem Ausbruche die verschiedensten Seiten hervorgekehrt, und war sich nur in den gewaltsamen Mitteln, die sie zur Verfolgung ihrer jedesmaligen Zwecke anwandte, gleich geblieben. Ohne die Verderbtheit der meisten an ihr arbeitenden Individuen würden die sich in ihr erhebenden Ideen nie so, wie es geschah, ausgeartet sein. Unter dem Directorium traten zwei einander ganz entgegengesetzte Tendenzen hervor: Die nach Entwickelung einer wirklichen Repräsentativregierung, die sich schon in der Con-

stitution des Jahres III., in der Trennung der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt, der Theilung der Volksvertretung in zwei Räthe, der Preßfreiheit u. s. w., ausgesprochen — und die nach einer Einmischung der bewaffneten Macht in die politischen Angelegenheiten der Nation, was weder unter der alten Regierung noch bisher in der Revolution statt gefunden hatte. Die Richtung zu einer wahrhaft constitutionellen Verfassung fand aber keine zu ihrer Vollführung geeigneten Werkzeuge, denn das Directorium stellte, selbst von dem Werthe seiner Mitglieder abgesehen, mit seinen fünf Köpfen keine monarchische Einheit dar, obgleich es eine solche ersetzen sollte, und die royalistische Partei war zu schwach und zu unentschlossen, um den rechtmäßigen König, der allein alle streitigen Interessen hätte ausgleichen können, aus seiner Verbannung zurückzurufen. Die Tendenz nach einer Entscheidung der inneren Fragen durch das Schwert, oder die Erhebung einer militairischen Dictatur, stützte sich aber damals auf mehre Träger, wie Pichegru, Joubert, Hoche und Bonaparte, der zuletzt als der kühnste und glücklichste dieser Generale an sein Ziel kam. — Ein anderes großes Hinderniß, Frankreich in dieser Epoche zu beruhigen und eine definitive Ordnung der Dinge einzuführen, bestand nicht sowohl in dem Dasein, als vielmehr in der besonderen Lage und Stärke der Parteien, die um die Verwirklichung ihrer Grundsätze stritten. Obgleich die Art, wie die verschiedenen Factionen, vom Beginn der französischen Revolution an, sich gegenseitig vollkommen auszuschließen, immer die eine die andere zu vernichten getrachtet, ein charakteristischer Zug derselben und eine ihrer großen Unvollkommenheiten ist, so hatte dennoch keine diesen Zweck vollkommen erreichen können. Die französische Natur ist, trotz ihrer äußeren Beweglichkeit und ihres leichten Sinnes in den Einzelheiten des Lebens, in wichtigen und wesentlichen Dingen, in gewissen in ihr Inneres einmal tief eingedrungenen Vorstellungen und Grundsätzen einer großen Beharrlichkeit

Kapitel II.

Kapitel II. und Ausdauer fähig. Ungeachtet der grausamen Verfolgung der Protestanten unter Ludwig XIV. starb diese Religionspartei in Frankreich nie aus, ungeachtet der Härte und List, mit der die Jansenisten von den Jesuiten gedrängt, und dabei von der Regierung aufgeopfert wurden, erhielten sich ihre Ideen in der Magistratur und selbst einem Theile des Clerus bis in die neuesten Zeiten hinein. Um nicht von den mit der Revolution überhaupt unvereinbaren Classen des Adels und der Geistlichkeit zu sprechen, so hatten sich, der blutigen Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses ungeachtet, alle Schattirungen der in dieser Umwälzung erschienenen Parteien erhalten. Es saßen in den beiden Räthen der Alten und der Fünfhundert constitutionelle Royalisten, und zwar in mehren Abstufungen, solche, die den Ideen Lally-Tolendal's und Malouet's und solche, die denen Lafayette's anhingen, die eine monarchische Constitution mit den nöthigen Bürgschaften, oder eine demokratische Verfassung mit einem Könige an der Spitze wollten, außerdem Girondisten, Montagnards, und unter diesen wiederum solche, die an Robespierre's, andere, die an Danton's Meinungen hingen. Die unbedingten Anhänger des Directoriums waren in der gegenwärtigen Legislatur sowohl dem Talent als der Zahl nach in der Minorität. Von allen diesen Parteien war aber keine stark genug, um weder den vorhandenen Zustand lange zu erhalten, noch einen neuen hervorzubringen. Obgleich sich die Mehrheit der aufgeklärten Classen in der Nation von der Revolution, in dem was in ihr Uebertriebenes und Gewaltsames lag, längst abgewandt hatte, und sich nach einem sicheren und festen Zustande sehnte, so war sie gleichwohl durch die Schreckensregierung zu sehr eingeschüchtert und gelähmt worden, um mit ihrer wahren Meinung, der Errichtung einer constitutionellen Monarchie, und deren Leitung in den Händen des legitimen Souverains durchdringen, oder auch nur laut mit ihr hervortreten zu können. Der verunglückte Versuch des Pariser Bürgerstandes, der Re-

volution durch den Aufstand am dreizehnten Vendémiaire ein Ende zu machen, ließ sobald an keine Erneuerung eines solchen Unternehmens denken. — Die aber, welche die Erhaltung einer gemäßigten Republik für den der Nation angemessensten Zustand hielten, waren ebenfalls nicht im Stande, dieser Ueberzeugung eine allgemeine Anerkennung und feste Begründung zu verleihen. Sie lagen mit den constitutionellen Royalisten, denn Anhänger der Wiederherstellung des alten königlichen Despotismus gab es in den beiden Räthen gar nicht, in beständigem Kampfe, hinderten diese, in der Entwickelung ihrer Plane vorzuschreiten, vermochten sie aber nicht zu sich hinüber zu ziehen. Die Montagnards oder die Ueberreste von Robespierre's, und Danton's Faction waren in den beiden Räthen allerdings nicht zahlreich, aber dennoch wirksam, und stützten sich immer noch auf eine bedeutende Masse des niederen Volkes. Diese stimmten weder mit den Anhängern der Monarchie noch mit denen der bestehenden Verfassung überein, und arbeiteten, obwohl vergeblich, an einer Erneuerung des früheren anarchischen Treibens. Dem Directorium, einmal im Besitz der öffentlichen Gewalt, konnte es bei einer solchen Theilung in der Volksvertretung nicht schwer werden, die einzelnen Parteien im Zaume zu halten, die eine durch die andere zu schwächen, und die, welche sich offen gegen den herrschenden Zustand erklären sollte, mit Hülfe der übrigen niederzuschlagen. Die monarchischen Grundsätze traten jedoch in der öffentlichen Meinung, in der Presse u. s. w. als die stärkeren hervor, und waren in jedem Falle die, von deren Siege die gegenwärtigen Machthaber am meisten zu fürchten hatten. Das Directorium wandte sich deshalb jetzt gegen die Royalisten, mit demselben Mißtrauen und derselben Strenge, welche die Thermidoristen nach Robespierre's Sturze gegen die Jacobiner bewiesen hatten.

Kapitel II.

Die royalistische Minorität in der Volksvertretung, die aber außerhalb derselben auf zahlreiche Anhänger zählen konnte,

Kapitel II. hatte sich bisher mit großer Klugheit und Mäßigung benommen. Sie war allmälig zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Herstellung des rechtmäßigen Thrones, von der ihr die Ruhe und das Glück des Landes abzuhängen schien, nur durch eine Verbreitung der constitutionellen Ideen herbeigeführt werden konnte. Sie trat in der gesetzgebenden Versammlung selbst keineswegs mit dieser Ansicht hervor, die daselbst immer noch für eine politische Ketzerei gegolten haben würde, sondern beschränkte sich darauf, für die Abschaffung der vornehmsten revolutionairen Gesetze zu stimmen, von denen manche in der Reaction nach dem neunten Thermidor abgeschafft, die meisten aber erhalten worden waren. Sie setzte sich dem Directorium nicht unmittelbar entgegen, ging nicht offen auf den Umsturz der Constitution des Jahres III. aus, behandelte dieselbe aber als eine provisorische Institution, und arbeitete, ihre Principien entwickelnd, ohne deren bestimmte Resultate anzudeuten, einer besseren Zukunft vor. Sie wartete auf das Ausscheiden des einen Drittheils der in die beiden Räthe übergegangenen Mitglieder des Convents, und hoffte royalistische Deputirte von den Wählern in ihre Stelle gesetzt zu sehen. Denn die monarchischen Ideen breiteten sich, obwohl noch nicht ihr Haupt erhebend, doch fühlbar in den besitzenden Classen der Nation aus.

In dieser Partei, im Rathe der Alten stärker als in dem der Fünfhundert, wo die eifrigsten Anhänger der Revolution saßen, welche die Traditionen des Convents, und hier und da selbst die der Clubs bewahrt hatten, trat besonders Portalis, früher Advocat am Parlament der Provence, hervor. Dieser Mann, schon bejahrt und fast blind, hatte sich von jeder Berührung mit der Revolution frei zu halten gewußt, und war erst, als mit der Constitution des Jahres III. eine Hoffnung auf Recht und Ordnung erschien, in eine politische Laufbahn eingetreten. Portalis besaß alle Gaben, die man von einem ausgezeichneten französischen Advocaten vor der Revolution

verlangte. Da die alten Parlamente nicht nur über Rechtshändel unter Einzelnen entschieden, sondern sich in alle öffentlichen Verhältnisse ihrer Provinz mischten, Alles vor ihr Forum zogen, so mußten die bei ihnen angestellten Sachwalter eine sehr ausgebreitete Kenntniß aller möglicher Weise vorkommenden legislativen und administrativen Gegenstände besitzen, und da sie ihre Vorträge mündlich hielten, auf der Stelle zu erwidern, zu beleuchten, zu schließen, vor gelehrten, sorgfältig erzogenen, meist den höheren Classen angehörigen Richtern zu sprechen hatten, so ward bei ihnen eine große Reinheit, Leichtigkeit und Fülle des Ausdrucks für eine fast unerläßliche Eigenschaft erachtet. Aus diesem Grunde waren so viele, oft noch sehr junge Advocaten zu den Reichsständen und den Nationalversammlungen gewählt worden. Portalis besaß alle diese Talente in einem hohen Grade, war aber außerdem noch seiner Ueberzeugung nach dem monarchischen Princip zugethan. Dem Rath der Alten, in welchem er saß, war von der Constitution ein bedeutendes Vorrecht, das zu den revolutionairen Grundsätzen in großem Widerspruche stand, und wenige Jahre vorher für das gefährlichste Attentat auf die Freiheit gegolten hätte, verliehen worden. Er besaß nämlich das Recht, die Beschlüsse des Rathes der Fünfhundert zurückzuweisen, und sie dadurch ungültig zu machen. Da er nur aus zwei hundert funfzig Mitgliedern bestand, so entschied in solchem Falle die Minorität des legislativen Corps über die Majorität, und genoß einer Prärogative, die unter dem Namen des Veto Ludwig XVI. so heftig bestritten, und zuletzt in sehr beschränktem Maße zugestanden worden war. Portalis griff, auf dieses Vorrecht gestützt die meisten, der von dem Rathe der Fünfhundert an den der Alten gelangten Gesetzesentwürfe und sonstigen Vorschläge an, und hatte, obgleich er allerdings mit seiner Meinung nicht immer durchdrang, doch mehr wie einmal das Glück, Vorschläge, die gegen ganze, von den Machthabern verfolgte Classen, Parteien

Kapitel II.

oder gegen ihnen verhaßte Individuen genommen werden sollten, zurückgewiesen zu sehen. Dieser ausgezeichnete Redner, Rechtskundige und wohlgesinnte Charakter war das Orakel aller Derer im Rathe der Alten, die sich mit der Hoffnung einer Wiederherstellung der erblichen Monarchie trugen. Aber Portalis Alter, seine Art zu sein, seine mehr zur Betrachtung als Ausführung geeignete Sinnesart, machte es ihm nnmöglich, sich offen gegen den bestehenden Zustand zu erklären, und dessen Gegner um sich zu versammeln. — Mit ihm gleicher Gesinnung, und eben so geehrt und einflußreich, war Barbé=Marbois, der unter der alten Monarchie Intendant von St. Domingo gewesen. Dieser beschäftigte sich weniger mit der Gesetzgebung als den allgemeinen Verwaltungsgegenständen, in die er so viel Ordnung und Strenge als möglich einzuführen suchte. Er war ein ernster und entschlossener Gegner des gewaltsamen selbstsüchtigen und verwirrenden Treibens so vieler revolutionairen Gewalthaber, Beamten und Agenten, und wußte ihre Plane und Intriguen im Einzelnen zurückzuweisen, war aber eben so wenig wie Portalis dazu gemacht, einen entschlossenen Schlag für die Erhebung seiner Partei vorzubereiten, geschweige denn zu vollführen. Tronçon=Ducoudray, der die Königin Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal vertheidigt hatte, besaß einen kräftigen, leidenschaftlichen Ton des Vortrages, und war der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ebenfalls entgegen, aber er selbst, wie seine gleichgesinnten Collegen, außer Stande, anders als durch Worte und im Kreise der Versammlung, von der er ein Mitglied war, zu wirken. Um aber die Constitution des Jahres III. zu stürzen, denn dies mußte natürlich vor Einführung eines anderen Zustandes geschehen, würde es jetzt entweder eines berühmten Generals, der, seiner Truppen gewiß, sich zur Wiederherstellung des rechtmäßigen Thrones bereit erklärt, oder eines großen Demagogen bedurft haben, der, wie Mirabeau, durch Zauber der Rede und Größe der

Persönlichkeit, zu diesem Zwecke eine Partei in den aufgeklärten Classen der Nation zu bilden verstanden, und durch sie sich allmälig der Masse des Volkes bemächtigt hätte. An einen solchen Parteistifter und Redner war aber nicht zu denken. Alle hervorragenden politischen Talente, die im Guten oder Bösen, in der Revolution gewirkt, waren untergegangen, und kühne Charaktere jetzt fast nur noch in den Armeen zu finden, durch diese Stellung aber dem inneren Leben des Staates fremd, oder wenigstens an einem unmittelbaren Einflusse auf dasselbe gehindert. Mathieu Dumas, Lafont-Ladebat und Muraire gehörten im Rathe der Alten ebenfalls zu den Gegnern des Directoriums. Alle drei hatten schon in der Assemblée legislative gesessen, und dort lange die Angriffe der Girondisten und Jacobiner auf die Constitution von 1791 zurückzuweisen gesucht. Sie waren aber weniger zu einer Umwandelung der revolutionairen Institutionen und deren Unterwerfung unter die Autorität der legitimen Monarchie, als zu einer Wiederherstellung der, von der constituirenden Versammlung gegebenen Verfassung geneigt, und gehörten zu den demokratischen Royalisten in Frankreich, als deren Vorbild Lafayette angesehen werden kann. Alle drei bewiesen in ihrem Widerstreben gegen die eben so willkürliche als treulose und schwache Regierung des Directoriums Muth und Beharrlichkeit, und besonders Mathieu Dumas gereicht es zu großer Ehre, daß er seine Grundsätze seinem Ruhme vorzog, denn er war ein geschickter General, der sich schon im amerikanischen Kriege hervorgethan, und dem, wenn er der Republik hätte dienen wollen, das Commando von Armeen nicht entgangen sein würde. Er hielt sich aber seit dem zehnten August (1792) beständig von Denen entfernt, welche damals die großen Stellen im Kriegsdienste zu verleihen hatten. Von einer ähnlichen Ueberzeugung waren zwei talentvolle Männer, Lebrun und Dupont de Nemours, erfüllt, die beide Mitglieder der Assemblée constituante gewesen. Le-

Kapitel II. brun war in seiner Jugend in dem Cabinet des Canzlers Maupeou angestellt gewesen, und hatte an der Abfassung der despotischen Edicte, die in die letzten Regierungsjahre Ludwig XV. fallen, namentlich an denen, welche die Auflösung der sämmtlichen Parlamente des Königreiches betrafen, einen thätigen Antheil genommen. Die Ideen der Revolution waren ihm, seinen Gewohnheiten und selbst seinem Charakter nach, fremd, gleichwohl nahm er sie an, arbeitete für sie, kam aber sehr bald von dem Enthusiasmus, den sie ihm eine Zeit lang eingeflößt hatten, zurück. Dupont de Nemours, ein Freund und Zögling Turgot's, hatte die philanthropischen und liberalen Grundsätze geerbt, die jener treffliche Mann während seiner Amtsführung vergebens geltend zu machen gestrebt. Im Anfange der großen Umwälzung glaubte er, wie so viele Andere, daß der Augenblick gekommen wäre, die von ihm längst gehegten politischen Ideale in die Wirklichkeit einzuführen. Die Erfahrung von der Selbstsucht und Grausamkeit der Demagogen, dem Leichtsinn und der Verdorbenheit der Menge, verwundete seinen milden und großmüthigen Sinn tief, aber enttäuschte ihn nicht vollkommen. Der Tyrannei der revolutionairen Autoritäten feind, gab er, trotz aller Beweise des Gegentheils, die Hoffnung nicht auf, für Frankreich ein goldenes Zeitalter hereinbrechen zu sehen. Da ihm das Directorium zu dessen Erfüllung nicht geeignet schien, so ward er sein Gegner, obgleich er sich für keine bestimmte andere Form der öffentlichen Verhältnisse erklärte. Er gehörte zu den ächt französischen Charakteren der besseren Art, die früher häufiger als jetzt waren, welche in das positive und namentlich politische Leben die verschönernden Begriffe tragen, mit welchem begabte Individuen anderer Nationen die Menschheit oder die Natur in ihrer Gesammtheit auffassen. — Obgleich die royalistische Partei im Rathe der Alten nicht die Mehrheit besaß, so zählte das Directorium daselbst nur wenige entschiedene Anhänger, und selbst Die, welche seine Erhaltung

wünschten, setzten sich vielen einzelnen Maßregeln desselben entgegen. Im Ganzen war der Rath der Alten weder dem Directorium noch der Revolution vollkommen zugethan, und konnte für sie, im Falle eines entscheidenden Kampfes, keine Stütze abgeben. Es war vorauszusehen, daß er sich in einer Krise auf die Seite der Partei schlagen würde, die mit der größten Kraft und Verwegenheit auftreten würde, welches auch die Grundsätze derselben sein mochten.

Der Rath der Fünfhundert war dagegen, nicht das Bollwerk des Directoriums, aber der Revolution selbst geworden. Die royalistische Partei war in ihm numerisch schwach, und besaß außerdem nur Einen Mann von berühmtem Namen, dies war der General Pichegru, unter dessen Leitung sich die übrigen stellten. In dieser Fraction der legislativen Gewalt saß ein bedeutender Theil der alten Bergpartei, des Convents, Terroristen, und Thermidoristen, Anhänger Robespierre's und Danton's. Viele der ersteren waren allmälig von der Furcht, welche ihnen die Reaction nach dem neunten Thermidor eingeflößt hatte, zurückgekommen, und arbeiteten im Stillen an einer Rückkehr des Schreckenssystems. Die Anderen hatten aus Haß gegen die gemäßigten Grundsätze, die nach dem Sturze Robespierre's die Revolution selbst zu bedrohen schienen, besonders aber, weil sie sich von der Regierung ganz ausgeschlossen sahen, sich wieder der Faction der extremen Revolution zugewandt. Beide, Terroristen und Thermidoristen, sprachen von dem Directorium und der Constitution des Jahres III. mit Verachtung, und waren bereit, bei vorkommender Gelegenheit gegen sie in die Schranken zu treten. Es fehlte ihnen nur jetzt das große und furchtbare Werkzeug, durch das sie früher ihre Plane geltend zu machen gewußt hatte, der Beistand der niederen Classen, besonders der Arbeiter der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau. Die Ueberzeugungen der Menge hatten sich nicht sehr verändert, aber ihre Leidenschaft für die Grundsätze und Einrichtun-

Kapitel II. gen, die 1792 zur Herrschaft gekommen, war großentheils erloschen. Wenn ihr früherer Fanatismus so viel zur Ausartung der Revolution beigetragen, so sollte ihre gegenwärtige Indifferenz den nicht mehr sehr entfernten Sturz des revolutionairen Regiments, und die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge erleichtern. Alle dem Terrorismus verwandte, und dessen Erneuerung zum Zweck habende Verschwörungen und Unternehmungen sollten von jetzt an nur bei den Mitgliedern der ehemaligen Clubs, den Demagogen von Profession, Unterstützung finden, in dem Volke aber keine große Sympathie mehr erregen, und deshalb zu keiner Bedeutung kommen. Auf die Armeen konnten die Terroristen bei ihrer Absicht, die frühere blutige Anarchie wiederherzustellen, oder, wie sie sich ausdrückten, der Revolution ihre Kraft wiederzugeben und die Republik zu retten, ebenfalls nicht zählen, denn diese waren fern, und standen unter Generalen, die keinesweges, wie ihre Vorgänger zur Zeit des Wohlfahrtsausschusses, geneigt waren, sich den arglistigen oder schwülstigen Phrasenmachern in den Clubs oder der Volksvertretung zu unterwerfen. Die bewaffnete Macht hing damals der Revolution soweit an, als diese vom Directorium vertreten und anerkannt ward, obgleich es schon klar wurde, daß sie ein Werkzeug für Den unter den Generalen der Republik abgeben würde, der sein Glück und seinen Ruhm zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes anzuwenden sich veranlaßt fühlen konnte. — Unter den aus dem Convent in den Rath der Fünfhundert übergegangenen Deputirten gab es eine Partei, die zu Robespierre's Sturze und zur Bekämpfung des Terrorismus, nicht aus persönlicher Feindschaft, wie die Thermidoristen, sondern aus Ueberzeugung mitgewirkt hatte. Sie war jedoch den Grundsätzen der Revolution zugethan, und hing dem Directorium an, so weit dieses dieselbe vertheidigte. Vom Royalismus war sie übrigens eben so weit wie die Faction der extremen Revolution selbst ent-

fernt, und hätte sich im Nothfalle eher zu dieser als zu jenem geschlagen. Louvet und Chenier standen an der Spitze dieser Partei. Louvet, eines der Häupter der Gironde, und der Robespierre im Convent am frühesten und kühnsten bekämpft, hatte sich nicht, wie Vergniaud, und Guadet und so viele andere seiner politischen Freunde, durch die Verurtheilung Ludwig XVI. befleckt, war aber dennoch, ungeachtet des Unglücks, das die Republik über ihn und seine Freunde gebracht, ihren Principien treu geblieben. Dieser Mann trug, wie so viele seiner Zeitgenossen, allen Enthusiasmus und alle Phantasie, deren seine Seele fähig war, auf die Verhältnisse des öffentlichen Lebens über, weshalb er sich nothwendig in deren Behandlung vergreifen mußte, und seine Illusionen sehr oft für Maximen und den Schein für die Wahrheit nahm. Er hatte, wie dies unter den Franzosen häufiger als unter anderen Nationen vorkommt, immer mehr eine Rolle gespielt, als seine wahre und natürliche Gestalt zu erkennen gegeben, d. h. er hatte je nach Ueberzeugung, Ehrgeiz oder äußerer Anregung, ein System für sich aufgebaut, in das er sich versenkte, das aber gleichwohl für ihn mehr ein Theater war, auf dem er eine ideale Persönlichkeit mit Kraft und Leidenschaft spielte, die allerdings mit ihm in Verbindung stand, aber doch nicht er selbst war, als daß er die Wirklichkeit, wie sie vor ihm lag, erkannt, und sich zu ihr in ein aufrichtiges und unmittelbares Verhältniß gestellt hätte. Vor der Revolution hatte er, von dem herrschenden Strudel mit ergriffen, sich durch einen sittenlosen Roman bekannt gemacht, und war ein Liebling der Schönen, ein Günstling der Großen gewesen, ohne daß er durch Charakter und Persönlichkeit dazu besonders berufen gewesen wäre. In den ersten Jahren der Revolution hatte er, obwohl ohne Arglist und Grausamkeit, zu der großen Umwälzung beigetragen. Nach der Unterdrückung seiner Partei und den Verfolgungen und Leiden, die ihn persönlich getroffen, war er etwas ernster und

Kapitel II.

bedächtiger geworden. Je mehr der Enthusiasmus für die Republik erlosch, je mehr suchte er ihre Formen in seinen Meinungen und seinem persönlichen Wandel darzustellen, und arbeitete darauf hin, den berühmten Demokraten des Alterthums zu gleichen, obgleich seine innerste Gesinnung, wie die fast aller Revolutionaire, mit dem Geiste jener stolzen Aristokraten, die nur in so weit Republikaner waren, als sie Niemand über sich dulden wollten, nicht das Geringste gemein hatte. Von dem Fortschritte der öffentlichen Meinung, die offenbar für die Republik und demnach für die Revolution erkaltete, erschreckt, wollte Louvet dieselbe jetzt aus allen Kräften schützen, witterte überall Verschwörungen gegen sie, und stimmte für die Beibehaltung selbst der offenbar ungerechtesten und drückendsten Ueberreste der revolutionairen Gesetzgebung. — Joseph Chenier hatte sich in der Litteratur durch eine Tragödie, Carl IX. betitelt, bekannt gemacht, ein Stoff, der ihm ein reiches Feld zu Angriffen auf das Königthum und den Klerus bot. Er nahm an den Vorbereitungen zu der Insurrection des zehnten August so großen Antheil, daß er von den Revolutionairen für würdig befunden wurde, in den Convent einzutreten. Er stimmte, wahrscheinlich ohne Ueberzeugung, bloß um die Gunst der Menge zu gewinnen, für den Tod Ludwig XVI., verhielt sich aber bei dem Kampfe zwischen der Bergpartei und der Gironde neutral. Er verfaßte nach Marat's Tode einen Panegyricus auf diesen Demagogen, und viele Reden und Hymnen, bei Gelegenheit der revolutionairen Feste. Er gab seinen dramatischen Productionen in dieser Zeit sammt und sonders die Farbe eines philosophischen Republikanismus, der Darstellung griechischen und römischen Wesens nachstrebend, der aber nichts als eine hohle Rhetorik, und dem Geiste des Alterthums vollkommen fremd war. Indessen besaß er zu viel Verstand und Gefühl, um dem blutigen Walten der herrschenden Demagogen mit Gleichgültigkeit zusehen zu können, und erinnerte in vielen sei-

ner Theaterstücke an Ideen der Mäßigung und Menschlichkeit, die von einem großen Theile des Publicums begierig aufgefaßt und wiederholt wurden. Dieses zog ihm den Haß Robespierre's und die Verfolgung des Wohlfahrtsausschusses zu. Er hatte einen Bruder, Andreas Chenier, der ein bedeutendes poetisches Talent besaß, den revolutionairen Machthabern aber als Royalist verdächtig geworden, und verhaftet wurde. Joseph Chenier, der selbst sehr unsicher stand, besaß keine Mittel, seinen unglücklichen Bruder zu retten, der zwei Tage vor Robespierre's Sturze hingerichtet wurde. Joseph Chenier hatte zu der Katastrophe des neunten Thermidor mit großem Eifer beigetragen. Doch warfen ihm die royalistischen Schriftsteller, aus Haß über sein Votum im Prozesse Ludwig XVI., den Tod seines Bruders vor, als hätte er zu diesem aus Eifersucht auf Andreas dichterischen Ruf beigetragen. Man wandte auf ihn die Worte der Bibel an: »Cain, wo ist dein Bruder Abel?« — Diese Anklage, die ungerecht und grundlos war, erfüllte ihn gegen die royalistische Partei mit einer unauslöschlichen Abneigung. Joseph Chenier war allerdings ein Mann von Geist und Talent, nur nichts weniger als ein großer Dichter. Seine Natur war aus allen möglichen prosaischen Ingredienzen zusammengesetzt, und sein Ehrgeiz, seine Bitterkeit und unversöhnliche Gesinnung machten ihn seinen Gegnern furchtbar. Er gehörte übrigens zu den zahlreichen Erscheinungen des damaligen Frankreichs, die, im Grunde nur mit einem gewissen Talent für die Form ausgestattet, ohne tieferen Gehalt, durch die Ansprüche, die sie machten, das große Selbstgefühl, mit dem sie auftraten, die rasche, redefertige, aber oft verderbliche oder wenigstens meist fruchtlose Thätigkeit, die sie zur Schau trugen, eine große momentane Bedeutung erlangten. Der Franzose, der den Effect über Alles liebt, und ihn überall, wo er kann, anwendet, wird auch oft, gegen sein besseres Urtheil, von ihm bestochen und hin-

Kapitel II. tergangen. Zu oberflächlich und zu ungeduldig, um lange zu beobachten und zu prüfen, nimmt er den Menschen weniger für Das, was er ist, als wofür er sich giebt. Daher die vielen unberechtigten Berühmtheiten in diesem Lande, über die der gründlichere und unparteiischere Fremde so oft zu erstaunen Gelegenheit hat. Diese Uebertreibung wird indessen dadurch wieder etwas ins Gleiche gebracht, daß der Schein, der unter diesem Volke einen Augenblick lang allmächtig wirkt, auch sehr bald wieder verschwindet, denn kein Publicum in der Welt wechselt mit seinen Idolen so schnell, macht sich so leicht von einer Illusion los, aber gewöhnlich nur um unter die Herrschaft einer anderen zu fallen. — Joseph Chenier, dessen Gedichte und Reden bald nach seinem Tode vergessen wurden, galt indessen unter dem Directorium für einen Stern erster Größe, dessen Licht von den Einen gesucht, und von den Anderen gefürchtet wurde. — Die Fraction der Republikaner, an deren Spitze Louvet und Chenier standen, und welche weder für die Wiederkehr des Schreckenssystems noch der Monarchie gesinnt war, stimmte dem Directorium nicht aus Sympathie, sondern nur in der Ueberzeugung bei, daß die Republik selbst von dessen Erhaltung abhänge.

Wenn man betrachtet, daß die royalistische Partei in den beiden Zweigen der Legislatur, besonders aber im Rathe der Fünfhundert, in der Minorität war, und das Directorium gegen sich hatte, daß außerdem die meisten ihrer Mitglieder seit dem dreizehnten Vendémiaire mit mehr Vorsicht als Kühnheit auftraten, so ist man zu fragen geneigt, worauf sie ihre Hoffnung zur Erreichung ihrer Plane, der Wiederherstellung der legitimen Dynastie und einer Reform, wenn auch keiner Aufhebung, der revolutionairen Institutionen gründete? — Einmal war es die Erneuerung der Mitglieder der beiden Räthe nach dem Ausscheiden Derer, die vermöge der Decrete des fünften und dreizehnten Fructidor in die gegenwärtige Volksvertretung übergegangen waren, denn die öffentliche

Meinung entfernte sich in den aufgeklärten Classen immer mehr von den Ideen der extremen Revolution, dem Jacobinismus und Terrorismus, und diese Richtung sollte, wie die Folge gelehrt hat, keiner Reaction mehr unterworfen sein. Es stand zu erwarten, daß die neuen Wahlen immer mehr zu Gunsten eines Systems der Mäßigung und Ruhe ausfallen würden. War die Mehrheit in den beiden Räthen für ein solches System gewonnen, so mußte das Directorium demselben folgen, denn dieses wurde von der Volksvertretung gewählt. Eine royalistische Majorität in dem Directorium konnte aber sehr leicht zu einer monarchischen Restauration führen. Außerdem rechnete diese Partei auf die Thätigkeit und den Einfluß der Presse, die sich großentheils unter ihrer Leitung befand. Dies war ihre stärkste Stütze und ihr vornehmster Hebel. Eine Revolution, die nur mit Hülfe der öffentlichen Meinung sich Bahn gebrochen, konnte von dieser, sobald sie ihre Führer veränderte, auch wiederum gestürzt, oder wenigstens bedeutend modificirt werden. Der wichtigste Gegenstand der royalistischen Bestrebungen bestand jetzt darin, durch die Presse die Theilnahme und Mitwirkung der zahlreichen kleinen städtischen und ländlichen Eigenthümer, welchen die Revolution politische Rechte ertheilt hatte, und die Wähler waren, zu gewinnen. Diesen sollten durch die royalistische Presse ihre Vorurtheile gegen die Wiederherstellung der Monarchie genommen, und dieselbe ihnen vielmehr als eine Garantie gegen die Willkür der revolutionairen Regierung, und den Neid der besitzlosen Classen dargestellt werden. Eine allmälige Verbreitung der royalistischen Grundsätze unter den Wählern mußte nothwendig eine andere Volksvertretung und eine andere Regierung, als die damals bestanden, hervorbringen. Die Mittel zu diesem Zwecke waren vorhanden. In Paris allein erschienen über siebenzig Tagesblätter, unter denen zwei Drittheile dem Royalismus, ein kleiner Theil dem Directorium, und nur drei oder vier der Partei der extremen Revolution

Kapitel III.

Kapitel II.

angehörten. Die Richtung auf die Betrachtung und Behandlung öffentlicher Zustände, der die Revolution einen so großen Schwung gegeben, die traurigen, aber oft großartigen und immer lehrreichen Erfahrungen, welche alle denkenden Individuen aus dem ungeheuren Chaos sich im Laufe weniger Jahre zusammendrängender Begebenheiten gewonnen haben mußten, hatten eine große Anzahl fähiger junger Männer zur politischen Journalistik herangezogen, und diese meist alle zu Gegnern der Revolution gemacht, wenigstens in Dem, was diese Extremes hatte, und, da die republikanische Form den Gedanken an die Wiederkehr jener blutigen Anarchie immer wach erhielt, zugleich auch zu Gegnern einer solchen Republik. Sobald sie aber diese nicht wollten, so blieb ihnen damals nichts als die Wiedereinsetzung der verbannten Dynastie übrig, und hierzu neigten sich die meisten Redacteure und Mitarbeiter der damaligen Journalwelt. Sie waren es, auf welche die royalistische Partei ihre meiste Hoffnung gründete, und durch die sie, ohne Hülfe des Auslandes, ohne große Erschütterung im Innern, durch den allgemeinen Fortschritt ihrer Meinungen, an ihr Ziel zu kommen dachte. An diese litterarisch-politische Jugend schlossen sich viele ältere Schriftsteller, die den Sturm der Revolution überlebt hatten, mit Eifer an. So lobenswerth indessen die Bestrebungen der royalistischen Presse in der Bekämpfung der Dinge und Personen der Revolution waren, so konnte sie sich dennoch von manchen in den Charakter ihrer Nation verwebten Mängeln nicht frei halten, nämlich den Waffen des Spottes, der Uebertreibung und Rhetorik mehr, als denen der Ueberlegung und der Gründlichkeit zu vertrauen, ihre Gegner oft mehr zu reizen, als zu widerlegen, und deren Widerstandsmittel für zu gering anzuschlagen. — Da die Epoche einer theilweisen Erneuerung der Volksvertretung herannahte, denn das eine Drittheil der aus dem Convent in sie aufgenommenen Deputirten sollte ausscheiden, so fürchteten die Directoren und ihre Anhänger, daß die Wahlen unter dem

Einflusse der Presse im monarchischen Sinne stattfinden, und die Partei der Republik in den beiden Räthen in die Minorität kommen könnte. Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, trugen Chenier, Louvet und Daunou auf Vorlegung eines Preßgesetzes an, um die Kühnheit und den Einfluß der royalistischen Journale zu beschränken. Sie hielten einen stufenweisen, mit den Uebertretungen im Verhältnisse stehenden Strafcodex für ein besseres Mittel der Bezähmung, als die frühere Gesetzgebung des Convents, welche die Preßvergehen, wie andere politische Verbrechen, unter dem Vorwande eines Attentats auf die Souverainität der Nation und die Sicherheit des Staates, mit dem Tode bedrohte. Dieser Codex war, seiner Grausamkeit wegen, außer Gebrauch gekommen, und da kein anderer vorhanden war, so gab es gar kein gesetzliches Mittel, den der Revolution feindlichen Publicisten Fesseln anzulegen. Die royalistischen Deputirten im Rath der Fünfhundert setzten diesem Vorschlage einen lebhaften Widerstand entgegen, und wiesen nach, wie die Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses zu Robespierre's Zeit sich vorzüglich durch die Aufhebung der Preßfreiheit so lange erhalten, und daß diese in einem von Parteien zerrissenen Lande die einzige Gewährleistung dafür sei, daß die mächtigere Partei darunter ihre Ueberlegenheit nicht mißbrauchen könne. Dessenungeachtet ging der Antrag im Rathe der Fünfhundert durch. Im Rathe der Alten strengten aber Portalis, Tronçon-Ducoudray und Andere mehr, alle ihre Kräfte an, um einen neuen Strafcodex in Bezug auf die Presse zu hintertreiben. Sie veranlaßten sogar mehre ehemalige Conventsmitglieder, welche aus Erfahrung wußten, welchen Vortheil die Faction der extremen Revolution früher aus der Abwesenheit alles freien Einflusses auf die öffentliche Meinung gezogen, sie in ihrem Widerstande zu unterstützen. Der Rath der Alten wies ein neues Preßgesetz zurück. Die royalistischen

Kapitel II.

Journale wurden durch diesen Sieg, wie man sich leicht vorstellen kann, noch kühner, als bisher, gemacht.

Dem Directorium blieb, wie gewöhnlich mittelmäßigen Regierungen unter ähnlichen Umständen, jetzt kein anderes Mittel übrig, um einen Vorwand zu einem Angriff auf das Umsichgreifen der royalistischen Grundsätze zu finden, als die Entdeckung eines wirklichen oder vermeintlichen Complots, das Maßregeln gegen die ganze Partei beschönigen konnte. Die Royalisten gaben hierzu unglücklicher Weise Gelegenheit. De la Villeurnois, in der alten Monarchie Maitre des Requêtes oder Berichterstatter über die an den Staatsrath eingehenden Gesuche, ein sonst in jeder Beziehung ehrenwerther Mann, besaß die Schwäche, von jedem Plane leicht verführt zu werden, der seinen Grundsätzen zusagte. Die Wiederherstellung des Thrones der Bourbone war seine herrschende Leidenschaft, und die baldige Erreichung dieses Wunsches, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände, eine fixe Idee bei ihm geworden. Er schloß sich an den ihm gleichgesinnten Abbé Brottier an, und dieser machte ihn mit einem verschlagenen und gefährlichen Menschen, Namens Duverne du Presle, bekannt, der behauptete, von Ludwig XVIII. mit dem Auftrage, die politische Leitung der Royalisten zu übernehmen, nach Paris gesandt zu sein. Es bildete sich alsbald ein Verein zu diesem Zweck, dessen Seele Duverne du Presle wurde, der sich im Hause de la Villeurnois versammelte und dem, unter Anderen, auch der Baron de Poli beitrat. Diese beriethen über die Mittel, sich des Luxemburg, wo die Directoren residirten, der Tuileries, wo die beiden Räthe ihre Sitzungen hielten, des öffentlichen Schatzes zu bemächtigen, und Ludwig XVIII. zu proclamiren. Es war dies ein rein chimairisches Project, denn was die Mitglieder ihrer Partei, die in den gesetzgebenden Versammlungen saßen, also einen öffentlichen Einfluß ausübten, nur von der Zeit erwarteten, wollten einige Privatleute,

von allen materiellen Mitteln entblößt, plötzlich ausführen. Duverne, der ausgedehnte Verbindungen in allen Gegenden des Landes mit Adel, Geistlichkeit, Beamten und Nationalgarden zu unterhalten vorgab, bestärkte sie in diesem Wahn. Von ihm, der in alle Plane des abwesenden Königs eingeweiht zu sein behauptete, veranlaßt, gingen diese mehr verwegenen als gefährlichen Verschwörer so weit, die großen Aemter des Staates zu besetzen, Gnaden auszutheilen, Gesetze vorzubereiten u. s. w. Die Leichtigkeit und Willkür, mit der der Franzose so oft, und besonders in der Revolution, die politische Maschine auseinander zu nehmen und neu zusammenzusetzen versucht, that sich hierbei wieder hervor. Im Ganzen aber war dieses Complot von einer milden und versöhnenden Tendenz begleitet, und sprach die damals unter den Royalisten vorherrschende Gesinnung aus, nämlich, die Wiederherstellung des Thrones, ohne Verfolgung der Anhänger der Revolution, und mit Berücksichtigung der von ihr geschaffenen Institutionen und Rechte, zu bewerkstelligen. Indessen wurden die Verschwornen sehr bald gewahr, daß sie, so löblich auch ihr Zweck sein mochte, keine äußere Gewalt, ihn zu erreichen, besaßen. Der Baron von Poli kam deshalb auf den unglücklichen Gedanken, sich an die beiden Befehlshaber der dem Directorium von der Constitution verliehenen Garde zu wenden. Der eine von diesen war Ramel, von dem der Versuch der Terroristen, die in der Ebene von Grenelle lagernden Soldaten aufzuwiegeln, vereitelt worden war. Der andere hieß Malo und war ein Mönch, der im Anfange der Revolution die Kutte abgelegt, und den Soldatenrock angezogen hatte. Beide wurden von der anarchischen Faction sehr gehaßt, und dies war der Grund, warum man sie auf die Seite der königlich Gesinnten ziehen zu können glaubte. Man hoffte, durch ihren Einfluß die Soldaten der Directorialgarde dahin zu stimmen, sich der Personen der fünf obersten Gewalthaber in der Republik zu bemächtigen. Aber diese beiden Generale

Kapitel II. waren zwar den Jacobinern feind, jedoch keineswegs zur Wiederherstellung der Monarchie geneigt, vielmehr dem bestehenden Zustande sehr ergeben. Anstatt die ihnen gemachten Eröffnungen abzulehnen, und auf die Vergeblichkeit und Gefahr dieses Planes hinzuweisen, begingen sie die Treulosigkeit, auf ihn scheinbar einzugehen, die Verschwornen zu ermuntern, sie dann aber an die Regierung zu verrathen. Sie erhielten von den Directoren und dem Polizeiminister Befehl, mit dem Complot in immer nähere Verbindung zu treten, um dessen Verzweigung zu ergründen, und die Verhaftung der Theilnehmer zu erleichtern. Man hat sogar Grund, zu glauben, daß die unbestimmten und haltungslosen Berathschlagungen dieser Royalisten erst von der Zuziehung Ramel's und Malo's an den Charakter einer wirklichen Verschwörung annahmen, indem sie sich vorher auf leere Wünsche beschränkt, und gewissermaßen nur Luftschlösser gebaut hatten. Auf den Vorschlag dieser beiden Generale schrieb de la Villeurnois den Plan des Complots und die Mittel zu seinem Gelingen mit eigener Hand nieder. Malo schlug ihnen hierauf eine Zusammenkunft in seiner eigenen Wohnung, in dem Gebäude der Kriegsschule am Marsfelde, vor. Ihre Leichtgläubigkeit ging in diese Falle. Der ehemalige Mönch und jetzige General hatte in der Nähe seines Zimmers Polizeiagenten versteckt, welche die ganze Unterredung mit anhörten. Diese brachen auf ein verabredetes Zeichen hervor, und de la Villeurnois, Poli, Brottier und Duverne du Presle wurden verhaftet. Sie trugen eine Menge von Papieren bei sich, wo ihr Plan mit allen seinen Details entwickelt war. In der folgenden Nacht bemächtigte sich die Polizei noch acht anderer Personen, die mit dem Complot in Verbindung standen. Am anderen Morgen posaunten die Zeitungen der Regierung die große Gefahr aus, der die Directoren und die Republik entgangen wären. Man theilte der Volksvertretung die Absichten der Verschwornen und die Proclamation mit, die sie im Namen Ludwig XVIII.

aufgesetzt hatten. Die Revolutionaire, die in den beiden Räthen saßen, besonders aber die Ueberreste der Bergpartei, konnten ihre Freude nicht verbergen. Die Entdeckung des Complots schien ihnen eine zweischneidige Waffe zu sein, einmal gegen die Royalisten gewandt, die sich desselben schuldig gemacht, und dann gegen das Directorium, dessen Unfähigkeit und Fahrlässigkeit zur Bildung solcher Plane Veranlassung gegeben. Die Royalisten dagegen erschraken und begriffen, wie nachtheilig ihnen das Vorgefallene werden konnte. Ramel und Malo, die zur Rolle von Angebern und Verräthern herabgesunken waren, wurden von der Regierung bis zum Himmel erhoben, und die Volksvertretung decretirte, daß sie sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten, eine Formel, die man nach Jourdan's, Pichegru's, Hoche's, Moreau's und Bonaparte's Siegen, um sie zu ehren, angewandt hatte. Das Directorium befahl, die Verschwornen vor eine Militaircommission zu stellen. Vergebens verlangten mehre royalistische Deputirte in den beiden Räthen und besonders Pastoret die gewöhnliche Justiz für sie, d. h. das Urtheil durch Geschworne. Die Rede des letzteren ward wie eine Vertheidigung des Complots, wie ein Geständniß seiner Theilnahme an ihm aufgenommen, und erregte unter der revolutionairen Mehrheit der Versammlung einen Ausbruch der Wuth und des Hasses, der an die schlimmsten Zeiten des Convents erinnerte. Der Wille des Directoriums ging durch, und die Gefangenen wurden einer Militaircommission übergeben. De la Villeurnois vertheidigte sich mit eben so viel Unerschrockenheit als Mäßigung, gestand aber seine Plane und Gesinnungen vollkommen ein. Er wies fast bis zur Gewißheit nach, daß er und seine Mitschuldigen im Anfange nur Wünsche und Hoffnungen gehegt, und erst durch den scheinbaren Beitritt der beiden Befehlshaber der Directorialgarde zur Bildung eines eigentlichen Complots, mit bestimmten Entschließungen, veranlaßt worden seien. De la Villeur-

Kapitel II. nois glaubte nur von Ramel und Malo verrathen worden zu sein. Es ist aber später entdeckt worden, daß Duverne du Presle den Planen der Royalisten von Hause aus nur in der Absicht beigetreten war, um sie anzugeben. Die Militaircommission, mochte sie nun in den Verschwornen nur von den Agenten der Regierung Verführte und Betrogene sehen, oder von dem Directorium einen geheimen Wink erhalten haben, mit Schonung zu verfahren, indem man durch Entdeckung dieses Complots der ganzen royalistischen Partei, und nicht einigen ihrer schwächsten Glieder, einen Schlag zu versetzen dachte, zeigte sich in der Beurtheilung der Schuld der Angeklagten ungewöhnlich mild. Anstatt über sie, wie dies früher und später so oft geschehen, die Todesstrafe zu verhängen, sprach sie gegen Brottier und Duverne eine zehnjährige, gegen Poli eine fünfjährige, gegen Villeurnois eine einjährige Haft aus, und ließ alle übrigen Angeklagten frei.

Die royalistische Meinung sah in der Gelindigkeit dieses Erkenntnisses einen neuen Beweis ihres Einflusses. Aber die Anhänger des alten Jacobinismus und Terrorismus äußerten den heftigsten Unwillen, indem sie sich des Schicksals erinnerten, das Verschworne, die zu ihrer Partei gehörten, bei ihren Widerstandsversuchen gegen das Directorium getroffen hatte. Duverne du Presle verfaßte nach seiner Verurtheilung, im Gefängnisse, eine Denkschrift, wahrscheinlich auf Verlangen des Directoriums selbst, in welcher er auf eine, wie später behauptet worden, übertriebene und selbst lügenhafte Weise, die ganze Organisation der Anhänger der Monarchie in dieser Epoche, ihre Verbindungen mit Ludwig XVIII. und den ausgewanderten Prinzen, die Mittel, über die sie in Frankreich zu gebieten hatten, ihre einheimischen und auswärtigen Agenten, ihre Hoffnungen und Plane entwickelte. Das Directorium hielt diese Mittheilungen für den Augenblick geheim, und machte sie erst dann bekannt, als es einen Hauptstreich gegen die ganze royalistische Partei in der Volksvertre-

tung und der Presse zu führen dachte. — Man hat mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet, daß Duverne, der in der That mit den ausgewanderten Prinzen und den Königlichgesinnten im In- und Auslande in vielfacher Verbindung gestanden, von jeher ein geheimer Agent und Spion des Directoriums gewesen. Man ließ ihn später aus dem Gefängnisse entwischen, nachdem man ihn wahrscheinlich gut bezahlt hatte, und es ist nicht bekannt, wie und wo er geendigt hat.

Im März 1797 ward in allen Wahlcollegien zu der Erneuerung derjenigen Deputirten geschritten, welche das nach der Constitution ausscheidende Drittheil der ehemaligen Conventsmitglieder in den beiden Räthen ersetzen sollten. Die Royalisten besuchten diesmal die Primairversammlungen in großer Zahl, was lange nicht geschehen war. Die Candidaten dieser Partei wurden fast alle mit einer großen Mehrheit von Stimmen erwählt. Den Ideen des Rechts und der Ordnung anzuhängen, war jetzt eine Empfehlung bei den Wählern geworden, und diese Eigenschaften fanden sich, ohne Zweifel, mehr bei den Anhängern der Monarchie, als bei ihren Gegnern vor. So sehr hatte die Revolution im Laufe weniger Jahre ihren Charakter verändert. Den neuen Deputirten ward, allerdings im Geheimen, an vielen Orten das Mandat gegeben: »Verhehlt eure wahre Ueberzeugung, aber richtet euer Bestreben auf die Wiederherstellung des Königthums. Nur spart uns die Drangsale einer neuen Revolution!« — Auf diese Gesinnung eines bedeutenden Theiles der Wähler gründeten die Royalisten ihre Hoffnung auf die Rückkehr der verbannten Dynastie, und die endliche Herstellung eines zugleich festen und freien politischen Zustandes in Frankreich, und dieselbe war keinesweges chimärisch. Ohne Bonaparte's Ehrgeiz wäre eine Restauration wahrscheinlich schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erfolgt. Aber die Royalisten übersahen bei ihren Berechnungen, daß die auswärtigen Kriege der Revolution eine neue Gewalt im Staate geschaffen hatten,

Kapitel II. nämlich die der bewaffneten Macht. Die Armeen der Republik standen fast alle unter der Leitung großer, durch Siegesruhm verherrlichter Generale. Diese waren fast alle den Institutionen einer gemäßigten Demokratie zugethan. Nur einer von ihnen, Pichegru, wollte die Rückkehr der Monarchie, und dieser befand sich damals ohne Commando und in einer Stellung, wo seine Stimme nicht mehr als die des dunkelsten und unfähigsten Deputirten im Rathe der Fünfhundert galt. Es war ein eigenthümliches Unglück für das Gelingen der royalistischen Plane, daß der General, der sich ihnen am engsten angeschlossen, entwaffnet, und den Schlägen seiner Gegner bloß gegeben war, während Bonaparte, der das vornehmste Hinderniß der Wiederherstellung des Königthums werden sollte, sich gerade damals durch die größten Kriegsthaten hervorzuthun, und die Grundlage zu seiner späteren Macht zu legen anfing.

Der Zufall oder die Geschicklichkeit der Directoren, unter denen sich, statt der Pentarchie, ein wahres Triumvirat gebildet hatte, bewirkte, daß um diese Zeit ein Mitglied der Minorität, Le Tourneur, Carnot's Freund, der, wie dieser, für gelinde Maßregeln gegen die Royalisten stimmte, aus dem Directorium schied. Man konnte allerdings einen noch entschiedeneren Anhänger der Mäßigung und Ordnung an seine Stelle setzen. Aber Barras, Rewbel und Larévellière-Lepeaux, die unverbrüchlich zusammenhielten, bildeten immer die Majorität, und konnten sogar durch die Wahl eines ihnen entgegengesetzten Collegen zur Beschleunigung gewaltsamer Maßregeln getrieben werden, ohne daß ihnen die beiden anderen Directoren auf gesetzlichem Wege widerstehen konnten.

Die beiden Räthe versammelten sich zur Ernennung eines neuen Directors. Im Rathe der Alten herrschten ohnedies Grundsätze der Mäßigung vor, und dort wollte man nur einen Director, der durch ähnliche Gesinnungen bekannt war. Im Rathe der Fünfhundert drang diesmal Pichegru's

Ansehen durch, und Barthelemy, der Neffe des berühmten Verfassers der Reise des jungen Anacharsis, ward zum Mitgliede des Directoriums ernannt. Barthelemy war fast die ganze Revolutionszeit hindurch Botschafter in der Schweiz gewesen. Da dieses Land bei seiner Neutralität eines der vornehmsten Asyle der französischen Ausgewanderten gewesen, die daselbst nicht, wie in Deutschland, Holland, Italien und Spanien, die Einfälle der republikanischen Heere zu fürchten hatten, so hatte Barthelemy Gelegenheit gehabt, sich durch die Art, wie er so viele flüchtige Adelige und Priester zu schonen, und im Geheimen selbst hier und da zu unterstützen wußte, den Ruf eines milden und menschenfreundlichen Mannes zu erwerben. Er hatte später seine politische Fähigkeit in der Abschließung der beiden Friedenstractate mit Preußen und Spanien bewiesen. Barthelemy besaß, außer seiner natürlichen Neigung für Mäßigung und Recht, eine höhere und wahrere Bildung, als die meisten seiner Collegen. Er hatte sich, von seinem gelehrten Oheim veranlaßt, viel mit dem Studium der alten Litteratur beschäftigt, und von dieser die unparteiische, weitblickende und liberale Richtung des Geistes bekommen, die ihm einen engherzigen, ausschließenden Fanatismus gegen Monarchie und Religion, wie bei den meisten der republikanischen Gewalthaber vorherrschte, unmöglich machte. — Die aus den letzten Wahlen hervorgegangenen Deputirten, fast alle dem Directorium entgegengesetzt, versammelten sich damals in einem Landhause in Clichy bei Paris, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen. Sie ließen jedoch zu ihren Berathungen auch andere Mitglieder der Volksvertretung, die nicht gerade ihre entschiedenen Gegner waren, zu. Sie beriethen sich übrigens noch nicht über den Plan zu einem Angriffe gegen das Directorium selbst, sondern, vor allen Dingen, über die Mittel zur Abstellung der gegen die Freiheit und Sicherheit der Personen gerichteten revolutionairen Gesetze, die ein Gewebe von Willkür und Grausamkeit waren.

Kapitel II. Manche von ihnen waren abgeschafft worden, andere wurden nicht angewandt, aber es waren deren immer noch genug übrig, um jede Rückkehr zu Freiheit und Recht unmöglich zu machen. Die hierauf Bezug habenden Maßregeln erheischten aber eben so viel Urtheil als Festigkeit, denn die Majorität in den beiden Räthen hielt diese Gesetze für das Bollwerk der Republik, und ein offener Angriff auf sie konnte für einen solchen auf die Revolution selbst genommen werden, wozu die Zeit noch nicht gekommen war. Pichegru spielte in diesen Zusammenkünften eine große Rolle, während er in den Sitzungen des Rathes der Fünfhundert an seinem Collegen, dem General Jourdan, einen Gegner fand, um den sich die republikanische Partei zu gruppiren pflegte. Diese Berathungen in Clichy wurden dem Publicum von ihren Gegnern sehr bald als ein Verein fanatischer Widersacher der Revolution dargestellt, auf deren Antrieb so viele Republikaner im Süden ermordet seien, und die sich in Paris zur Begehung ähnlicher Gewaltthaten anschickten. Die niederen Classen der hauptstädtischen Bevölkerung wurden von diesen Anschuldigungen wenig bewegt. Sie hegten geringe Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten. Aber die Soldaten, die seit dem Sturze des Schreckenssystems, besonders aber seit dem dreizehnten Vendémiaire, gewissermaßen die Nation selbst geworden, geriethen über die ihnen zukommenden Nachrichten von den wirklichen und vermeintlichen Planen der Royalisten in große Aufregung. Ihre Neugierde und Unruhe fand hinlänglich Muße, sich mit den inneren Angelegenheiten des Vaterlandes zu beschäftigen, denn der Waffenstillstand von Leoben hatte den Krieg beendigt. Die Generale erwarteten von einem endlichen Frieden den Lohn für ihre Thaten. Die Offiziere und Unteroffiziere dagegen, die seit Jahren nur für den Krieg gelebt, und von seiner Fortsetzung Beförderung hofften, fürchteten diesen Moment, der natürlich sehr viele von ihnen mit Entlassung bedrohte. An die Ausübung eines gefährlichen

aber ehrenvollen Handwerkes gewöhnt, und das neben seinen Entbehrungen auch seine Genüsse, besonders in Italien hatte, dachten sie mit Schrecken an das traurige, dunkle und beschränkte Dasein, das die meisten von ihnen in ihrer Heimath erwartete. Die Soldaten fühlten weniger Abneigung, zu ihren früheren Beschäftigungen zurückzukehren, unterhielten sich aber lebhaft über die Auszahlung der tausend Millionen Franken, die ein ausdrückliches Decret des Convents den Vertheidigern der Republik nach Beendigung des Krieges versprochen hatte. Die Muße, die der Waffenstillstand gewährte, die aus Paris einlaufenden Nachrichten über die Entwürfe der Royalisten, die Spannung, die dies erregte, das beständige Zusammensein der unbeschäftigten Soldaten, führten in das Lager die Ideen der früheren Clubs ein, nur mit der besonderen militairischen Eigenthümlichkeit vermischt. Bei den zahlreichen Festen und Banketten der verschiedenen Corps wurden die Entwürfe des Clubs von Clichy, wie man die Zusammenkünfte der dort sich vereinigenden Royalisten nannte, fast immer mit Spott durchgezogen, zuweilen aber auch mit Rache bedroht. Hoche und Bonaparte, der eine am Rhein, der andere in Italien, beide von Kindheit an ausschließend für den Kriegsdienst gebildet, und vom größten Ehrgeiz entflammt, waren geneigt, die Verachtung der Soldaten gegen die Anhänger der Monarchie in den beiden Räthen, und gegen jede bürgerliche Obrigkeit, eher zu vermehren als zu beschränken. Das Lager war für diese beiden Generale das Capitol geworden, von dem aus sie die Republik zu beherrschen gedachten, denn beide waren ungefähr gleich herrschsüchtig, und nur der Tod des einen unter ihnen hat ein feindliches Zusammenstoßen derselben bei dem Ringen nach demselben Ziele verhindert. Unter den Militairs aller Grade, besonders aber unter den höheren Offizieren, war jede Spur von der Scheu und Ehrfurcht verschwunden, mit der sie früher die republikanischen Autoritäten, und besonders die nationale Repräsentation betrachtet hatten.

Kapitel II. Denn die Idee der Freiheit und Gleichheit, die eine so magische Gewalt ausgeübt, als die Revolution noch im Zunehmen begriffen gewesen, hatte, seitdem sie herabzusteigen angefangen, viel von ihrer Kraft verloren. Das Kriegsvolk, seit mehren Jahren auf Kosten des Auslandes, unter fast immer glücklichen Kämpfen lebend, verstand unter Freiheit die Willkür, die es gegen die Besiegten ausübte, und den Befehlshabern, die in so vielen Gefechten geglänzt, so oft die berühmtesten Namen des Auslandes als Todte oder Gefangene zu ihren Füßen gesehen, erschien, wie dunkler oder niedriger Herkunft sie sein mochten, die Gleichheit als eine Erniedrigung Diese Stimmung mußte über kurz oder lang, da die Republik einen durchaus militairischen Charakter angenommen, die oberste Leitung des Staates an einen der großen und glücklichen Feldherren bringen, und die ursprüngliche Tendenz der Revolution, die eine durchaus politische und bürgerliche, jedem militairischen Regiment entgegengesetzte war, vollkommen vergessen machen. Das Directorium, dem der in den Armeen herrschende Geist weder unbekannt noch wünschenswerth war, glaubte jedoch von der zunehmenden Bedeutung der Generale und dem unruhigen Sinne der Soldaten, weniger für seine Sicherheit, als von dem Siege der royalistischen Meinung fürchten zu dürften. Es beschloß deshalb, bei seiner Absicht, gegen diese Partei einen entscheidenden Schlag zu führen, sich auf die bewaffnete Macht zu stützen. Es konnte, bei seiner Furcht und ihrem Hasse gegen den Gedanken einer Wiederherstellung der monarchischen Ordnung, nicht anders verfahren. Denn das Volk, das in den ersten Jahren der Revolution eine Macht gewesen, an welche die Parteien appellirten, und seine Hülfe zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten anrufen konnten, war als solche fast verschwunden, und unter den mittleren Classen glaubten die Einen nicht an das Bestehen der schwankenden und widerspruchsvollen Constitution des Jahres III., die weder ganz in noch ganz außerhalb der Revolution

stand, die Anderen aber waren geradezu der Rückkehr der vertriebenen Dynastie und der Wiederherstellung der Monarchie geneigt. Kapitel II.

Der fortgesetzte Widerstand der mehr oder weniger royalistischen Opposition in den beiden Räthen, und des fast ausschließend royalistischen Geistes in der Presse gegen alle Maßregeln des Directoriums, gab diesem Veranlassung, sich in seinem Vorhaben, eines Angriffes auf diese Partei mit Hülfe der Armee, immer mehr zu befestigen. Portalis, Pastoret, Siméon, l'Emerer, Tronçon-Ducoudray u. s. w., arbeiteten unaufhörlich an einer Modification der revolutionairen Gesetzgebung, und der Zufall bot häufig Gelegenheit dar, den Contrast zwischen ihren Grundsätzen und denen des Directoriums herauszustellen. So entstand z. B. nach der Verhaftung einiger funfzig französichen Edelleute, den Herzog von Choiseul an ihrer Spitze, zwischen dem Directorium und seinen Gegnern in der Volksvertretung, über deren Behandlung und Schicksal, ein heftiger Streit. Diese Emigranten hatten mit einem von ihnen geworbenen Corps den Hafen von Stade auf neutralen Schiffen verlassen, um nach Ostindien zu segeln, und dort den Engländern im Kriege gegen Tippo-Saib zu dienen. Ein Sturm zerstreute das kleine Geschwader, und das Schiff, auf dem sich Choiseul und seine vornehmsten Gefährten befanden, scheiterte bei Calais. Der größte Theil der Bemannung konnte jedoch den Strand erreichen. Das Directorium that, als hätten diese Schiffbrüchigen in Frankreich eine Landung versucht, befahl sie alsbald vor eine Militaircommission zu stellen, und die Gesetze gegen die Emigranten auf sie anzuwenden, d. h. sie erschießen zu lassen. Die Militaircommission, von der royalistischen Presse inspirirt, erklärte jedoch, daß diese Männer, die sich auf neutralen Fahrzeugen, in der Absicht Europa zu verlassen, eingeschifft hätten, und wider Willen an die französische Küste geworfen worden, nicht den gegen die Auswanderung gegebenen Gesetzen unterworfen werden könnten, sondern jeder von ihnen

Kapitel II. in seinem Departement, vor seine natürlichen Richter, die Geschwornen, gestellt werden müsse. Die Directoren und der Justizminister Merlin de Douai suchten dieses Urtheil für ungültig zu erklären, was jedoch nicht auszuführen war. Sie wandten sich hierauf an die beiden Räthe, um ihre Zustimmung zur Hinrichtung der schiffbrüchigen Ausgewanderten zu erlangen. Aber Portalis sprach bei dieser Gelegenheit mit so vieler Kraft und Wärme gegen die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens, daß der Antrag zurückgenommen, und die Befreiung und Wiedereinschiffung Choiseul's und seiner Gefährten beschlossen wurde. Das Directorium kehrte sich aber an diese Entscheidung nicht, sondern hielt diese Emigranten nach wie vor gefangen. Sein Verlangen, sie aufzuopfern, war so groß, daß es nach dem Staatsstreiche des achtzehnten Fructidor von der Volksvertretung, die verstümmelt und eingeschüchtert worden, abermals die Bewilligung zu ihrem Tode verlangte. Der Rath der Fünfhundert gab nach, der der Alten beharrte aber auf seiner Weigerung. Diese funfzig Gestrandeten blieben jedoch noch mehre Jahre lang im Gefängniß, bis sie endlich von Bonaparte auf freien Fuß gesetzt wurden. — Diese und ähnliche Veranlassungen, welche die Opposition begierig ergriff, um dem Directorium entgegen zu arbeiten, und gewisse Ideen des Rechts und der Mäßigung zur Anwendung zu bringen, besonders aber die revolutionaire Gesetzgebung zu erschüttern, brachten eine immer größere Spannung zwischen den beiden kämpfenden Parteien hervor, von denen sich die eine auf die Armee und im Nothfalle selbst auf die Jacobiner zu stützen dachte, die andere die Wähler und die Presse zu Hülfe rief, die eine der Hinneigung zur Erneuerung des Terrorismus, die andere der Verschwörung zu Gunsten der vertriebenen Dynastie beschuldigt wurde.

Eine der heftigsten Streitigkeiten erregte um diese Zeit die Rede eines Mitgliedes des Rathes der Fünfhundert, Namens Camille Jourdan, die eine Schilderung des

religiösen Zustandes Frankreichs enthielt. Camille Jourdan war im Anfange der Revolution, so lange sie sich als eine große Reform ankündigte, geneigt gewesen, hatte sich aber, als sie von Freveln aller Art befleckt wurde, von ihr entfernt, und Lyon gegen den Convent vertheidigt. Er war übrigens der Sache der bürgerlichen Freiheit zugethan geblieben, nur glaubte er nicht, sie von Moral und Religion trennen zu können. Er sah das schlimmste Resultat der Revolution in der Zerstörung der kirchlichen Einrichtungen, der Verfolgung der Geistlichkeit, und der zunehmenden Entsittlichung der Masse des Volkes. Er griff in seiner Rede alle seit dem Anfange der Revolution gegen den Klerus genommenen Maßregeln an, und zeigte, wie ihr letztes Ergebniß, der unsinnige und ausschweifende Cultus der sogenannten Vernunft, gewesen. Seine Absicht war, die Zurücknahme der gegen den Klerus bestehenden Gesetze zu veranlassen. Der Eid, der von den Geistlichen, als öffentlichen Beamten, auf Beobachtung der Constitution civile du Clergé gefordert worden, hatte unter dem Convent allen Sinn verloren, da die Republik weder Religion, noch Kirche, noch Klerus anerkannte, und die Geistlichkeit ohne Schutz, Anspruch und Einnahme irgend einer Art ließ. Denn, wem man gar nichts gewährt, von dem hat man auch nichts zu fordern. Nach Robespierre's Sturz hatte der Convent die Leistung dieses Eides der Geistlichkeit erlassen, ihn aber durch eine Formel ersetzt, vermöge deren sie alle von der Souverainität des Volkes ausgehenden Anordnungen anerkennen, und dem Königthum einen ewigen Haß schwören sollte. Die meisten Geistlichen weigerten sich, eben so wie früher, den Bürgereid zu leisten, so jetzt diese Formel zu unterzeichnen, und dies hatte dem Directorium neue Gelegenheit zu ihrer Verfolgung gegeben. Auf die Abschaffung dieser Formel war jetzt Camille Jourdan's und seiner Partei Bestreben gerichtet. Er verlangte für den Augenblick keine vollkommene Wiederherstellung des Klerus, ent-

Kapitel II.

warf aber ein lebhaftes Bild von dem moralischen Nachtheile, den die Abwesenheit alles regelmäßigen Cultus, besonders in den Sitten und Gesinnungen des Landvolkes, verursachte. In der Entwickelung dieses Themas kam er auf die Nothwendigkeit zu sprechen, die Kirchen, wenigstens in den Dörfern, wieder zu öffnen, und sie wieder mit Glocken zu versehen, die während der Schreckenszeit in die Stückgießereien abgeliefert worden waren. »Diese Glocken,« sagte Camille Jourdan, »sind für den Landmann eine geheiligte und erhabene Stimme, die ihn an die Erfüllung seiner religiösen Pflichten, an die Gebote der Kirche, selbst an seine eigenen Arbeiten erinnert, und nach denen er sein ganzes Tagewerk einrichtet.« — Die revolutionaire Partei im Rathe der Fünfhundert hatte diesem Vortrage lange mit geheimem Ingrimm zugehört. Aber der Werth, den der Redner auf die Zurückgabe der Glocken zu legen schien, erregte ihren unverhohlenen Spott, und belustigte sie. Sie unterbrach ihn mit lautem Gelächter, und bat ihn ironischer Weise um Wiederholung dieser Stelle Bald verbreitete sich dieselbe Stimmung über alle Gleichgesinnten im ganzen Lande, und überall zog man gegen den vermeintlichen Aberglauben dieses Vorschlages zu Felde. Da auf den gewöhnlichen Franzosen der Witz, und selbst der unzeitige und mittelmäßige, mehr Eindruck als der beste Beweis macht, so ging der Eindruck von Camille Jourdan's Rede großentheils verloren. Die Wiederherstellung des Cultus, welche einem religiös gesinnten, zart fühlenden und zugleich freisinnigen Mitgliede der Volksvertretung von der revolutionairen Faction verweigert, um derenwillen er mit Hohn überhäuft wurde, ward von ihr mit stummer Unterwerfung angenommen, als sie von einem Eroberer und Unterdrücker der Rechte seiner Mitbürger ausging, der in ihr nichts als ein Werkzeug für seine politische Macht sah. So wenig begriff die Revolution die Bedeutung der Religion für den sittlichen Zustand eines Volkes, die Würde der menschlichen Natur und ihre eigene Freiheit.

Während das Directorium sich mit dem Gedanken nährte, durch einen Act der Gewalt, den es vorbereitete, die Opposition zu vernichten oder wenigstens zum Schweigen zu bringen, und diese sich von ihm immer mehr entfernte, unternahm es Frau von Stael, deren Gemahl schwedischer Botschafter bei der französischen Republik war, die beiden kämpfenden Parteien mit einander auszusöhnen. Sie glaubte dieselben einander näher zu bringen, selbst mit einander verschmelzen zu können, indem sie ihre einflußreichsten Mitglieder um sich versammelte, und nach ihrer beredten, geistreichen und belebenden Weise, die Ursachen ihres Zwistes verringerte, und ihnen die Vortheile einer Vereinigung nachwies.

Dies mußte indessen bei Leuten etwas schwer halten, die sehr wohl wußten, warum sie sich bekämpften, und was sie von einander zu fürchten hatten, und die sich Abends in einem Gesellschaftssaale nicht mit günstigen Augen betrachten konnten, nachdem sie sich am Morgen, in öffentlicher Sitzung, mit Vorwürfen und Anschuldigungen überhäuft hatten. Dieses etwas oberflächliche und künstliche Mittel der Aussöhnung schlug nicht nur ganz fehl, sondern vermehrte die gegenseitige Abneigung. Denn es ist besser, entschiedene Gegner auseinander zu halten, als sie mit einander in Berührung zu setzen. Aus Gefallen an der Unterhaltung mit einer berühmten und hochgestellten Frau begaben sich viele Mitglieder beider Parteien in ihre Gesellschaft, und thaten, als ob sie dem Zwecke dieser Einladung entsprechen wollten. Aber die Anhänger des Directoriums, unter denen viele ihre Erziehung in den Clubs und Sectionen erhalten, und die sich von der Rohheit jener Epoche nicht frei zu machen wußten, konnten in ihrem Eifer für die Revolution kein Maß halten, und ihre Gegner, ihnen meist an Bildung und Talent überlegen, blieben der Geringschätzung und Bitterkeit nicht Meister, die ihnen die Personen und Grundsätze derselben einflößten. Außerdem fiel Frau von Stael bei der Opposition in den Verdacht, die Sache des Di-

Kapitel II. rectoriums und damit der Revolution zu begünstigen, wodurch sie allen Einfluß auf sie verlor. Einmal hatte sich ihr Gemahl, entweder weil es seine Regierung verlangte, oder aus Schwäche, den revolutionairen Gewalthabern, mehr als es nöthig gewesen, angeschlossen, dann trachtete sie, die Directoren dahin zu stimmen, Talleyrand, ehemaligen Bischof von Autun, der nach Frankreich nach mehrjähriger Entfernung zurückgekommen war, jetzt zum Minister des Auswärtigen zu ernennen, weshalb sie mit ihnen in nähere Verbindung als früher trat. Hierzu kam noch, daß Benjamin Constant, ein anderer Freund dieser berühmten Frau, eine Flugschrift, wahrscheinlich ohne ihr Vorwissen, bekannt machte, in der die Häupter der Opposition, obwohl auf eine feine und geistreiche Weise, mit Spott überhäuft wurden. Die Vermittlung der Frau von Stael brachte deshalb keine Wirkung hervor, und sie täuschte sich diesmal, wie später, über die Grenzen ihres politischen Einflusses. — Die Majorität des Directoriums oder das sogenannte Triumvirat, Barras, Rewbel und Larévellère-Lepeaux, fühlten sich bei dem Staatsstreiche, den sie im Sinne hatten, durch die Gegenwart einiger ihrer Minister beengt, und wollten sich derselben entledigen. Der Polizeiminister Cochon l'Apparent, obgleich in seiner Stellung sehr thätig und geschickt, und der, da er im Convent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, der Revolution kein geringes Pfand seiner Anhänglichkeit an sie gegeben, war den drei Directoren dennoch durch die Milde, mit der er die Royalisten bei mehren Gelegenheiten behandelt, verdächtig geworden. Bei Veranlassung des Complots, an dessen Spitze de la Villeurnois stand, war seiner in den Papieren der Verschwornen mit Beifall gedacht, und er von ihnen als Mitglied der provisorischen Regierung, die bis zur Rückkehr Ludwig XVIII. die öffentlichen Angelegenheiten leiten sollte, bezeichnet worden. Der Kriegsminister Petit, und Benezech, Minister des Innern, waren zu gemäßigte und ehrenwerthe Charaktere, um

zu einer Verletzung der Constitution, wie sie das Directorium beabsichtigte, und zu einem Gewaltschritt gegen die Opposition, sich als Werkzeuge brauchen zu lassen. Es war indessen nicht leicht, diese Minister zu verabschieden, die sich alle drei in ihrer Amtsführung ausgezeichnet hatten. Besonders aber glaubten die Triumvirn ihren beiden Collegen, Carnot und Barthelemy, den Grund der Entfernung dieser drei hohen Beamten verbergen zu müssen, da diese sonst vielleicht Mittel gefunden hätten, einen solchen Plan zu hintertreiben. Barras, dessen ganzes Talent in einer gewissen Biegsamkeit und Schlauheit bestand, ward von seinen Collegen beauftragt, die beiden in der Minorität befindlichen Directoren zu täuschen. Er näherte sich ihnen, und stellte sich an, als wollte er sich mit ihnen vereinigen, und das Gewicht auf ihre Seite lenken. Nach diesen Vorbereitungen ward in einer Sitzung des Directoriums vorgeschlagen, die einzelnen Minister zu mustern, und in geheimer Abstimmung, durch Zettel oder Kugeln, zu bestimmen, wer von ihnen in dem Ministerium bleiben oder austreten sollte. Diese Art der Entscheidung ward einer offenen Erklärung und Berathung vorgezogen, da diese Gelegenheit zu Zwist und Persönlichkeiten hätte geben können. Carnot und Barthelemy waren hiermit zufrieden, denn sie hofften auf Barras Beistand und die Entfernung mehrer Minister, die ihnen verdächtig waren. Das Ende der Sitzung bewies ihnen aber Barras Treulosigkeit. Das neue Ministerium wurde im Ganzen keinesweges, wie Barras versprochen, in ihrem Sinne zusammengesetzt, obgleich ihnen einige dieser Ernennungen nicht feindlich waren. Die drei obengenannten Minister des Innern, der Polizei und des Krieges, erhielten ihre Entlassung. Hoche, der sich oft laut und eifrig gegen die Opposition in den beiden Räthen erklärt, ward für das Kriegsdepartement bestimmt, Talleyrand an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt, und François de Neufchâteau für das Innere ernannt. Ein der gemäßigten

Kapitel II.

Partei besonders verdächtiger Minister, Merlin de Douai, ward im Justizministerium erhalten. In diesem Augenblicke, wo sich das Directorium zu einem großen Staatsstreiche gegen die Opposition anschickte, waren die beiden Ministerien des Kriegs und der Justiz die wichtigsten, ersteres um der militairischen Hülfe willen, auf die man sich stützen wollte, letzteres, weil es den Act der Gewalt, den man zu begehen entschlossen war, durch seinen Beitritt mit einem Schein von Gesetzlichkeit bekleiden konnte. Diese beiden Ministerien wurden aber mit entschiedenen Gegnern der Opposition besetzt. Hoche, der, obgleich er seit Jahren an der Spitze von Armeen gestanden, das zum Ministeramt erforderliche gesetzliche Alter nicht besaß, woran man im ersten Augenblicke nicht gedacht, ward durch den General Scherer ersetzt, der dem Director Rewbel von jeher blind ergeben gewesen war. Der eben erst ernannte neue Polizeiminister Lenoir-Laroche ward ebenfalls entfernt, und durch Sotin, der durch seine revolutionairen Grundsätze bekannt war, ersetzt. Carnot und Barthelemy, und besonders ersterer, begriffen von diesem Augenblick an, daß ihre drei Collegen zu ihrem Sturze entschieden waren, indem sie die Regierung in dem der Opposition feindlichsten Sinne organisirt hatten. Bonaparte und Hoche waren um diese Zeit durch einen häufigen Briefwechsel einander nahe getreten. Beide glaubten sich über die Volksvertretung überhaupt, und besonders über die royalistische Partei in ihr, beschweren zu können. Hoche's militairische Administration war mehrmals auf der Rednerbühne der Unordnung und Verschleuderung, und mit Recht, angeklagt worden. Nicht daß er die zu seiner Verfügung gestellten Mittel für sich genommen, aber er hatte, wie Bonaparte ebenfalls mehrmals gethan, dem Directorium große Summen zu dessen Gebrauche, und zwar heimlich, übersandt. Denn dieses war, ungeachtet seiner ungerechten und gewaltsamen Finanzoperationen, in beständiger Geldnoth. Hoche, der Pichegru's persönlicher

Feind war, weil dieser ihm, nach seiner Behauptung, den Ruhm der Wiedereinnahme der Weißenburger Linien entwandt hatte, beschloß, das Directorium bei den Vorbereitungen zu einem Angriffe auf die Opposition, von der Pichegru einer der ersten Führer war, aus allen Kräften zu unterstützen, und aus seiner Armeecasse waren mehrmals Geldtransporte zu diesem Zwecke nach Paris abgeschickt worden. Hoche antwortete auf die gegen ihn in der Volksvertretung gemachten Angriffe durch Proclamationen und Tagesbefehle, in denen er, des Beifalls der Directoren gewiß, von den beiden Räthen mit Verachtung sprach, sie des Verrathes der Republik beschuldigte, und mit der Rache seiner Soldaten drohte. In geheimer Uebereinstimmung mit dem Directorium ließ er eine Abtheilung der Sambre= und Maasarmee, die unter seinem Commando stand, zwölf tausend Mann stark, auf Paris marschiren. Ein Gesetz, das jeden General, der einen gewissen Umkreis der Hauptstadt, ohne Bewilligung der Volksvertretung mit der bewaffneten Macht überschreiten würde, mit zehnjähriger Kettenstrafe bedrohte, ward von ihm unter dem Vorwande umgangen, daß jene Division zu einer neuen Expedition gegen Irland bestimmt wäre. Der Marsch dieses Corps erregte jedoch unter der Opposition in den beiden Räthen die heftigsten Beschwerden, und das Directorium sah sich für den Augenblick gezwungen, den Truppen den Befehl zum Stillstehen zu schicken, obgleich es seinen Angriffsplan auf die Opposition keinesweges aufgab, und Hoche's Soldaten zu gelegener Zeit für denselben anzuwenden beschloß. Aber indem es so die Ausführung eines großen Schlages gegen die gemäßigte Partei in etwas zu verzögern sich genöthigt sah, suchte es dieselbe einzuschüchtern, und seine eigenen Anhänger mit Kühnheit zu erfüllen. Es legte zu dem Zwecke eine Sammlung von Proclamationen und Tagesbefehlen Bonaparte's und Hoche's und von Adressen ihrer Armeen, die der Regierung eingesandt worden, auf die Tafel des Rathes der Fünfhundert nieder, deren den Royali=

Kapitel II. sten und der Opposition äußerst feindseliger Geist bewies, auf welche Stütze das Directorium zu rechnen hatte. Moreau und seine Soldaten allein hatten sich dieser Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten enthalten. Die Anhänger des Directoriums in der Volksvertretung verfehlten nicht, diese drohende Mittheilung mit den nöthigen Erklärungen zu begleiten. »Ihr könnt daraus sehen,« sagten sie in den beiden Räthen, »wohin die Angriffe auf die Constitution der Republik, deren Gesetze und Oberhäupter, die Versuche, die Monarchie in der Erinnerung des Volkes zu beleben und auf ihre Wiederherstellung vorzubereiten, die so oft hier vernommen werden, geführt haben. Es hat uns nicht geringe Mühe gekostet, den Eifer und den Unwillen der Vertheidiger des Vaterlandes zu besänftigen. Aber wird es uns lange möglich sein, dies zu thun? Könnten die Armeen uns nicht ein Verbrechen daraus machen, uns gegen die Plane und Ränke der Feinde der Freiheit nicht eher erhoben zu haben? Widersteht den Vorspiegelungen und Einflüsterungen Derer, die euch zum Abfall von der Revolution führen wollen, trennt euch von ihnen, nehmt gegen die royalistische Reaction die geeigneten Maßregeln, oder macht euch auf Ereignisse gefaßt, die abzuwenden unmöglich sein wird!« —

Das Directorium hatte den Marsch der Division der Sambre- und Maasarmee auf Paris vorzüglich nur deshalb aufgehalten, weil es Hoche nicht auf Kosten Bonaparte's begünstigen wollte, dessen eifersüchtiger Ehrgeiz keinem anderen General erlaubt hätte, das Schiedsrichteramt in der Republik auszuüben. Die Triumvirn liebten Bonaparte nicht, aber fürchteten ihn mehr als irgend einen anderen General. Sie hatten ihm nicht nur bei jeder Gelegenheit geschmeichelt, sondern sich sogar zu Angebern der Volksvertretuug bei ihm gemacht, und ihn gegen Die gereizt, von denen auf der Rednerbühne der Tractat von Leoben, und namentlich die Theilung der venetianischen Staaten, als eine unpolitische und unmora-

lische Maßregel, angegriffen worden war. Bonaparte ward hierdurch allerdings sehr verletzt, und sein Unwille gegen die Opposition vermehrt. Aber seine Lage war in diesem Augenblicke eine ungemein schwierige. Sollte er dem Directorium bei einem Angriffe gegen seine Gegner in den beiden Räthen, in der Presse, in dem Publicum der Hauptstadt, zu Hülfe kommen, und noch einmal die Rolle übernehmen, die er am dreizehnten Vendémiaire gespielt hatte? Dies schien ihm, nach den großen Thaten, die er in Italien vollbracht, zu klein zu sein. Auch fürchtete er, dadurch den Haß der Pariser für immer auf sich zu laden, und die Royalisten, deren er vielleicht bei Vollführung seiner ehrgeizigen Plane einmal bedürfen konnte, für immer von sich zu entfernen. — Indessen wollte er für jetzt noch die Erhaltung der Constitution des Jahres III., aber es lag nicht in seiner Absicht, das Directorium, indem er persönlich zu seiner Unterstützung herbeieilte, zu stark zu machen. Er hätte sich dadurch den Weg zu seiner eigenen Größe versperrt. In dieser Verlegenheit faßte er, der sonst Alles ganz that, einen halben Entschuß, der weder für seine Politik noch seinen Charakter ehrenvoll war. Er weigerte sich, mit einem Theile seines Heeres auf Paris zu ziehen, und versagte, unter verschiedenen Vorwänden, drei Millionen Franken, die das Triumvirat von ihm zur Ausführung seiner Plane verlangt hatte, sandte aber den General Augereau, einen seiner Vertrauten, nach der Hauptstadt, um sich an die Spitze der Truppen des Directoriums zu stellen. Diese Wahl war nicht glücklich, und Bonaparte selbst nicht günstig. Augereau war ein kühner und geschickter General, aber ohne die geringste politische Fähigkeit, und damals noch der Revolution überaus zugethan. Wollte Bonaparte, wie es die Plane seines Ehrgeizes mit sich brachten, zwar die Erhaltung des Directoriums, aber nicht den vollkommenen Sturz seiner Gegner, weil es hierdurch zu mächtig werden mußte, so hätte er einen weniger verwegenen und dabei feineren Kopf, als Augereau,

Kapitel II.

abschicken müssen, der dem Directorium in seiner Politik nicht vollkommen freie Hand gelassen hätte. Augereau verhalf ihm zu einem vollständigen Siege über die Opposition in den beiden Räthen und in der Presse, und mischte sich dann nicht weiter in die Art, wie es seinen Erfolg benutzte. Das Directorium wurde dadurch eine Zeit lang so unabhängig, daß Bonaparte selbst in den Hintergrund trat.

Bonaparte hatte aber nicht nur einen seiner besten Generale dem Triumvirat zu Hülfe geschickt, sondern, um das Gewicht dieser Sendung zu verstärken, um die Republikaner zu ermuthigen und die Royalisten zu erschrecken, am Jahrestage der Einnahme der Bastille (vierzehnten Juli 1797) eine Proclamation an seine Soldaten erlassen, in der er dieselben aufforderte, die Republik, die Constitution des Jahres III. und das Directorium im Nothfalle zu beschützen, und sie darauf aufmerksam machte, daß sie, welche die gegen die Revolution gerichteten Coalitionen des Auslandes besiegt hatten, ohne Mühe die Complotte ihrer Feinde im Innern vereiteln würden. In der Armee Bonaparte's, die früher, so wie er selbst, wenig Achtung vor der Directorialregierung und keine besondere Abneigung gegen die Royalisten gehegt, regte sich jetzt, durch sein Beispiel veranlaßt, mit einem Male ein leidenschaftlicher Haß gegen letztere, die mit dem Namen »der Club von Clichy« — bezeichnet wurden. Die meisten Corps sandten Adressen an das Directorium, in denen mitunter eine so ausschweifende, rohe und selbst niedrige Sprache geführt wurde, daß man hätte glauben können, sie seien eher von den Soldaten des Generals Ronsin im Vendéekriege, als von den Helden von Lodi und Arcole, erlassen worden. Indessen war dies im Grunde nur eine todte Nachahmung der Sprache und des Styls von 1793. Diese jetzt so exaltirten Republikaner würden, hätte ihr General einen anderen Ton angenommen, denselben ebenfalls wiederholt haben. Denn zwei Jahre nach dieser so plötzlich auflodernden Gluth

für die Revolution und die Constitution des Jahres III. half dasselbe Kriegsvolk seinem großen Führer, dies Alles umzustoßen, und sich selbst an die Stelle der Republik zu setzen. Der Geist des Jacobinismus war in dem Heere längst erloschen, da aber seine Formen und Traditionen noch nicht durch etwas Anderes ersetzt waren, so brach er bei dieser, wie bei einigen anderen Gelegenheiten, unerwarteter Weise, aber wohl verstanden auf Befehl eines Höheren, hervor, der sich seiner, wie der Zauberer eines Gespenstes, das er zu citiren und wieder verschwinden zu machen versteht, bediente.

Sobald Bonaparte's Proclamationen an seine Soldaten in Paris bekannt geworden, so wurden die Royalisten und überhaupt die gemäßigt Gesinnten in den beiden Räthen der Gefahr inne, in der sie schwebten. So hoch war das Ansehen dieses Generals gestiegen. Indessen thaten sie nichts, um sich mit ihren Gegnern auszusöhnen, sondern blieben in ihrer Stellung gegen dieselben verharren. In den sechs Wochen, die noch bis zu dem von dem Triumvirat beschlossenen Staatsstreiche verfließen sollten, berathschlagte die Opposition oft über die Mittel eines thätigen Widerstandes, erkannte aber sehr bald deren Unzulänglichkeit oder Unmöglichkeit. Sie hatte gehofft, daß die Umstände ihr Zeit genug lassen würden, um die öffentliche Meinung für sich immer mehr zu gewinnen, sah sich aber jetzt plötzlich überrascht. Das Directorium allein hätte ihr keine große Besorgniß eingeflößt, aber die eifrige Unterstützung, die dasselbe bei der Armee und den ersten Generalen derselben fand, ließ sie an der Möglichkeit eines für sie glücklichen Ausganges verzweifeln. Sie wich aber dennoch, wie gesagt, einem Kampfe nicht aus. Eine Botschaft des Directoriums an die beiden Räthe, worin es die Opposition fast ganz unverhohlen mit dem Zorn und der Rache des Kriegsvolkes bedrohte, ward im Rathe der Alten von Tronçon-Ducudray mit dem größten Nachdrucke angegriffen. Dieser furchtlose Mann wies das Unglück nach, das über Frankreich aus

Kapitel II. dem von Feigheit und Zorn eingegebenen Entschlusse des Directoriums hervorgehen mußte, die Berathungen der Volksvertretung von der Zustimmung der bewaffneten Macht abhängig, und diese zwischen den Parteien zum Schiedsrichter zu machen. Seine Rede ward abwechselnd mit tiefem Stillschweigen und rauschendem Beifall angehört. In den Zusammenkünften in Clichy schlugen einige entschlossene Mitglieder des Rathes der Fünfhundert, wie Camille Jourdan, Vaublanc, Pastoret u. s. w., ein Decret der Anklage gegen das Directorium vor. Sie hofften, daß eine so kühne Maßregel das Directorium außer Fassung bringen, und es veranlassen könnte, seinem Angriffsplan, für den noch nicht Alles vorbereitet war, zu entsagen. Sie stellten ihren Collegen vor, daß ein solches Mittel den besonders gefürchteten Marsch der Sambre- und Maasarmee und der von Italien verhindern könnte. Die Generale würden eine Entsetzung fürchten, und die Soldaten nicht offen gegen die Repräsentanten der Nation auftreten wollen. Auch würde ein entschiedener Bruch mit dem Directorium vielleicht das Pariser Volk zu den Waffen rufen, und es zu einer Erklärung gegen diese Machthaber veranlassen. Die Opposition der Royalisten und Gemäßigten, Derer, welche unmittelbar für die Wiederherstellung des Königthums arbeiteten, oder nur der Politik des Directoriums entgegen waren, schien damals die Mehrheit in den beiden Räthen zu bilden, und würde eine Anklage gegen das Directorium vielleicht durchgesetzt haben. Wahrscheinlich aber ist es, daß der Ausgang einer solchen Kühnheit nicht entsprochen hätte. Das Directorium würde, Hoche's und Bonaparte's Hülfe gewiß, die Volksvertretung aufgelöst haben. Denn außer den Truppen, die Hoche in die Nähe von Paris geschickt, würde Bonaparte, das weiß man aus seinen eigenen Denkschriften über diese Zeit, im Falle das Directorium unterlegen wäre, augenblicklich mit 15,000 Mann auf Lyon gezogen sein, und alle Anhänger der Revolution gegen die Opposition vereinigt haben, um

mit ihnen in Paris zu erscheinen. Er selbst sagt, daß er Willens gewesen, wie Cäsar, an der Spitze der demokratischen Partei über den Rubico der Reaction zu gehen, und daß für einen solchen Fall schon alle Maßregeln im Voraus genommen gewesen. Ein nachdrücklicher Angriff und momentaner Sieg der Royalisten und Gemäßigten über die revolutionaire Regierung würde deshalb wahrscheinlich keine anderen Folgen gehabt haben, als Bonaparte um zwei Jahre früher, als geschehen, an die Spitze der Republik zu bringen, denn daß er in diesem Kampfe Sieger geblieben wäre, und die Früchte dieses Sieges an sich gerissen haben würde, kann nicht bezweifelt werden. Das einzige Mittel der Rettung für die Opposition wäre eine Bewaffnung der Pariser Bevölkerung gewesen, in der aber die Erinnerung an den dreizehnten Vendémiaire noch fortdauerte, und und die deshalb ruhig blieb. Vergebens rieth Pichegru zu einem Angriffe auf die Directoren. Die Mehrheit seiner Partei war zu keiner außerordentlichen Maßregel zu bewegen. »Wir müssen alles Gehässige und Gewaltsame, was geschehen wird,« sprach diese, »unseren Feinden überlassen!« — Man beschränkte sich nur auf einen formellen, legalen Widerstand, indem man der Regierung jede Geldforderung abschlug, die sich aber im Geheimen und unter für das Land drückenden Bedingungen bei verschiedenen Banquiers, was ihr fehlte, zu verschaffen wußte. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, ließ das Directorium eine Menge Militairs, deren revolutionaire Grundsätze bekannt waren, nach Paris kommen. Augereau wurde zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt, und rief mehre Regimenter zur Verstärkung der Garnison herbei. Die Verfassung verbot dies ausdrücklich, aber das Triumvirat erfand, wenn es von der Opposition zu einer Erklärung aufgefordert wurde, allerlei Vorwände für diese Maßregel, oder läugnete sie wohl gar ganz. Augereau ging in seiner Treulosigkeit so weit, auf seine Ehre und seinen Kopf zu versichern, daß man nichts gegen die beiden Räthe im Schilde führe, und

Kapitel II. daß diese vollkommen ruhig seine könnten. Seine Erklärung erregte, einen Augenblick lang, Vertrauen, da man seine rohe, soldatische Natur keiner Verstellung für fähig hielt. Die Anschläge des Directoriums brachen jedoch durch das Geheimniß, in das es sich hüllte, hindurch. Mehre der am meisten bedrohten Deputirten erhielten geheime Winke über die ihnen bevorstehenden Gefahren, aber keiner suchte sich seinem Schicksale zu entziehen.

Die Triumvirn waren jedoch nicht geneigt, ihren Gegnern, nach der Art der früheren Revolutionaire, an das Leben selbst zu gehen. Robespierre's Fall hatte gelehrt, daß wer viele Andere auf das Schaffot schickt, leicht selbst auf demselben endigt. Denn das Blut des Schuldlosen hat eine magnetische Kraft, und zieht Den, der es vergossen, sich nach. Auch wäre es nicht wohl möglich gewesen, die große Anzahl von Opfern, die das Directorium sich auserlesen, sämmtlich mit dem Tode zu bestrafen. Es hätte in diesem Falle seine Rache sehr beschränken müssen. Es wollte dieselbe aber lieber schonender einrichten, um sie ausdehnen zu können. Es bestimmte für die Führer der Opposition und die Redacteure der royalistischen Journale die Strafe der Deportation nach Guyana, die, an und für sich hart genug, ihm dennoch, im Vergleiche zu Dem, was sonst nach einem gegen eine Partei geführten Schlage geschehen, als eine Milde erscheinen konnte. Die beiden Collegen der Triumvirn, Carnot und Barthelemy, standen auf dieser Liste oben an. Die Majorität des Directoriums beging, indem es die Minorität, ohne weitere Schuld und Beweisführung, bloß um einer politischen Meinungsverschiedenheit willen, über tausend Meilen weit ins Elend schicken wollte, eine eben so große Ungerechtigkeit als Verwegenheit, und die einst an ihr gerächt werden konnte. Sie fürchtete aber in diesem Augenblicke nichts, denn sie zählte auf Bonaparte und Hoche, und lebte, wie alle revolutionaire Gewalten, nur für die Gegenwart. Unter Denen, die sie ihrer Rache aufopfern

wollte, gab es, unter Anderen, fünf ehemalige Conventsmitglieder, die für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatten. Larévellière-Lepeaux, der in Folge des zweiten Juni 1793, als Anhänger der Girondisten, in die Acht erklärt worden war, hätte, mehr als die beiden anderen Directoren, die immer zur Partei der Stärkeren gehört, an dem Geschicke der Unterliegenden Antheil nehmen sollen. Er zeigte sich im Gegentheil gegen die Opposition ganz besonders ergrimmt, und glaubte ein großer Staatsmann zu sein, indem er sich hart und gefühllos bewies. Seine vielleicht mit seinem körperlichen Zustande zusammenhängende Reizbarkeit, denn er war ungesund und verwachsen, konnte der Lockung nicht widerstehen, schon vor der beschlossenen Katastrophe viele Mitglieder der beiden Räthe feindlicher Gesinnungen gegen die Revolution anzuklagen. Als Präsident des Directoriums sprach er bei einer Audienz, in der er die Abgesandten der cisalpinischen Republik empfing, sich gegen die Opposition fast in demselben Tone, wie Hoche und Bonaparte in ihren Proclamationen an die Soldaten, aus.

Die beiden Räthe hatten ihre Beschützung unter diesen sich immer sichtbarer annähernden Gefahren zwei Commissionen anvertraut, die von ihrer Bestimmung »Inspecteurs de la Salle« — genannt wurden. Pichegru gehörte zu ihnen. Wahrscheinlich auf Anregung dieses Generals, unterhielt man sich in den Versammlungen noch immer von Vertheidigungsanstalten, und einmal sogar, obwohl sehr leise, von dem Plane eines nächtlichen Angriffs auf die Triumvirn im Luxemburg. Aber mit welchen Mitteln wollte man eine solche Unternehmung ausführen? Die Nationalgarde, als Corps, war so gut wie nicht vorhanden, und einige wenige Abtheilungen würden nichts ausgerichtet haben. Denn die Directoren wurden von einer Garde von 1500 altgedienten Soldaten bewacht. Pichegru, der den Haß der Triumvirn und ihrer Partei gegen ihn kannte, legte unter diesen traurigen Umstän-

Kapitel II. den, wo seine Freiheit und sein Leben auf dem Spiele standen, den kaltblütigsten und unbeugsamsten Muth dar. Hierzu gehörte eine ungewöhnliche Stärke des Geistes. Denn auf dem Schlachtfelde, an der Spitze ganzer Heere, deren Meister er war, konnte ihn die erhabene Stellung, in der er sich befand, begeistern. Hier, unter ängstlichen, drängenden Verhältnissen, von einer rath- und thatlosen Menge umgeben, entwaffnet, und ohne Stütze, war es nur die natürliche Kraft seines Charakters, die ihm die Ruhe und Heiterkeit verlieh, die er keinen Augenblick lang verläugnete. Man behauptet, daß Pichegru und sein vertrauter Freund und Waffengefährte, der General Willot, noch am Vorabend des entscheidenden Ereignisses entschlossen gewesen, mit drei hundert Royalisten auf den Luxemburg zu marschiren und die Directoren zu verhaften, daß sie aber von einem der aus der Verbannung zurückgekehrten Emigranten, der sich dem Unternehmen angeschlossen, verrathen wurden, und ihre Gegner schnell alle nöthigen Maßregeln der Sicherheit trafen. So viel ist gewiß, daß im Luxemburg die Ausführung des so lange gehegten Planes in größter Eile betrieben wurde. Proclamationen wurden gedruckt, und den in der Nähe der Hauptstadt befindlichen Truppen der Befehl zum Einrücken zugeschickt.

Den achtzehnten Fructidor (vierten September 1797) um vier Uhr Morgens ward die Lärmkanone auf dem Pont neuf gelöst. Acht bis zehn tausend Mann Truppen rückten unter dem Rufe: »Es lebe das Directorium! Es lebe Augereau!« in Paris ein, bemächtigten sich aller wichtigen Posten und umzingelten die Tuileries, wo ein Theil der beiden Räthe die Nacht über versammelt geblieben war. Ramel, der, so wie früher die Garde des Directoriums, jetzt die der Volksvertretung, der die Constitution ebenfalls eine solche verliehen, befehligte, und in dem Complot de la Villeurnois keine ehrenvolle Rolle gespielt, bewies diesmal eine bessere Gesinnung, und suchte den Truppen Augereau's zu widerstehen. Aber seine Solda-

ten, großentheils schon vorher vom Directorium gewonnen, ließen ihn im Stich. Pichegru ward in den Tuileries verhaftet, obgleich die erste Abtheilung Soldaten, die sich seiner bemächtigen sollte, von der Erinnerung an seine Kriegsthaten ergriffen, vor seinem Anblick mit den Worten zurücktrat: »wir können an diesen großen General nicht Hand anlegen!« — Eine zweite Abtheilung hatte sich weniger bedenklich gezeigt. Mit ihm wurden zwölf andere Deputirte, sechs vom Rathe der Alten und sechs von dem der Fünfhundert, ergriffen und nach dem Temple gebracht. Ueber hundert und achtzig andere Mitglieder der Volksvertretung, denen ein gleiches Schicksal zugedacht war, hatten sich noch nicht, da es so früh war, nach den Tuileries begeben können. Dieser Staatsstreich, kaum begonnen, war auch schon vollendet, denn nirgends trat ein ernstlicher Widerstand entgegen. Eine Anzahl von Deputirten, die nicht in das Schicksal ihrer Collegen verflochten waren, suchte entschlossen in den Sitzungssaal zu dringen; eine Abtheilung Reiterei jedoch sprengte sie auseinander, und verhaftete mehre von ihnen. Der Director Carnot hatte sich durch einen geheimen Ausgang gerettet, Barthelemy aber war im Luxemburg festgenommen worden. Diejenigen Mitglieder der beiden Räthe, welche sich mit den drei Directoren zu diesem Schlage gegen die Opposition verbunden hatten, und die, welche ohne dies gethan zu haben, wenigstens nicht zu den Gegnern der herrschenden Partei gehörten, wurden durch besondere Zuschriften eingeladen, die Einen im Theater des Odéon, die Anderen in der Schule der Chirurgie sich zu versammeln, um die gegen ihre Collegen von dem Triumvirat genommenen Maßregeln zu sanctioniren. In allen Straßen der Hauptstadt wurden große Anschlagezettel mit der Inschrift aufgeklebt: »Der Verrath des Generals Pichegru und mehrer Mitglieder der beiden Räthe!« — Das Directorium wollte die Pariser Bevölkerung überreden, daß in der letzten Nacht die Vorposten des Luxemburg von der

Kapitel II. Opposition angegriffen worden seien. Um Pichegru's Verhaftung zu rechtfertigen, gaben die Directoren mehre seiner bei gefangenen Emigranten gefundenen Briefe heraus, aber nur im Auszuge, verfälscht, und so, daß man kaum ersehen konnte, wovon es sich darin handelte. Die oben erwähnten treulosen Aussagen Duverne's du Presle wurden als Grund der Gefangennehmung der zwölf Mitglieder der beiden Räthe bekannt gemacht. Diejenigen Deputirten, die auf der Proscriptionsliste des Triumvirats standen, wurden nach und nach von der Polizei und den Soldaten ergriffen. Man sah unter ihnen Marbé-Barbois, Tronçon-Ducoudray und Andere, die dieses Unglück mit dem größten Muthe ertrugen. Die Plätze und Straßen der Stadt wurden von Generalen und Offizieren zu Pferde mit gezogenen Säbeln durchritten, die den Armeen meist unbekannt waren, und sich nur in den Aufständen der Revolution hervorgethan hatten. Manche von ihnen drangen in die Druckereien ein, um die Pressen der royalistischen Journale in Beschlag zu nehmen oder zu zerstören.

Unterdessen versammelten sich die mit dem Directorium verbundenen oder neutral gebliebenen Deputirten im Theater des Odéon und in der Schule der Chirurgie. Sie machten jedoch nur eine kleine Anzahl unter den Mitgliedern der Legislatur aus. Aber viele ehemalige Jacobiner, Offiziere und andere Anhänger der Faction der extremen Revolution, traten in die Säle, setzten sich unter die Deputirten, und nahmen an der Berathung Theil. Dessen ungeachtet konnte das Directorium an diesem ersten Tage von der so verstümmelten und verfälschten Volksvertretung nichts als die Bewilligung zum Einrücken der Truppen erhalten, die aber schon seit zwölf bis funfzehn Stunden in Paris standen. Am Abend boten einige dunkle, aber einflußreiche Demagogen den Triumvirn die Hülfe des vorstädtischen Pöbels an, was von diesen jedoch abgelehnt wurde, denn sie fürchteten, daß man in diesem

Falle an ihnen für ihre frühere Verfolgung der Terroristen Rache nehmen könne. Kapitel II.

Am anderen Tage erließ das Directorium an den Rath der Fünfhundert eine Botschaft, worin es sein Verfahren mit der Nothwendigkeit, die Republik vor den Anschlägen und Verschwörungen der Royalisten zu retten, entschuldigte. Die Presse der Opposition ward besonders hart beschuldigt, und von ihr gesagt, daß sie ihre Inspirationen von Ludwig XVIII. und Pitt, d. h. zweien Feinden, erhalte. Die gegen die Verhafteten genommenen Maßregeln wurden als gerechtfertigte Mittel der Sicherheit und Vorsicht hingestellt. Für ein weiteres Verfahren gegen alle Angeklagten und Verdächtigen wurde eine Commission von fünf Mitgliedern niedergesetzt, in der sich Sieyès und Boulay de la Meurthe befanden. Dann ging man an die Abfassung der Listen Derer, welche deportirt werden sollten. Boulay de la Meurthe und einige andere Deputirte brachten es dahin, daß zwölf bis vierzehn Namen auf dieser Liste gestrichen wurden. Unter Denen, die auf ihr blieben, gab es Personen von fast allen Parteien, solche, die im Convent zur äußersten Linken gehört, wie Bourdon de l'Oise, Rovere; Girondisten, wie Henri Lariviere, solche, die dem Directorium gedient, wie Cochon l'Apparent und Ramel, und besonders eine bedeutende Anzahl royalistischer Schriftsteller und Journalisten. Zu diesen gehörten, unter Anderen, Laharpe, Fontanes, Fievée, Michaud, die Brüder Bertin, Suard, die jedoch glücklich genug waren, sich vor der Deportation durch die Flucht zu retten.

Larévellière-Lepeaux, der bei seiner thörichten Absicht, einen neuen Cultus, die Theophilanthropie genannt, zu stiften, besonders den Klerus haßte, wußte die Folgen des achtzehnten Fructidor zu dessen Verfolgung zu benutzen. Er ließ das Gesetz zurücknehmen, das den ausgewanderten Priestern die Rückkehr nach Frankreich erlaubt hatte. An die Stelle

Kapitel II. der Verbannung ward jetzt für dieselben, wenn sie der Regierung verdächtig werden sollten, die Deportation nach Guyana gesetzt, wo sie ein fast unvermeidlicher Tod erwartete. Die zurückgekehrten Ausgewanderten und Die, welche in der Absicht, ihre Auslöschung auf der Emigrantenliste persönlich zu betreiben, heimlich nach Paris gekommen, wurden aufs Neue verjagt. Im Falle sie, vierzehn Tage nach der Bekanntmachung dieses Decrets, noch innerhalb der Grenzen der Republik gefunden wurden, sollten sie, sobald die Identität ihrer Personen anerkannt war, ohne Weiteres erschossen werden. Drei Mitglieder der königlichen Familie, der Prinz von Conti und die Herzoginnen von Orleans und Bourbon, die in der tiefsten Zurückgezogenheit lebten, wurden verbannt und nach Spanien abgeführt. Die Decrete, die in Folge dieses gegen die royalistische und gemäßigte Partei geführten Staatsstreiches erlassen wurden, griffen die Unabhängigkeit der Gerichtsbehörden eben so sehr, wie die der Volksvertretung an. Die Hälfte der Mitglieder des Cassationshofes ward entlassen, und die Institution der Geschwornen zu Gunsten der Willkür der siegenden Partei verändert. — Der achtzehnte Fructidor schien das Gegentheil von Dem zu thun, was der neunte Thermidor bezweckt hatte, d. h. unter dem Scheine der Demokratie und Republik, den Despotismus wieder von Neuem zur Herrschaft zu bringen. — François de Neufchateau und Merlin de Douai wurden in Barthelemy's und Carnot's Stelle zu Directoren gewählt. Was vom Rathe der Alten übrig geblieben, gab sich nur ungern zur Sanction der Angriffe des Directoriums auf die Constitution her, die von ihm in allen ihren Theilen verletzt wurde. Einige unter den Deputirten, wie namentlich Regnier, der unter dem Kaiserreiche Großrichter oder Chef der Justiz wurde, protestirten gegen die Proscription so vieler ihrer Collegen, und verlangten, daß jedes Einzelnen Schuld und Strafbarkeit im Rathe der Alten geprüft werden sollte. Das Directorium aber

wußte die Majorität einzuschüchtern, und trug den Sieg davon.

Um das Maß der Ungerechtigkeit voll zu machen, erklärte das Directorium und die jetzt ganz unter seiner Leitung stehende Volksvertretung einen neuen Bankerott oder eine neue Form desselben. Sie nahm den Staatsgläubigern zwei Drittheile ihres Capitals, und nannte was übrig blieb, »das gesicherte Drittheil« (le tiers consolidé), wie zum Spott, indem sie behauptete, daß die Interessen für diesen Rest den Staatsgläubigern um so pünktlicher ausgezahlt werden würden, was jedoch keinesweges geschah. Dieselbe Minderung fand für alle Pensionen statt. Die Reichsstände waren im Jahre 1789 nur deshalb versammelt worden, um Ordnung in die Finanzen zu bringen. Die Furcht vor einem öffentlichen Bankerott hatte die Assemblée constituante zur Einziehung der geistlichen Güter veranlaßt, und dennoch machte die Revolution mehr als einmal Bankerott, und zwar nachdem sie mehre tausend Millionen Franken Capital verschlungen hatte. — Eine vielleicht noch ausschweifendere und ungerechtere Maßregel, die nach dem achtzehnten Fructidor vorgeschlagen wurde, war die Verbannung aller ehemaligen Adeligen, denn das Gesetz erkannte gegenwärtig keinen Adel mehr an, die, welche in die Dienste der Republik getreten, oder ihr besondere Beweise der Anhänglichkeit gegeben, ausgenommen. Ihre Güter sollten von der Regierung verkauft, und der Erlös davon ihnen in das Ausland nachgeschickt werden. Die, welche sich weigern würden, Frankreich zu verlassen, sollten deportirt werden. Die Frauen aus dieser Classe konnten nur dann im Lande bleiben, wenn sie sich einen Nichtadeligen zu heirathen entschlossen. Dieser extreme Gesetzesvorschlag, an den selbst Robespierre nicht gedacht, und der viele Tausende von schuldlosen Individuen, darunter Greise, Frauen und Kinder, der Armuth und Noth preis zu geben drohte, denn kein Alter sollte verschont werden, und der Alles überbot, was man von

Kapitel II.

demokratischer Wuth in einigen Republiken des Alterthums oder des italienischen Mittelalters gesehen, war von Sieyès ausgegangen, den die Revolutionaire wie einen anderen Lykurg oder Numa anzusehen gewohnt waren. Der methodische, feste, aber dürre und starre Geist dieses Mannes hegte die Hoffnung, durch diese Ausstoßung Aller, welche durch Namen, Erinnerungen und Gesinnungen der Revolution feindlich oder fremd waren, diese von allen ungleichartigen Bestandtheilen zu reinigen, und der Republik eine neue Garantie zu geben. Dieser Plan, wäre er ausgeführt worden, hätte in der Geschichte als ein Seitenstück zur Verbannung der Juden unter den Babyloniern und Assyrern gelten können, obgleich diese weniger grausam gewesen, da sie die Besiegten immer in demselben Staatsverbande ließen, und sie nur aus einer Provinz in die andere versetzten. Boulay de la Meurthe war bereit, über diesen Vorschlag einen Bericht an die Volksvertretung abzustatten. Im ersten Taumel des jetzt wieder neu erwachenden Hasses gegen die früher privilegirten Classen, hätte eine solche Maßregel leicht einen Anfang von Vollziehung erhalten, und grenzenloses Elend hervorbringen können. Der Rath der Fünfhundert schien zu ihrer Annahme bereit zu sein. Aber die Revolutionaire stießen in ihrer eigenen Mitte auf Schwierigkeiten, die sie zur Aufgebung dieses Entwurfes zwangen. Barras, einer von den fünf Directoren, stammte aus einer altadeligen Familie, Talleyrand, Minister des Auswärtigen, gehörte zum ersten Adel des Landes, Bonaparte selbst hatte vor der Revolution für einen Edelmann gegolten. Zwar sollten diese, wie alle Adeligen, die sich der Revolution angeschlossen, von diesem Gesetze nicht getroffen werden können, indessen hatte die Vertreibung einer ganzen Classe immer etwas Drohendes, selbst für Die, welche von ihr unterschieden wurden, sobald sie durch ihre Geburt einmal zu ihr gehörten. Es war eine merkwürdige, in ihrer Art einzige Erscheinung, daß Vorzüge, die sonst eine so große

Anerkennung gefunden, und deren sich Die, welche sie besaßen, nur zu sehr überhoben hatten, auf einmal der Gegenstand einer allgemeinen Ausschließung und Verfolgung werden sollten. Aber außer den Bedenklichkeiten, die jener Gesetzesvorschlag einigen der ersten Machthaber, namentlich Barras, einflößen konnte, reizten die in der damaligen Gesellschaft einflußreichen Frauen, von denen viele zu jener bedrohten Classe gehörten, oder mit ihr in Verbindung standen, wie Frau Tallien, Frau von Stael, Josephine Bonaparte u. s. w., den Unwillen aller Wohldenkenden gegen eine so willkürliche und grausame Maßregel auf. Sieyès Vorschlag ward bald allgemein als der Ausdruck eines boshaften und neidischen Gemüthes betrachtet, denn dieser revolutionaire Systematiker hatte, obgleich er vor der Revolution als ein Kleriker selbst zu den bevorrechteten Ständen gehört, gegen den Adel immer eine besondere Abneigung bewiesen. Boulay de la Meurthe erschrak über den Bericht, in welchem er die Annahme dieses Gesetzentwurfes empfohlen. Die Commission modificirte denselben, und trug, statt der Verbannung der ehemaligen Adeligen, nur auf deren Ausschließung von allen politischen Rechten an, was in den beiden Räthen, mit den oben erwähnten Ausnahmskategorien, durchging.

Um diese Zeit erhielt die royalistische Partei einen anderen Schlag, empfindlich sowohl durch die Person, von der er ausging, als durch die, welche von ihm getroffen wurde. Moreau, dessen gemäßigte Grundsätze und Liebe für Wahrheit und Recht den Anhängern der Monarchie lange den Wunsch und die Hoffnung eingeflößt, ihn zu den ihrigen zu zählen, trat plötzlich gegen Pichegru, der sein Freund gewesen, und im Anfange seiner militairischen Laufbahn seine Erhebung begünstigt, mit einer Anklage bei dem Directorium auf. Pichegru's Verbindungen und Unterhandlungen mit dem Prinzen von Condé sind oben erwähnt worden. Sie waren, obgleich hier und da geahnt und selbst gekannt, von der revolutionairen

Kapitel II.

Regierung wenig beachtet worden. Im Mai 1797 war der Wagen — die Einen behaupten eines Emigranten, die Anderen eines österreichischen Generals — in die Hände der Republikaner gefallen, und in demselben ein Packet Schriften, einen Theil der Correspondenz Pichegru's mit dem ausgewanderten Prinzen und die Plane dieses Generals enthaltend, gefunden worden. Diese Papiere wurden Moreau, der die Rhein- und Moselarmee commandirte, übergeben. Moreau, der auf dem Schlachtfelde voller Entschlossenheit und Kaltblütigkeit war, besaß nicht dieselbe Fassung und Stärke, wenn es sich um verwickelte staatliche Verhältnisse handelte. Er nahm an ihnen nur ungern und zögernd Theil, und folgte dabei mehr fremdem als eigenem Rathe. Seit vier Monaten besaß er durch jene Schriften eine Kenntniß von den Planen der royalistischen Partei und ihres militairischen Chefs, und wußte, daß dieser auf den Untergang der Republik und die Wiederherstellung der Monarchie losarbeitete. Doch hatte er in dieser langen Zeit keinen bestimmten Entschluß zu fassen vermocht. Er vernichtete weder jene Correspondenz, noch schickte er sie seiner Regierung ein. Moreau theilte, obgleich Pichegru's Freund, und den Ausschweifungen der Revolution feind, keineswegs des letzteren royalistische Gesinnungen, und Pichegru hatte sich ihm deshalb nicht anvertraut, und auf ihn nicht gezählt. Die Umstände rissen ihn endlich fort, und veranlaßten ihn zu einer Handlung, die weder politisch klug noch persönlich ehrenvoll war. Ein Mann von seiner Einsicht und Erfahrung hätte es wohl begreifen können, daß die Republik in Frankreich entweder in die wildesten Uebertreibungen verfallen und die blutigsten Frevel hervorbringen, oder in Ohnmacht und Verwirrung ersticken mußte, und daß ein geordneter normaler Zustand für sie, wenigstens damals, in jenem Lande nicht möglich war. In diesem Falle hätte er Pichegru's Absichten theilen und unterstützen sollen, denn, die Republik fortgedacht, was blieb Frankreich für eine bessere

Wahl, als die Rückkehr der vertriebenen Dynastie mit einer freien Verfassung? — Hielt er aber die Republik für gut und nothwendig, so mußte er Pichegru's Planen, sobald er sie kannte, entgegentreten, und seine Regierung von ihnen in Kenntniß setzen. Er that aber weder das Eine noch das Andere. Als ihn endlich, besonders die Haltung, die Hoche und Bonaparte gegen die royalistische Partei angenommen, von deren Niederlage überzeugte, entschloß er sich, jene Correspondenz dem Directorium mitzutheilen. Man hat Grund, anzunehmen, daß er dies erst in dem Augenblicke that, als er den Ausgang des Staatsstreiches vom achtzehnten Fructidor erfuhr, gleichwohl aber, um seinem Entschlusse das Ansehen der Freiwilligkeit und Selbstständigkeit zu geben, jenes Ereigniß nicht zu kennen heuchelte. Er schrieb am neunzehnten Fructidor einen Brief an den Director Barthelemy, in welchem er ihn von jener Conspiration und Pichegru's Planen in Kenntniß setzte. Er gab vor, diese Papiere deshalb nicht bekannt gemacht zu haben, weil die Republik, seitdem der Krieg durch den Tractat von Leoben beendigt worden, von den Absichten der Royalisten nichts mehr zu fürchten gehabt, daß er aber jetzt der Ueberzeugung geworden, Pichegru könne zu einem Bürgerkriege seine Zuflucht nehmen. Um einem solchen vorzubeugen, und die Complote der royalistischen Partei zu enthüllen, habe er sich zur Mittheilung jener Correspondenz entschlossen. — Die Verhaftung der zur Opposition gehörigen Deputirten in den beiden Räthen und namentlich Pichegru's, und der Sieg des Directoriums überhaupt, war schon am Morgen des achtzehnten Fructidor entschieden worden. Durch den Telegraphen mußte die Nachricht von dem Vorgefallenen spätestens am Abend in Straßburg, in dessen Nähe Moreau stand, angekommen sein. Als er demnach jenen Brief an Barthelemy schrieb, war er höchst wahrscheinlich schon von Allem unterrichtet. Er fürchtete, da der Besitz jener Papiere nicht ihm allein bekannt

Kapitel II. war, von der siegenden Partei für deren Verheimlichung verantwortlich gemacht werden zu können, und er wandte sich an Barthelemy, obgleich er von dessen Schicksal unterrichtet sein mußte, um sich das Ansehen zu geben, als sei er nicht erst durch Pichegru's Unglück zu einer Anklage gegen denselben veranlaßt worden. — Moreau's Verhalten in diesem Falle ward allgemein getadelt. Die Republikaner wußten ihm für seine Entdeckung, die ihnen zu spät zu kommen schien, keinen Dank, und die Royalisten, die wenigstens auf seine Neutralität gerechnet, klagten ihn der Doppelzüngigkeit und des Verrathes gegen seinen Freund an. Es war indessen nur Schwäche und Unentschlossenheit, die ihn so zu handeln veranlaßt hatten. Seine übrigen ehrenvollen Eigenschaften, sein großes militairisches Talent, und die Dienste, die er der Republik gegen Oesterreicher und Russen leisten sollte, wandten ihm später wieder die Gunst der öffentlichen Meinung zu.

Von den am achtzehnten Fructidor verhafteten und zur Deportation verurtheilten Deputirten hatten sich Portalis, Siméon und Mathieu Dumas ins Ausland gerettet, und im Holsteinischen eine Zuflucht gefunden. Camille Jourdan war nach England entkommen, und machte dort eine Denkschrift voll bitterer und wahrer Anklagen gegen das Directorium bekannt. Einige Andere, welche die Schweiz erreicht hatten, fanden bei Necker, auf Empfehlung der Frau von Stael, seiner Tochter, eine Aufnahme. Die, welche ihrem Schicksale nicht entgangen waren, Pichegru an der Spitze, wurden nach Rochefort geführt, um dort nach dem Orte ihrer Bestimmung eingeschifft zu werden. Auf dem Wege nach diesem Hafen waren sie sehr hart behandelt worden. Sie wurden langsam, von Etappe zu Etappe, durch die Gensd'armerie transportirt, die Nacht über in schmutzige, ungesunde Gefängnisse und zu Dieben und anderen gemeinen Verbrechern gesperrt. Die Ueberfahrt nach Guyana war noch

peinlicher, indem sie, im Raume einer kleinen Corvette zusammengeworfen, daselbst kaum athmen konnten. In Amerika angekommen, erlaubte man ihnen nur kurze Rast in der Stadt Cayenne, und führte sie von da nach Sinnamari, in das Innere von Guyana, den ungesundesten und verpestetsten Winkel dieser Gegend. Man gab ihnen, die nie an Handarbeit gewöhnt gewesen, einige Werkzeuge, um sich Hütten zu bauen, und das Land zu beackern. Sinnamari besaß eine Citadelle und der Commandant derselben war mit der Beaufsichtigung der Deportirten beauftragt. Da er den Haß des Directoriums gegen sie kannte, so behandelte er sie ohne Schonung, in der Absicht, sich den Machthabern dadurch zu empfehlen. Mehre, unter Anderen Tronçon-Ducoudray, der Marie Antoinette und Charlotte Corday vor dem Revolutionstribunal vertheidigt hatte, unterlagen dem Klima. Pichegru, sein Freund, der General Villot; Barthelemy, der General Ramel; Aubry und Delarue, früher Mitglieder des Rathes der Fünfhundert; Dossonville, ein ehemaliger Polizeibeamter, und Letellier, Barthelemy's Diener, der seinem Herrn freiwillig in die Verbannung gefolgt, wurden von einem nordamerikanischen Schiffscapitain, Namens Tilly, den ihre Freunde in Frankreich für dieses Unternehmen gewonnen, gerettet. Tilly begab sich nach Cayenne. Die Genannten entwischten aus Sinnamari, arbeiteten sich durch einen dichten mit Schlingpflanzen gefüllten Wald einen Weg und bestiegen das Schiff, das sie erwartete. Von den holländischen Colonisten in Surinam, um Pichegru's willen, denen sein musterhaftes Betragen bei Eroberung ihres Vaterlandes wohl bekannt war, gut aufgenommen, verschaffte man ihnen ein Schiff, um sie nach England zu bringen. Aubry und Letellier starben während der Ueberfahrt. Pichegru ward in England mit Auszeichnung aufgenommen, und suchte alsbald wieder seine Plane zur Wiederherstellung der legitimen Monarchie hervor,

Kapitel II. die ihm später den Untergang bringen sollten. Die meisten der in Sinnamari zurückgebliebenen Verbannten fielen nach und nach als ein Opfer der ungesunden Luft. Unter ihnen befanden sich de la Villeurnois und der Abbé Brottier, die, der oben erwähnten Verschwörung willen, zum Gefängniß verurtheilt, in die Proscriptionen des achtzehnten Fructidor miteinbegriffen und ebenfalls deportirt worden waren. Außerdem starben Bourdon und Rovere, die früher in der Bergpartei eine Rolle gespielt, seitdem aber besseren Sinnes geworden waren. Die Frau des letzteren erhielt die Erlaubniß, ihrem Gatten nach Cayenne zu folgen, fand ihn aber nicht mehr am Leben. Unter den Berühmteren von diesen Verbannten widerstand fast allein Barbé-Marbois dem Einflusse dieses verpesteten Himmelsstriches. Er hatte jeden Vorschlag zur Flucht zurückgewiesen, und schien sich darin zu gefallen, gegen sein Schicksal anzukämpfen. Bonaparte rief, nachdem er sich des Ruders bemächtigt hatte, diesen ungemein kräftigen Mann, der schon damals nicht mehr jung war, nach Frankreich zurück. Barbé-Marbois gelangte zu den ersten Ehrenstellen und starb erst vor wenigen Jahren in sehr hohem Alter.

Das Directorium versäumte nicht, die in jener Wüste dem Klima unterlegen waren, durch andere Verbannte zu ersetzen, die bald ein gleiches Schicksal erfuhren. Dies waren Priester, welche, ohne die von der revolutionairen Regierung verlangte Formel der Anerkennung der Volkssouverainität und des Hasses gegen das Königthum zu unterzeichnen, ihren geistlichen Wirkungskreis nicht aufgegeben hatten. Larévellière-Lepeaux, der den Cultus der Theophilanthropie gründen wollte, sah in ihnen Rivale, und verfolgte sie mit großem Hasse. Die meisten dieser verbannten Geistlichen waren alt, und man wies ihnen in Guyana einen noch ungesunderen Aufenthalt als Sinna-

mari an. Man gab ihnen ebenfalls Ackerwerkzeuge in die Hand, denn sie sollten sich, wie alle Deportirten, selbst ernähren. Der Spaten, den sie ergriffen, diente ihnen aber nur dazu, um ihr Grab zu graben. Von drei bis vier hundert dieser Unglücklichen waren, als Bonaparte so manche Ungerechtigkeit der Revolution gut machen wollte, nur noch acht bis zehn am Leben, die er zurückrief. Kapitel II.

Drittes Kapitel.

Kapitel III.

Der Staatsstreich des achtzehnten Fructidor (vierten September 1797) hatte zu dem Abschlusse des definitiven Friedens von Campo Formio beigetragen. Denn wenn die royalistische Partei, anstatt zu unterliegen, den Sieg davon getragen oder einen inneren Krieg veranlaßt hätte, so würde Oesterreich sich wahrscheinlich nicht an die Präliminarien von Leoben gekehrt, und das Glück der Waffen weiter versucht haben. Der Frieden war für Frankreich allerdings von sehr glücklichen Folgen, indem er ihm die österreichischen Niederlande und die Besitzungen des Kaisers auf dem linken Rheinufer erwarb, und außerdem seinen Einfluß in Italien durch die Anerkennung der cisalpinischen Republik sicherte. Diese Eroberungen waren das Resultat einiger weniger Kriegsjahre gewesen. — Franz I., ein König, der über die Kraft seines Landes uneingeschränkt gebot, hatte fast sein ganzes Leben lang um den Besitz des Herzogthumes Mailand gekämpft, und Bonaparte, der eine nur übertragene Gewalt besaß, nicht nur dasselbe, sondern ganz Norditalien, von Nizza bis Venedig, im Laufe eines einzigen Jahres unterworfen. Ludwig XIV. hatte sich während

einer funfzigjährigen Regierung eines Theiles von Flandern, des Elsaß und der Franche-Comté bemächtigen können, die Republik aber innerhalb zweier Jahre ganz Belgien erobert und außerdem Holland eingenommen, neu constituirt und zu einem Bunde mit ihr gezwungen. Sie hatte zu gleicher Zeit mit dem deutschen Reich, England, Preußen, Spanien, Sardinien, dem Kirchenstaate gekämpft, und dies Alles war während der blutigsten Bürgerkriege, unter unaufhörlichen inneren Erschütterungen, in Mitte der wildesten Anarchie und der größten Finanznoth, vollbracht worden. So große Erfolge konnten allerdings auf die Vorstellung führen, daß Frankreich in dieser letzten Zeit entweder viel stärker, oder das übrige Europa viel schwächer, als sonst, geworden sein mußte. Diese Eroberungen waren indessen mehr durch den politischen Fanatismus der Menge, die eine Zeit lang Alles verübte und erduldete, um ihre Meinungen zur Herrschaft zu bringen, vorbereitet, und durch die Thaten einiger großen Generale, denen die Auflösung der alten Ordnung und das Verschwinden aller früher bestandenen Einschränkungen und Hindernisse eine vollkommene Entwickelung ihrer militairischen Talente erlaubt hatte, vollbracht worden, als daß sie aus einem nationalen Instinct oder einer politischen Nothwendigkeit hervorgegangen wären, und trugen deshalb keine Dauer und Sicherheit in sich. Jener Fanatismus war gesunken, diese Generale konnten verschwinden, und was so gewonnen worden, unter anderen Umständen wieder verloren werden. Es gehörte der seltene und außerordentliche Zufall dazu, daß die Regierung Frankreichs an den größten Feldherrn und Ordner neuerer Zeiten kam, um diese Erwerbungen zu vertheidigen und zu vermehren, bis der grenzenlose und titanische Geist der Revolution, in ihm unter anderer Form sich erneuernd, ihn zu beständigen Angriffen auf die Rechte und die Unabhängigkeit der übrigen Völker fortriß, durch die ihr schlummernder Geist geweckt wurde, und eine Reaction hervorbrachte, von der das kolossale aber künst-

Kapitel III. liche Gebäude der französischen Größe zerstört wurde. — Aber selbst die unmittelbaren Resultate des Friedens von Campo Formio waren für Frankreich mehr glänzend, als daß sie es wahrhaft mächtiger gemacht hätten, mehr dazu geeignet, es zu neuen und gewagten Unternehmungen, als zur Bewahrung seiner Eroberungen, zu veranlassen. — Das belgische Volk war, obgleich ein großer Theil desselben den Franzosen durch Ursprung und Sprache verwandt ist, von ihnen von jeher in Charakter, Sitte und Ueberzeugungen zu verschieden gewesen, als daß etwas Anderes als eine administrative und militairische Vereinigung mit Frankreich möglich gewesen wäre. Eine solche aber, ohne moralische Sympathie, kann wohl die materielle Macht einer unumschränkten, durch die willkürliche oder zufällige Verbindung einzelner Völkerschaften und Landestheile zusammengesetzten Monarchie, aber nicht die eines auf eine nationale Grundlage, unter dem Einflusse freier Institutionen, errichteten Staates, dessen Geschick von den Gesinnungen seiner Bürger abhängt, vermehren. Die Belgier wollten und konnten nicht zu Franzosen werden. Daß der Elsaß, trotz eines von Frankreich vollkommen getrennten Ursprunges und Charakters seiner Bevölkerung, so fest an die Revolution sich anschloß, kam daher, daß der Masse des Volkes in dieser Provinz vor jener Umwälzung Rechte und Vorzüge verliehen wurden, von denen sie früher, unter der Herrschaft ihrer feudalen und municipalen Verfassung, so gut wie ausgeschlossen gewesen, so daß das Gefühl der persönlichen Freiheit und politischen Gleichheit über das der Nationalität, zumal bei dem tiefen Verfalle Deutschlands, den Sieg davon trug. Der Belgier war aber von jeher frei gewesen, die österreichische Regierung hatte seinen Unabhängigkeitssinn nie ernstlich bedrohen können. Die beiden mit Frankreich verbundenen Republiken, die durch den Frieden von Campo Formio von Oesterreich anerkannt wurden, die batavische und cisalpinische, konnten für ein Denkmal des französischen Waffenruhmes

gelten, vermehrten aber die Stärke Frankreichs nicht, da es diese beiden Staaten, denen es eine Verfassung auferlegt, die mit dem Charakter und den Sitten der Bevölkerung in keiner wahrhaften Uebereinstimmung stand, beständig beaufsichtigen und schützen mußte, sich aber auf ihre Hülfe in einer Krise nicht verlassen konnte. Oesterreich, das die fernen, ungewissen, unruhigen Niederlande und die kleinen auf dem linken Rheinufer zerstreut liegenden Landestheile aufgegeben, hatte dagegen eine dem Kern seiner Macht nahe liegende Vergrößerung durch das Venetianische, Istrien, Friaul und Dalmatien erhalten, und konnte, überhaupt ohne moralische Einheit, um die verschiedene Nationalität und die ihm entfremdete Gesinnung seiner neuen Unterthanen unbesorgt sein, da es bei seiner politischen Organisation von solchen Disharmonien, wenigstens damals, nichts zu fürchten hatte. Die Erwerbung der jonischen Inseln, die Frankreich so fern lagen, war ihm bei dem Zustande seiner Seemacht von keinem Nutzen, sondern gab höchstens Gelegenheit, daselbst einige Garnisonen zu unterhalten, und einige Gouverneurs und Administratoren auf Kosten der Bevölkerung sich bereichern zu lassen. Was den Ruhm dieses Friedens aber ganz besonders schmälerte, war die Härte und Treulosigkeit, mit der Bonaparte die alte Republik Venedig, die unter einer besseren Verfassung sich noch immer hätte regeneriren können, dem größten Feinde Frankreichs preis gab, und politisch vollkommen verschwinden ließ.

Kapitel III.

Ueber die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich hatte der deutsche Kaiser allein nicht entscheiden können, es gehörte die Zustimmung des deutschen Reiches zu einer Cession jener Landschaften. Unterhandlungen zu diesem Zweck sollten in Rastadt eröffnet werden und man konnte im Voraus gewiß sein, daß sie lange dauern würden, da es sich um neue Theilungen und Austausche handelte. Frankreich hatte sich im Frieden von Campo Formio anheischig gemacht, Oesterreich für seine Verluste auf dem linken

Kapitel III. Rheinufer zu Entschädigungen im Innern Deutschlands zu verhelfen, was den Reichsständen drohend erscheinen konnte. Bonaparte war anfangs mit der Führung dieser Unterhandlungen beauftragt worden, aber kaum war er in Rastadt angekommen, als er dieses Geschäftes überdrüssig wurde. Er begann außerdem seinen Irrthum zu begreifen, durch seine Proclamationen und die Adressen seiner Armee das Directorium zum Staatsstreiche des achtzehnten Fructidor ermuntert zu haben. Vielleicht hatte er die Opposition für mächtiger, als sie war, gehalten, und nicht an ihre so schnelle Besiegung geglaubt. Das Directorium war, anstatt eine verfassungsmäßige und beschränkte Autorität zu sein, durch den gelungenen Angriff auf die Constitution eine arbitraire und dictatorische Gewalt geworden. Wenn die Opposition dem Directorium größeren Widerstand entgegengesetzt hätte, so wäre ihm Bonaparte allerdings zu Hülfe gekommen, aber nur um ein Schiedsrichteramt auszuüben, sich über beide zu stellen und die Früchte des Sieges an sich zu reißen. Daß aber Alles ohne ihn geschehen, erschien ihm drohend, und konnte in den Augen der Nation seine Bedeutung schmälern.

Das Directorium wurde, obgleich gehaßt, nach dem achtzehnten Fructidor von den Parteien gefürchtet, und man hielt es jeder Gewaltsamkeit und Willkür fähig. Hoche, der vom Unteroffizier in dem Regiment »les Gardes Françaises« sich im Laufe einiger Jahre zu einem der ersten Generale seiner Zeit emporgeschwungen, war am sechszehnten September 1797 nach kurzer Krankheit gestorben. Die Nachricht von den Ereignissen des achtzehnten Fructidor hatte ihn zuerst mit Freude erfüllt, aber bald war er von dem Gedanken, daß das Directorium nicht ihn, sondern Augereau, an die Spitze der dabei angewandten Truppen gestellt, von Mißmuth und Unzufriedenheit gegen dasselbe erfüllt worden. Als seine Krankheit sich verschlimmerte, äußerte er mehrmals, daß er vergiftet sei, und die Aerzte glaubten bei der Oeffnung seiner Leiche Spuren von

Arsenik zu erkennen. Dieser Verdacht verbreitete sich bald überall, und das Directorium ward von Republikanern und Royalisten beschuldigt, Hoche aus dem Wege geräumt zu haben. Dies war aber keineswegs gegründet. Die Krankheit des Generals hatte vor dem achtzehnten Fructidor, als das Directorium in ihm seinen eifrigsten Vertheidiger sah, angefangen. Hoche war erst zwei und dreißig Jahre alt, und obgleich er in der öffentlichen Meinung schon sehr hoch stand, so glaubte man, daß seine bisherigen Thaten nur ein Vorspiel für Das gewesen, was er später geleistet haben würde. Er hatte in ganz dunkler Stellung an Carnot, als dieser im Wohlfahrtsausschusse die Militairangelegenheiten leitete, Kriegsplane und Beobachtungen eingesandt, aus denen dieser, ein Kenner in dieser Sphäre, ein ungewöhnliches Talent hervorblicken sah. Es ward Hoche Gelegenheit gegeben, sich zu zeigen, und seine Leistungen übertrafen noch die Erwartungen, die er erregt hatte. Dieser unerwartete Todesfall war für Bonaparte's Glück nicht ohne Bedeutung. Hoche war der einzige unter den republikanischen Generalen, der eben so viel Ehrgeiz, wie Bonaparte, und vielleicht nicht weniger militairisches Talent besaß. Nur an politischem und administrativem Genie, an Tiefe und Vorausberechnung in den Entwürfen stand er seinem Nebenbuhler nach, übertraf ihn aber vielleicht in der Ruhe und Ausdauer, mit der er die verwickeltesten Verhältnisse zu leiten wußte, wie seine Pacification der Vendée beweist. Hoche hatte nicht, wie Bonaparte, das Glück gehabt, eine sorgfältige Erziehung und Unterweisung in allen nöthigen Gegenständen des Wissens zu bekommen, sondern sich selbst unter niedrigen Verhältnissen herausgebildet. Man kann, bei einiger Kenntniß von Hoche's Charakter und Talent, annehmen, daß er bei längerem Leben, als Bonaparte sich an die Spitze der Regierung stellen wollte, sich nicht wie Massena, Moreau und Andere mit dem zweiten Range begnügt, sondern um den ersten gekämpft haben würde, obgleich es wahr-

scheinlich ist, daß er dabei dem Alles überwältigenden Geiste Bonaparte's, dessen Kraft eine Zeit lang, bei jeder höheren Stufe, die er erstieg, zunahm, und besonders der wunderbaren Anziehungskraft, die er auf die Massen ausübte, unterlegen sein würde. Hoche wäre ohne die Revolution wahrscheinlich sein Leben lang in den untersten Graden des Kriegsdienstes geblieben, so wenig hatte es die alte Monarchie verstanden, da zu ernten, wo die Natur gepflanzt hatte.

Bonaparte befand sich jetzt, nach so vielen Siegen, in einer weniger günstigen Stellung als nach seiner ersten gewonnenen Schlacht. Das Directorium waltete unumschränkt, und er konnte nur von den Fehlgriffen, die es begehen sollte, eine Befriedigung seiner ehrgeizigen Hoffnungen erwarten. Er verließ indessen Rastadt und begab sich nach Paris, um zu untersuchen, was er schon jetzt wagen könne, und was er auf andere Zeiten hinausschieben müsse. Er stieg in der Straße Chanteraine ab, wo er ein Haus von nur mittlerer Größe besaß, das seine Gemahlin bewohnte. Die Begeisterung des Pariser Publicums taufte den Namen dieser Straße in den »Rue de la Victorie« um, unter welchem sie noch heute besteht. Bonaparte war über die Haltung ungewiß, die er annehmen sollte. Sein Name war auf allen Lippen, und die Pariser hofften, daß er sich mit allem Zauber eines Siegers darstellen würde. Aber er besaß in diesem Augenblicke nicht die geringste öffentliche Gewalt in der Republik, und für einen Charakter wie der seinige, war Glanz und Ruhm, ohne Macht, von wenig Werth. Er beschloß deshalb so wenig als möglich hervorzutreten, und wenn er auch nicht wie Cincinnatus zum Pfluge zurückkehrte, was ihm nicht möglich war, da er nicht von einem solchen abgeholt worden, so beschäftigte er sich dagegen, wie ein anderer Archimedes, mit mathematischen und mechanischen Problemen. Er ging wenig aus, und zog die Gesellschaft einiger Gelehrten jeder anderen vor Er wurde in Carnot's Stelle, welcher der Deportation durch

die Flucht entgangen und aller seiner Aemter und Stellen verlustig erklärt worden, zum Mitgliede des Nationalinstituts in der mathematischen Classe ernannt. Er that, als wenn diese Auszeichnung alle seine Wünsche überstiege, und gefiel sich darin, während er im Stillen über den Mitteln, sich der Regierung in seinem Lande zu bemächtigen, brütete, die Rolle eines bescheidenen über Erwarten belohnten Verdienstes zu spielen.

Obgleich Bonaparte das Directorium zu dem Staatsstreiche des achtzehnten Fructidor ermuntert hatte, so konnte man dennoch bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt bemerken, daß er mit den willkürlichen und gewaltsamen Maßregeln der Regierung unzufrieden war. Er hatte sich in Italien, sein Verhalten gegen Venedig abgerechnet, im Ganzen, gegen Fürsten, Völker, Parteien und Einzelne, mild und gemäßigt gezeigt. Besonders war die Schonung, die er gegen ausgewanderte französische Geistliche und Adelige bewiesen, nicht unbemerkt geblieben. Im Frieden von Campo Formio hatte er von der österreichischen Regierung verlangt und erreicht, daß sie Lafayette und seine Gefährten Latour-Maubourg, Bureaux de Pusy und Alexander Lameth nach mehrjähriger harter Gefangenschaft in Freiheit setzte. Er wußte, daß das Directorium diesen Schritt mißbilligte, und ihn von selbst nie gethan haben würde, denn unter der Opposition und Denen, die vom achtzehnten Fructidor verfolgt worden, befanden sich Freunde und Anhänger Lafayette's. Er hatte aber hierauf keine Rücksicht genommen, sondern war, wenn auch nicht den Eingebungen seines Gefühls, so doch in diesem Falle denen einer großmüthigen und uneigennützigen Politik gefolgt. Die Befreiung Lafayette's verschaffte Bonaparte jetzt die Gunst der monarchisch-demokratischen Partei, an deren Spitze jener gestanden, die sich noch immer mit einer Möglichkeit der Wiederherstellung der

Kapitel III. Constitution von 1791 trug, und nach wie vor Feuillants genannt wurde.

Das Directorium war, obgleich Bonaparte im Stillen abgeneigt und von Mißtrauen gegen ihn erfüllt, von dem Enthusiasmus des Publicums für den siegreichen Feldherrn gezwungen worden, ihm eine öffentliche und außerordentliche Ehre zu erweisen. Er sollte von den Pentarchen im Luxemburg feierlich empfangen werden. An diesem Feste wollten viele von Denen Theil nehmen, deren Verwandte und Freunde in Folge des achtzehnten Fructidor nach Guyana verbannt worden, so wie viele Anhänger und Gleichgesinnte des jetzt wieder auf's Neue verfolgten Klerus und Adels. Diese Alle wußten sehr wohl, daß vorzüglich die Hoffnung auf Bonaparte's Hülfe das Directorium zu jenem Schlage ermuthigt hatte, verziehen ihm jedoch diese Schuld. Sie glaubten, daß er ein Gegner der Härte, Willkür und Plackerei der revolutionairen Machthaber wäre. Sie kannten seinen Widerwillen gegen jede Art von Anarchie, und den festen und unbeugsamen Sinn, der ihn belebte. Die Abneigung gegen das Directorium hatte so zugenommen, daß in sehr Vieler Herzen der Wunsch entstand, einen so großen General sich der Dictatur bemächtigen zu sehen. Selbst Die, deren republikanische Grundsätze Bonaparte keine solche Rolle zu spielen erlaubt hätten, gefielen sich darin, ihn dem Directorium gegenüberzustellen, und dessen ruhmlose Existenz mit der des sieggekrönten Feldherrn zu vergleichen. Bei der großen Menge von Theilnehmern an der beschlossenen Feierlichkeit hatte man den Hof des Palastes Luxemburg zu deren Schauplatz gewählt. Ein Altar des Vaterlandes war in seiner Mitte errichtet worden, der von den in Italien eroberten Fahnen umgeben wurde. Eine Ehrenwache ward dem General entgegengesandt, die er aber ablehnte. Er ließ sich nur von einem seiner Adjutanten, Marmont, begleiten. Auf seinem Wege zum Luxemburg wurde er vom Volke mit großem Jubel empfangen. Als er

in den Hof trat, erhob sich Alles bei seinem Anblick, und ein Ruf der Freude und Bewunderung brach auf allen Seiten beim Anblicke des Helden aus. Der ehemalige Bischof von Autun, Talleyrand, jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten, stellte den General dem Directorium vor, und sagte in der Rede, die er hielt, auf Bonaparte's Charakter und Stellung anspielend, folgende Worte, die schon damals manchem unter den Zuschauern einen prophetischen Sinn zu haben schienen: »Weit entfernt, Das, was man seinen Ehrgeiz nennt, fürchten zu dürfen, werden wir vielleicht eines Tages genöthigt sein, ihn dem Genusse seiner arbeitsvollen Zurückgezogenheit zu entreißen. Ganz Frankreich wird frei sein, er aber vielleicht nie sich selbst angehören.« — Bonaparte's Rede an das Directorium war kurz, mit allgemeinen Denksprüchen und Betrachtungen über die Zeit verwebt, fast ohne Anspielung auf seine eigenen Thaten, aber mit einem ganz besonders unterscheidenden Stempel bezeichnet, der mehr im Geiste des Ganzen, als in den einzelnen Worten, lag. Auch schien in dieser, wie in den meisten seiner Reden bei feierlichen Veranlassungen, der kraftvollen und bestimmten Sprache ungeachtet, ein gewisses dunkles Räthsel verborgen zu sein, das erst die Zukunft auflösen sollte, es herrschte in ihnen ein begeisternder und ahnungsvoller Ton, so als wenn das Schicksal durch den Mund dieses Sterblichen redete. Barras, der dem Directorium an jenem Tage vorstand, pries in einer langen und schwülstigen Rede die großen Siege des Generals, und forderte ihn zuletzt auf, die der Republik von England widerfahrenen Beleidigungen in London selbst zu rächen. Der geheime Wunsch des Directoriums, den durch seinen Ehrgeiz und sein Genie furchtbaren Feldherrn, sobald als möglich, außerhalb Frankreich zu beschäftigen, sprach sich in dieser Hoffnung Barras auf eine Landung in England aus, mit der es übrigens keinesweges ernstlich gemeint war. Der Plan, Egypten anzugreifen, war schon damals gemacht, und ein Angriff auf England

Kapitel III. ward nur erwähnt, um die öffentliche Meinung in Europa, während der Vorbereitungen zu der Expedition gegen Egypten, im Ungewissen zu lassen.

Bonaparte fand sich, der Bewunderung und Begeisterung ungeachtet, die er in der Hauptstadt erregte, nicht bewogen, etwas Entscheidendes zu thun, um sich an die Spitze der Regierung zu stellen. Im Publicum war, an dem Tage, als er sich nach dem Luxemburg begab, die Meinung umhergetragen, und oft wiederholt worden, daß er nach diesem Palast ziehe, um denselben für sich in Besitz zu nehmen, und sich an die Stelle der Directoren zu setzen. Er unternahm jedoch nichts, das solchen Erwartungen entsprochen hätte. Das Directorium erschien ihm noch zu stark, um gegen dasselbe einen offenen Kampf zu wagen. Er kannte aber dessen Unfähigkeit, und sah die Fehlgriffe voraus, die es sich zu Schulden kommen lassen, und durch die es gestürzt werden würde. Er blieb noch drei Monate lang in Paris, vollbrachte aber nichts Anderes als einige Reisen nach der Nordküste, um den Plan einer Landung in England wahrscheinlich zu machen, und die Welt über das wahre Ziel der beschlossenen Expedition zu täuschen. Zu dieser wurde übrigens Alles mit großem Eifer vorbereitet. Der größte Theil der italienischen Armee und die besten Schiffe der französischen Marine wurden zu diesem Eroberungszuge bestimmt. Von Seiten des Directoriums geschah dies jedoch weniger in der Absicht, Frankreich eine große Colonie und einen Ersatz für das verlorne St. Domingo zu verschaffen, als aus dem Wunsche, einen so gefährlichen Nebenbuhler seiner Macht und einen so lästigen Zeugen seines Thuns, wie Bonaparte war, zu entfernen. — Um von dieser politisch resultatlosen Unternehmung, die aber Bonaparte's militairischen Ruhm und seine Popularität vermehrte, für ihn die Gelegenheit wurde, sich zum Herrn der Republik zu machen, und die gewissermaßen wie zu seiner Erhebung veranstaltet zu sein schien, ein zusammen=

hängendes Bild geben zu können, ist es nothwendig, die, in der letzten Zeit vor dieser Expedition, und während ihres Anfanges, in Frankreich und in dessen Nähe, vorgefallenen Ereignisse zu erwähnen. Kapitel III.

Der Tractat von Campo Formio hatte den aufgeklärteren und besseren Theil des französischen Volkes mit der Hoffnung erfüllt, endlich, nach so langen Kämpfen, einen allgemeinen Frieden eintreten zu sehen. Dies allein hätte den ungünstigen Eindruck, den einige seiner Bedingungen verursacht, vermindern können. Das Directorium hegte aber die Ueberzeugung, daß ein immerwährender Kriegsstand zu seiner eigenen Erhaltung nothwendig wäre, um die Aufmerksamkeit der Franzosen von der Schwäche und Willkür seiner inneren Verwaltung abzulenken, und sie über die Unsicherheit und Verwirrung des bestehenden Zustandes zu täuschen. Dieser Absicht, Frankreich zu keiner vollständigen Beruhigung gelangen zu lassen, kam die englische Regierung aus anderen Gründen zu Hülfe. Ihre Absicht war, durch eine unaufhörliche Bekämpfung der französischen Republik, aber, wohlverstanden, großentheils durch die Streitkräfte des Continents, das Aufblühen des französischen Handels und Seewesens zu hindern, Frankreichs Kraft durch immerwährende Kriege zu erschöpfen, und während dieser Zeit Englands Meeresherrschaft dermaßen zu begründen und auszudehnen, daß es für dieselbe, selbst wenn einmal andere Verhältnisse eintreten sollten, keine Mitbewerbung mehr zu fürchten hätte. Eine Annäherung, welche die englischen Minister, ohne Aufrichtigkeit, um gewissen parlamentarischen Schwierigkeiten zu entgehen und die Angriffe der Opposition zurückzuweisen, dem Directorium vorgeschlagen, hatte zu einer Unterhandlung in Lille geführt, die aber sehr bald, und von französischer Seite mit großem Unwillen, abgebrochen wurde (dreizehnten Sept. 1797). So lange England und Frankreich in Streit lagen, war für den Continent allerdings keine vollkommene Wiederherstellung der Ruhe möglich, und neue Coalitionen gegen die Republik wahrscheinlich, aber das Directorium ging, ohne hinreichende Veranlassung und Noth-

Kapitel III.

wendigkeit, zum Angriffe auf schwächere Staaten über, reizte dadurch die öffentliche Meinung in Europa gegen sich auf, und vermehrte die Unruhe und Verwirrung im Innern.

Frankreichs auswärtige Lage verschlimmerte sich, während es sich zu einer so großen und fernen Expedition, wie die Eroberung Egyptens, anschickte. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland war am Ende des Jahres 1796 gestorben. Sie hatte sich unter allen Souverainen am lautesten gegen die französische Revolution erklärt, aber am wenigsten gegen dieselbe gethan. Ihr Nachfolger, Paul I., der nichts von ihrer Klugheit, Feinheit und Beharrlichkeit besaß, war dagegen von einer viel tieferen und uneigennützigeren Abneigung gegen die revolutionairen Principien beseelt. Obgleich selbst ohne politische und militairische Talente, konnte er durch seinen heftigen, rücksichtslosen Charakter und die plötzlichen Eingebungen seines beweglichen, aber den Moment mit Kraft ergreifenden Sinnes Denen, gegen die er sich erklärte, gefährlich werden. Außerdem stand ihm, da die Russen viele Jahre lang ihre Kriegsmacht in unaufhörlichen Kämpfen gegen Schweden, Türken, Perser und Polen geübt, eine Anzahl ausgezeichneter Generale und eines der furchtbarsten Heere zu Gebot. Oesterreich, von der Republik auf den meisten Schlachtfeldern geschlagen, in der letzten Zeit im Herzen seiner Macht bedroht, hatte durch den Frieden von Campo Formio im Grunde mehr gewonnen als verloren, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, den Kampf zu erneuern. Anstatt für die Revolution irgend eine Sympathie zu empfinden, waren die Völker Oesterreichs mit Abneigung gegen dieselbe erfüllt, und der Botschafter der Republik am kaiserlichen Hofe war von der Menge öffentlich beleidigt worden. Die Unterhandlungen in Rastadt mit dem deutschen Reiche zogen sich in die Länge und schienen an kein Ziel gelangen zu können. Schon ließen sich am politischen Horizont die Wolken erkennen, die für Frankreich einen neuen Kriegssturm ankündigten. Der innere Zu-

stand war nicht günstiger. Der Schrecken, den das Directorium durch den Staatsstreich des achtzehnten Fructidor erregt, verhinderte nicht, daß im Süden auf vielen Punkten Unruhen ausbrachen, und die Republikaner verfolgt wurden, und im Westen trat die Chouannerie, um diese Zeit, mit mehr Kühnheit als je auf. Royalisten von Muth und Fähigkeit, wie Scepéau, Bourmont, Georges Cadoudal und Frotté, standen an der Spitze der bewaffneten Banden in der Bretagne, die sich den republikanischen Behörden, besonders auf dem platten Lande, furchtbar zu machen wußten. Die Jacobiner regten sich in der Hauptstadt ebenfalls, und suchten im Geheimen durch Verschwörungen, und öffentlich durch Flugschriften aller Art eine Rückkehr zu den Zeiten Robespierre's und Danton's vorzubereiten. Das Directorium sah sich öfters gezwungen, gegen sie, obwohl ungern, einzuschreiten, und behandelte diese Partei jetzt mit mehr Nachsicht als früher. So oft es einen Terroristen vor Gericht stellte, konnte man gewiß sein, daß es sehr bald eine Anzahl Royalisten, ob mit Grund oder nicht, war gleichgültig, verhaften lassen würde. Durch die Schwäche und Willkür des Directoriums war die Constitution des Jahres III. allmälig ein Leichnam geworden, an dem alle Factionen ihre Experimente machten, dessen Wiederbelebung aber Niemand wünschte. — Die Pentarchen im Luxemburg lebten jeder, je nach Charakter und Gewohnheit, auf eine mehr oder weniger glänzende Art, aber alle unter beständigen Ränken, Zerwürfnissen und Befürchtungen für die Zukunft, ohne zur Begründung eines festeren Zustandes Muth und Kraft in sich zu finden. Sie besaßen keine politischen Freunde und aufrichtigen Anhänger, obgleich es ihnen nicht an Höflingen und Schmeichlern fehlte, da sie so viele Aemter und Gunstbezeugungen auszutheilen hatten Sie beuteten übrigens die revolutionaire Gesetzgebung für ihre Zwecke geschickt aus, denn Rewbel, Laréveillère-Lepeaux und Merlin de

Kapitel III. Douai waren Legisten und in allen Subtilitäten dieser Sphäre erfahren. Der Monat April (1798) führte neue Wahlen für die beiden Räthe herbei. Die öffentliche Meinung, obgleich durch den achtzehnten Fructidor eingeschüchtert, war den Directoren entschieden abgeneigt, und sie konnten, zumal bei der herrschenden Unruhe und Verwirrung in allen Theilen des Landes, einen Widerstand gegen ihre Plane befürchten. Ihre Willkür, unter dem Vorwande der Erhaltung der Republik, ging so weit, kraft eines nach dem achtzehnten Fructidor zu solchem Zweck erschlichenen Gesetzes, einen großen Theil der neuen Wahlen aufzuheben. (Zwei und zwanzigsten Floréal, elften Mai 1798.) Unter solchen Umständen die beste Armee, die ihnen zu Gebot stand, und den ersten General der Republik zu einer so fernen Unternehmung, wie die Eroberung Egyptens, abzusenden, war ein gewagtes Unternehmen, das bewies, wie sehr die Directoren Bonaparte's Ehrgeiz fürchteten, und wie sehr ihnen seine Gegenwart als die größte aller Gefahren erschien.

Das Directorium hatte Bonaparte nie verziehen, daß er ihm durch den Vertrag von Tolentino die Gelegenheit genommen, die päpstliche Regierung zu stürzen, und in Rom eine der französischen ähnliche Verfassung, wie in Holland und der Lombardei geschehen, einzuführen. Von allen Politikern und Militairs war aber die tiefe Urtheilskraft und Selbstbeherrschung, mit der Bonaparte der glänzenden Lockung, sich der Hauptstadt der alten Welt zu bemächtigen, widerstand, bewundert worden. Das Directorium, obgleich mit dieser Mäßigung Bonaparte's, vielleicht ohne seine Motive zu begreifen, unzufrieden, hatte indessen, um ihm zu schmeicheln, seinen älteren Bruder, Joseph Bonaparte, zum Botschafter in Rom ernannt. Dem Papst Pius VI. war diese Wahl angenehm. Joseph, von Natur mild gesinnt und ohne Theilnahme an der Revolution, ließ die päpstliche Regierung auf einige Schonung und Berücksichtigung ihrer Interessen hoffen.

Er selbst war hierzu in der That geneigt. Aber das Directorium hatte ihm in den beiden Generalen Sherlock und Duphot, die mit zu seiner Botschaft gehörten, zwei eifrige Republikaner zugesellt, die an dem in Rom bestehenden Zustande sehr bald großes Aergerniß nahmen. Duphot hatte viel zu den in Genua vorgefallenen Veränderungen beigetragen. Diese beiden Generale zogen alle mit der päpstlichen Regierung unzufriedenen Römer an sich. Die in Rom zahlreich anwesenden französischen Künstler, die ihre revolutionairen Grundsätze nie verheimlicht hatten, unterstützten die beiden Generale in ihrer politischen Propaganda, und bestärkten besonders die mittleren Classen der Bevölkerung, mit denen sie in häufiger Berührung standen, in der in ihnen schon vorhandenen Neigung, das Joch der geistlichen Regierung abzuschütteln, und ließen sie dabei auf Frankreichs Hülfe hoffen. Diese Eingebungen würden mit Beifall aufgenommen, und es bildete sich alsbald eine Partei, welche das bestehende Regiment in Reden und Schriften auf das Heftigste und öffentlich angriff, seine zahlreichen Mißbräuche schonungslos enthüllte, seine Schwächen nachwies, und zu seinem Umsturze aufforderte. Außerdem fanden sich viele fremde Italiener in Rom und der Umgegend ein, welche Alles zu einem Aufstande vorbereiteten. Der Papst und sein erster Minister, der Cardinal Pamfili-Doria, so lange an Ausübung einer unumschränkten Gewalt gewöhnt, waren nicht geneigt, sich dieselbe ohne Widerstand entreißen zu lassen. Pius VI. beschloß, den österreichischen General Provera, der in der Lombardei tapfer, obwohl unglücklich gefochten, an die Spitze seiner Truppen zu stellen. Diese Ernennung ward von dem Directorium übel aufgenommen. Der französische Botschafter gab von diesem Augenblicke an eine mißbilligende und drohende Stimmung zu erkennen. Sein Palast wurde der Sammelplatz aller Unzufriedenen. Man sah sie daselbst den ganzen Tag ein- und ausgehen. In den benachbarten Straßen versammelten sich

Kapitel III. die Aufrührer unter dem Rufe: »Es lebe die Freiheit!« — Die revolutionaire Terminologie, die in Frankreich zu verstummen anfing, lebte in Rom wieder auf. Die päpstliche Regierung und ihre Agenten wurden mit Schmähungen und Verwünschungen überhäuft. Der Cardinal-Staatssecretair sandte endlich eine Abtheilung Dragoner in die Nähe der französischen Botschaft, um diese Bewegung, von der sie der Mittelpunkt war, zu beobachten, und einen Ausbruch derselben, der befürchtet wurde, zu verhindern. Die Soldaten waren vor dem Palaste aufmarschirt, und erklärten, daß Niemand denselben verlassen dürfe. Aber der General Duphot verachtete diesen Befehl, stellte sich an die Spitze der bewaffneten Aufrührer, und trat aus dem Thore hervor, um sich mit den Seinigen in den Straßen der Stadt zu verbreiten, und das Volk zum Aufstande vorzubereiten. Die Dragoner griffen zu den Waffen, und Duphot fiel, einer der ersten, im Handgemenge. Das Militair, durch den Widerstand, den es gefunden, erbittert, drang in das Innere des Palastes, und tödtete und verwundete eine Anzahl der Verschwornen. Während die Soldaten über diesen leichten aber rechtmäßigen Sieg jubelten, erschrak der Papst vor dessen Folgen. Er wußte, daß Duphot, dem Bonaparte besonders geneigt war, in wenigen Tagen eine von dessen Schwestern heirathen sollte. Er sorgte sogleich für die Sicherheit Joseph Bonaparte's, der einen Augenblick lang für sein Leben gefürchtet hatte. Der Cardinal Pamfili-Doria that alles Mögliche, um den Zorn des Botschafters zu versöhnen, und bot ihm jede Genugthuung an. Aber Joseph Bonaparte, mochte er nun selbst glauben, daß die päpstliche Regierung an dem Vorgefallenen nicht schuldlos gewesen, oder wollte er dem Directorium gefallen, dessen Haß gegen Rom er kannte, verließ die Stadt mit den meisten anwesenden Franzosen, und begab sich in größter Eile nach Paris. Dort verfehlte man nicht, alle die Anklagen und Verläumdungen

gegen den römischen Hof zu erneuern, welche der Convent bei Gelegenheit der Ermordung Basseville's ausgestoßen hatte. Der Papst wurde in den republikanischen Journalen als das Haupt einer Bande von Räubern und Mördern dargestellt. Die Revolutionaire thaten, als stände ihnen überall das Recht des Angriffs zu, und als sei jeder Widerstand gegen sie ein Verbrechen. Die Wuth, welche früher die Katastrophe mit Basseville erregt, hatte sich erfolglos Luft gemacht, denn die Franzosen waren damals noch nicht über die Alpen gegangen. Jetzt aber hatten sie im Herzen von Italien Wurzel gefaßt. Larévellière-Lepeaux, der in dem Papst eine Art von Nebenbuhler sah, denn er selbst hätte gern für den Stifter einer neuen Religion gelten wollen, trieb seine Collegen zu einer Kriegserklärung gegen Rom an. Der Oberbefehl über die zu dieser Expedition bestimmten Truppen wurde dem General Berthier übertragen. Dieser, der sich unter Bonaparte's Leitung in dem italienischen Feldzuge sehr hervorgethan, war von Natur mild und gemäßigt, und wollte, da er die päpstliche Regierung nicht retten konnte, wenigstens jedes Blutvergießen vermeiden. In die Nähe von Rom vorgedrungen, hielt er seine Soldaten einen ganzen Tag lang von der Einnahme der Stadt zurück, um ihnen während dieser Zeit die Schonung der Einwohner zu empfehlen, und das erste Feuer der Rache verrauchen zu lassen. Der spanische Minister Azara fand sich, wie früher bei Bonaparte, so jetzt bei Berthier als Vermittler ein. Aber die Befehle des Directoriums waren zu bestimmt. Berthier konnte keine Garantie für den Papst und seine Regierung versprechen. Die Bedingungen der Uebergabe wurden jedoch festgestellt. Die Franzosen sollten die Engelsburg besetzen, und die päpstlichen Truppen, um jede Collision zu vermeiden, entlassen werden. Den funfzehnten Februar (1798) ward in Rom eines jener politischen Schauspiele aufgeführt, an denen diese Epoche so reich war. Der Ruf der Freiheit, der auf dem

Kapitel III. Boden, der einst seine Heimath gewesen, seit so vielen Jahrhunderten nicht mehr vernommen worden, verbreitete sich mit einem Male durch die ganze Stadt. Er ward zuerst von den Franzosen selbst, dann von deren Anhängern ausgestoßen, und seine, obwohl in diesem Falle hohle und falsche, Magie reichte dennoch hin, um einen großen Theil der Bevölkerung zu bezaubern. Das römische Volk, einzig durch die Ruinen, unter denen es lebt, an seine Vergangenheit erinnert, von einer seinen Vorfahren ganz entgegengesetzten Gesinnung erfüllt, der Waffen entwöhnt, und damals ohne einen Funken wahrer Kraft und Begeisterung, glaubte sich plötzlich um zweitausend Jahre verjüngt, und in die Zeiten der Valerier und Scipionen versetzt. Etwas Aehnliches war fünfhundert Jahre vorher, zur Zeit Cola Rienzi's, obwohl mit etwas mehr Nachdruck und Bedeutung als jetzt, geschehen. Die Menge begab sich nach dem alten Forum, dem jetzigen Campo Vaccino, und einer der Helden dieser Bewegung stellte mit lauter Stimme an sie die Frage: »Ist es der Wille des römischen Volkes, frei zu werden?« — Viele tausend Stimmen antworteten beifällig. Mehre Notarien stellten sich darauf dar, und setzten einen Act auf, in welchem erklärt wurde, daß das römische Volk in seine alten Rechte wieder eintrete, seine Souverainität zurücknehme, der päpstlichen Herrschaft entsage, und fortan frei leben und sterben wolle. — Dieses Possenspiel bildete einen sonderbaren Abstich zu dem Boden, auf dem es begangen wurde, der der ernsteste ist, den es in der Welt giebt, und zu den Denkmalen einer verschwundenen Größe. Es lag in den Ruinen, so verfallen sie sein mochten, mehr Wirklichkeit und Leben, als in den Gesinnungen, von denen sie an diesem Tage wiederklangen. Diejenigen unter den Römern, die wirklich einiges nationale Selbstgefühl besaßen, mußten von einem Theatereffect erzürnt und betrübt werden, der sie vollkommen in die Hände eines fremden Volkes gab, durch den sie noch mehr als durch die geistliche Herrschaft, die wenigstens

dem heimischen Boden entsprungen war, erniedrigt wurden, und der außerdem mannigfaltiges Unglück über sie zu bringen drohte. Die Menge stellte natürlich weder diese noch ähnliche Betrachtungen an, sondern gab sich dem Zauber und Taumel dieses ungewöhnlichen Schauspieles hin. Man zog darauf nach dem Capitol, wo Reden gehalten und Hymnen abgesungen wurden. Berthier, der kein Comödiant, wie so viele in der Revolution auftretende Individuen, sondern ein Mann von einfacher und gerader Gesinnung war, fühlte sich von diesen Scenen beengt und gedrückt, denn er wußte, wie wenig Gehalt in ihnen lag, und ahnte, wie viele Leiden sie über einen Theil Derer heraufführen konnten, die sie mit einer so phantastischen Freude betrachteten. Aber er konnte dies nicht hindern. Das Directorium hatte die Errichtung einer römischen Republik, nach dem Muster der französischen, ihm ausdrücklich anbefohlen. Am anderen Tage fingen französische und italienische Commissarien die Kirchen und Klöster ihrer Kostbarkeiten zu berauben an. Dasselbe geschah sehr bald in den Palästen der Großen, die an dieser Revolution keinen Antheil genommen oder Rom verlassen hatten. Da der Papst, der Fiction gemäß, die das römische Volk für souverain erklärte, als abgesetzt gedacht wurde, so löste man seine Schweizergarde auf, und er wurde von französischen Soldaten bewacht. Der General Cervoni begab sich nach dem Vatican, und verlangte von Pius VI. eine Entsagung auf seine weltlichen Rechte. Der Papst lehnte dies Ansinnen in festen und würdigen Worten ab. Den zwanzigsten Februar (1798) wurde er aus seinem Palast gerissen, und unter einer französischen Escorte in kurzen Tagereisen langsam nach dem Toscanischen abgeführt. — Die französische Revolution bewies eine größere Kraft der Zerstörung, als irgend ein anderes Ereigniß der Geschichte, oder ihr auflösendes Princip wirkte wenigstens rascher. Im Laufe weniger Jahre hatte sie in der Person Ludwig XVI. den Repräsentanten des kirchlichen

Kapitel III.

und feudalen Königthums, das Haupt der größten Dynastie, auf das Schaffot geschickt, in Venedig die älteste Republik gestürzt, und jetzt drohte sie der päpstlichen Theokratie ein Ende zu machen, deren religiöse Suprematie bis in die Zeiten des Alterthums reichte, und deren weltliche Macht, mehr oder weniger anerkannt, im Ganzen seit fast einem Jahrtausend bestand. Da aber die Revolution besser niederzureißen als aufzubauen verstand, und da sie auf den Ruinen, die sie zurückließ, keine festen Constructionen, sondern nur für das Spiel des Augenblickes bestimmte Coulissen errichtete, so verschwanden ihre Schöpfungen wie Scenerien, und machten, besonders in Italien, den früheren Formen zum Theil wiederum Platz, aber der Geist der Revolution, in Dem, was er an und für sich Wahres und Vernünftiges besaß, zog sich von dem Schauplatze seiner Thaten nie mehr ganz zurück, und machte eine vollkommene Wiederherstellung des Alten, eine totale Restauration der Vergangenheit, unmöglich. — Den fünf und zwanzigsten Februar (1798) kam Pius VI. in dem Augustinerkloster von Siena an, wo er drei Monate blieb. Als er eines Tages im Garten des Klosters seine Andacht verrichtete, zerstörte ein Erdbeben den größten Theil dieses Gebäudes, und er wurde genöthigt, eine Zuflucht in dem Karthäuserkloster bei Florenz zu suchen, woselbst er zehn Monate lang, bis zum sieben und zwanzigsten März (1799), blieb. Er wurde dort von dem Großherzoge Ferdinand von Toscana oft besucht, und mit der größten Ehrfurcht behandelt. Das Directorium, hiermit unzufrieden, befahl dem Großherzoge, den Papst nach der Insel Sardinien zu schicken. Bald nachher stellte sich der König Carl Emanuel IV. mit seiner Gemahlin Clotilde, einer französischen Prinzessin, dem, wie wir später erzählen werden, von seinen Besitzungen nur die Insel Sardinien übrig geblieben war, dem Papste vor. Er lud Pius VI. dahin ein. Aber das Directorium, das den hochbejahrten Papst wie einen Kriegsgefangenen ansah und behan-

delte, hatte bereits seine Absichten geändert, und erlaubte dies nicht mehr. Man fürchtete, daß englische Schiffe, die vor Livorno kreuzten, den Papst befreien, und in Sicherheit bringen könnten. Als die Russen im Jahre 1799 in Italien vordrangen, waren sie nicht weit davon entfernt, einen solchen Plan auszuführen. Das Directorium wollte sich aber seine Beute nicht entreißen lassen. Auch fürchtete es vielleicht, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche von jenen Ketzern und Schismatikern an einen Ort geführt werden würde, wo er sich gegen die Revolution mit Nachdruck erklären, und ihr gefährlich werden könnte. Er ward deshalb über Bologna, Modena, Turin nach Frankreich, und hier von Ort zu Ort bis nach Valence gebracht. Auf dem ganzen Wege, von der französischen Grenze an bis nach dieser Stadt, war ihm das Landvolk in großen Schaaren entgegengeströmt, und sein Anblick hatte mehr religiöse Begeisterung, als selbst in Italien, erregt, so daß er, überrascht, eine solche Gesinnung im Lande Voltaire's und Rousseau's zu finden, mehrmals in die Worte Christi ausbrach: »Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.« — In den Städten geschah ungefähr Dasselbe, selbst mehre unter den Agenten des Directoriums stimmten in diese sich schnell verbreitende Bewegung der Rührung und Ehrfurcht ein. Die Reise des Papstes hatte von Briançon bis Valence einem Triumphzuge geglichen. Die republikanischen Soldaten, seit langen Jahren ausschließend an das Kriegsleben gewöhnt, und nicht nur jedem Zeichen des Christenthums, sondern selbst jedem Gedanken der Art fremd geworden, erstaunten über die mysteriöse Gewalt, die ein gefangener, und sichtbar dem Grabe zusinkender Greis, dem jeder äußere Glanz genommen, über so viele Tausende ausübte, und konnten zuweilen sich diesem Einflusse nicht entziehen. Schon wollte man ihn von Valence nach Dijon abführen, als er sich plötzlich unwohler als gewöhnlich fühlte, und die Aerzte erklärten, daß seine letzte Stunde nicht mehr

Kapitel III. fern wäre. Pius VI. starb den neun und zwanzigsten August (1799) im zwei und achtzigsten Lebensjahre und im vier und zwanzigsten seiner Regierung. Das Directorium erlaubte, daß seine Leiche einbalsamirt wurde. Aber mit dem Eindrucke, den dieser Papst überall auf seinem Wege hervorgebracht, unzufrieden und besorgt, daß das Volk seine Ueberreste wie die eines Heiligen verehren könnte, ließ es sie in einer Capelle beisetzen, in die Niemand zugelassen wurde. Als Bonaparte sich der obersten Gewalt bemächtigte, gab er, der in den ersten Jahren seiner Regierung so viele von der Revolution begangene Ungerechtigkeiten gut machte, die entseelte Hülle Pius VI. seinem Nachfolger zurück. Mag dies von Bonaparte's Seite eine That der Menschlichkeit, der Klugheit oder der Großmuth gewesen sein, er war sich sehr unähnlich geworden, als er später, von seinem Glück zu Willkür und Uebermuth verleitet, Pius VII. eben so, wie das Directorium dessen Vorgänger, behandelte. — Pius VI. hatte, obwohl er seine geistlichen Pflichten nie vernachlässigt, zur Zeit seiner Größe in seinem ganzen Walten oft mehr den Charakter eines glänzenden Fürsten, als den eines Hohenpriesters, dargestellt. Aber sein Unglück erhob ihn über seine gewöhnliche Natur. Er setzte den Schlägen des Schicksals eine unbeugsame Standhaftigkeit entgegen, und er gab in Dem, was er für sein Recht und seine Pflicht hielt, keinen Schritt breit nach.

Die römische Republik war der französischen ähnlich eingerichtet worden. Der alte Name der Consuln ward erneuert, aber statt zwei deren fünf, nach der Zahl der französischen Directoren, ernannt. Ein Senat und ein Tribunat stellten den Rath der Alten und den der Fünfhundert vor. Die größte Unordnung und Willkür herrschte im ganzen Lande. Die römische Geistlichkeit, besonders ein Theil der hohen, bewies in diesem Sturme nicht die Kraft und Entsagung, die der französische Klerus und besonders sein Episcopat der Re-

volution entgegengesetzt hatte. Die italienische Geistlichkeit theilte im Ganzen den Charakter ihres Volkes, sie war zugleich erstarrt und verweichlicht. Da, wo ihre herkömmlichen Grundsätze und Gewohnheiten nicht ausreichten, verlor sie jede Haltung. Vierzehn Cardinäle hatten die neue Republik anerkannt, und schienen sich aus Schwäche zu den Feinden des gefangenen Papstes schlagen zu wollen. Die, welche treu geblieben, konnten sich nur durch die Flucht retten. Man ahmte in Rom, so viel als möglich, Alles, was in Paris geschehen, nach, und wenn weniger Frevel begangen wurden, so geschah dies nicht sowohl aus Mäßigung, als aus Kraftlosigkeit. Auch sollte diese römische Republik nicht, wie die französische, ihre Verirrungen durch außerordentliche Thaten aufwiegen. Sie bot nur eine traurige Parodie jener großen vulcanischen Explosion dar. Die Plünderungen, Räubereien, der rhetorische und theatralische Charlatanismus waren es allein, die diese Afterrepublik ihrem mächtigen Vorbilde entlehnte. Die geistlichen Güter wurden eingezogen, selbst die der mildthätigen Stiftungen nicht verschont, und in einem Lande, wo es keine Industrie und zahllose Arme giebt, diesen letzteren jede Hülfe entzogen. Der römische Hof mit seinem Anhange, durch den Rom zum Theil besteht, war verschwunden, der höhere Adel großentheils entflohen oder versteckt, der ganze seit Jahrhunderten gewohnte Zustand plötzlich, und dies ohne die geringste vorangegangene innere Erschütterung, bloß durch eine fremde Invasion, umgestürzt worden. Die fremden und einheimischen Machthaber thaten was ihnen beliebte, entsetzten oder verjagten wer ihnen mißfiel, erhoben unter diesem oder jenem Vorwande Contribution, und richteten einen Theil der reichen Bevölkerung zu Grunde. Die niederen Classen in den Städten und das Landvolk fast ohne Ausnahme, empfanden eine tiefe Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge, und dies gereicht ihnen zur Ehre, denn ihr richtiger Instinct lehrte sie, daß von einer solchen Umwälzung keine

Kapitel III. wahrhafte Verbesserung des bisherigen Zustandes zu hoffen sei. Massena, der nach Berthier's Abgange das Commando über die französische Occupationsarmee erhalten, befleckte seinen großen militairischen Ruf durch Begehung der unwürdigsten Unterschleife und Erpressungen, die so weit gingen, daß seine Offiziere sich gegen ihn empörten, seine Befehle nicht mehr anerkennen wollten, und er Rom zu verlassen genöthigt wurde. Dem Volke entging diese Uneinigkeit in dem französischen Heere nicht, und es gedachte sie zu seiner Befreiung, wenigstens zu einer Befriedigung seines Hasses gegen die fremden Unterdrücker zu benutzen. Das Signal dazu ward in der Umgegend von Rom gegeben, wo die Bauern und Hirten sich bewaffneten, und über einzelne französische Abtheilungen herfielen. Um dieselbe Zeit erhoben sich die Trasteveriner, die der päpstlichen Regierung, die ihnen ihre Zügellosigkeit immer nachgesehen, sehr ergeben waren. Sie hatten gehofft, die Franzosen zerstreut zu überfallen, aber die drohende Gefahr bewog diese, auf ihrer Hut zu sein, und sich rasch zu sammeln. Ihr wilder Muth scheiterte an der Disciplin ihrer Feinde. Der General Vial zerstreute sie, während Murat mit seiner Reiterei die Aufrührer in der Umgegend aus einander sprengte. Nach diesem verfehlten Versuche trat in Rom, wie in Venedig, eine tiefe hoffnungslose Stille ein. Aber die Unordnung, Verwirrung und Willkür in den öffentlichen Verhältnissen ward immer größer. Die demokratischen der französischen Revolution entlehnten Institutionen, konnten, abgesehen von ihrem Werth oder Unwerth, in einem Boden keine Wurzeln schlagen, der so viele Jahrhunderte lang von einem theokratischen Regiment durch und durch umgepflügt, und neu besäet worden war. Um dies möglich zu machen, dazu hätte eine innere leidenschaftliche Bewegung der Menge selbst, wie in Frankreich im Anfange der Revolution, gehört. Die Invasion einer fremden Macht, und die passive Nachahmung ihrer äußeren Einrichtungen, reichte hierzu nicht aus.

Die Masse der Bevölkerung, die allein eine solche Umwälzung hätte hervorbringen können, war derselben mehr, als irgendwo anders, entfremdet. Ohne eine Idee von politischer Freiheit, deren Garantien u. s. w. zu besitzen, genoß sie factisch einer großen persönlichen Unabhängigkeit, arbeitete wenig, lebte besser als ihres Gleichen in vielen anderen Ländern, und fühlte sich in ihrem Zustande glücklich. Die geistliche Herrschaft verdarb und verweichlichte die höheren Classen, drückte die mittleren, war aber den niederen im Ganzen günstig. Sie war hierin der patricischen Verfassung Venedigs, der kaiserlichen Regierung des alten Roms und den Despotien des Orients ähnlich. Sie stützte sich im Grunde vorzüglich auf ihre Popularität bei der Menge, die sie, ungeachtet aller Willkür im Einzelnen, in wesentlichen Dingen mit Milde und Schonung behandelte. Der Despotismus, den eine Theokratie ausübte, die sich nicht aus sich selbst fortpflanzte, sondern sich meist immer wieder aus dem Volke erzeugte, erschien diesem viel erträglicher, als ein auf das Feudalwesen gepfropfter Absolutismus, der sich vorzüglich in der Härte eines großen Militairetats, einer sich in Alles mischenden Administration und der scharfen Trennung der einzelnen Classen der Bevölkerung ausspricht. Denn in einem solchen Zustande vereinigen sich alle möglichen Arten von Unterdrückung, und keine Seite der menschlichen Existenz bleibt sich selbst überlassen, und genießt einer gewissen Freiheit. Das Ganze kann unter einer solchen Verfassung stark sein, sobald die obersten Machthaber die Zügel immer kurz halten, und die Sporen fleißig brauchen, aber der Einzelne ist gedrückt, beengt, und kann sich nur, wenn er von einem solchen Dasein abstrahirt, sich in sich selbst zurückzieht, glücklich fühlen. Die höheren und mittleren Classen, die unter Institutionen dieser Art an der Ausübung der öffentlichen Gewalt einen, wenn auch sehr begrenzten, Antheil nehmen, halten sich dadurch für entschädigt, und fühlen ihre eigene Unfreiheit nicht, glauben sich vielmehr über dem gesammten

Kapitel III.

Kapitel III.

zwangvollen Zustand, obwohl mit Unrecht, erhaben. Aber die niederen Stände, die Masse der Nation, ist elend, dumpf, gebeugt, und im Grunde nicht mehr als eine Maschine oder ein Lastthier. Der Bauer und Handwerker im Römischen und Venetianischen fühlte sich unter dem theokratischen und patricischen Regiment freier und glücklicher, und zwar mit Recht, als in den meisten Monarchien Europas, obgleich deren politische Organisation im Ganzen viel besser geordnet sein konnte.

Das Directorium hatte, um seine Schöpfung, die römische Republik, nicht gleich in ihrem Entstehen einem Angriffe von Seiten des benachbarten Neapels auszusetzen, diese Macht durch Rücksichten und Versprechungen hinzuhalten gesucht. Der König Ferdinand von Neapel war jedoch gegen die französische Revolution mit einem ganz besonderen Widerwillen erfüllt, und seine Gemahlin, die Königin Caroline, eine Schwester Marie Antoinette's, eine leidenschaftliche und kühne Frau, hatte die an ihrer nächsten Blutsfreundin verübten Frevel vielleicht tiefer als andere Mitglieder ihres Hauses gefühlt. Auch war das neapolitanische Cabinet dem Einflusse Englands mehr, als die übrigen italienischen Regierungen, ausgesetzt. Ein Bruch schien deshalb unvermeidlich zu sein. Das Directorium wollte ihn indessen so viel als möglich verzögern. Es sandte einen ehemaligen Minister des Convents, Garat, zu diesem Zweck als Botschafter nach Neapel. Dieser Mann, der zu der Classe der politischen Philanthropen in Frankreich gehörte, die von den Grundsätzen der französischen Revolution eine allgemeine Beglückung des menschlichen Geschlechts gehofft hatte, und von diesem Irrthume selbst nicht durch ihre Frevel und Ausschweifungen zurückgekommen war, wurde zu dem Auftrage für besonders passend erachtet, die französische Republik dem neapolitanischen Hofe in einem weniger gehässigen Lichte zu zeigen, und die Möglichkeit eines friedlichen Verhältnisses mit ihr nachzuweisen. Denn es war dies seine eigene Illusion, die er demnach mit Aufrichtigkeit

vortragen, und Andere vielleicht um so eher für sie gewinnen konnte. Diese Wahl mußte jedoch der Königin Caroline höchst unangenehm sein. Denn sie kannte alle Details der Revolution, und wußte, daß Garat zur Zeit des Prozesses Ludwig XVI. Justizminister, und in dieser Eigenschaft gezwungen gewesen war, dem unglücklichen Könige seine Verurtheilung anzukündigen. Garat, schwach, leichtgläubig und durchaus von seiner Einbildungskraft beherrscht, achtete auf alle diese Umstände nicht, sondern glaubte im Ernst die Schwierigkeiten, die einer Annäherung zwischen seiner Regierung und dem neapolitanischen Hofe entgegenstanden, und die Erinnerungen an seine eigene Laufbahn, die ihm hinderlich werden mußten, durch eine gewisse philosophische und poetische Phraseologie hinwegzuräumen. Er hielt in einem über und über gefärbten und geblümten Style, wie man ihn vielleicht an den Höfen des Orients, aber nicht leicht an denen Europas hört, eine Rede an den Königl Ferdinand, in der er sich über die großen Erinnerungen jenes Landes, seine herrliche Natur erging, von den Republiken Großgriechenlands, von Meeren und Vulcanen sprach, und seine Sendung mit der jener alten Philosophen verglich, die in diese Gegenden gekommen waren, um Fürsten und Völker zu berathen, und Muster der Weisheit und Tugend aufzustellen. Der König von Neapel, der, für einen Mann in seiner Stellung, sehr unwissend war, und von allen diesen Dingen nie etwas gehört oder sie wenigstens längst vergessen hatte, betrachtete diesen Pariser Pythagoras oder Plato mit Erstaunen, und wußte nicht, was er ihm erwidern sollte. Als Garat der Königin Caroline vorgestellt wurde, suchte er ihre Gunst zu gewinnen, indem er sie von den humanen und liberalen Absichten ihrer beiden schon verstorbenen Brüder Joseph und Leopold unterhielt, die er zu der Schule der französischen Philosophen zu rechnen schien. Sie mußte sich aber großen Zwang anthun, um seine Worte erträglich zu finden. Am neapolitani-

Kapitel III.

Kapitel III.

schen Hofe fing man sich jedoch sehr bald über die Anwesenheit dieses republikanischen Botschafters mit der Bemerkung zu trösten an, daß dieser, der die Dinge immer so sah, wie er sie zu sehen wünschte, weniger unbequem, als mancher Andere an seiner Stelle, sein würde. Denn Garat war von Natur ein wohlwollender Mann, mehr durch die Umstände in den Wirbel der Revolution hineingerathen, als daß er denselben aufgesucht, und hatte viel Böses geschehen lassen müssen, zu ihm aber wenigstens nie Veranlassung gegeben. Der König Ferdinand beschloß, an der neuen Coalition, die sich gegen Frankreich bildete, Theil zu nehmen, und betrieb seine Zurüstungen unter den Augen Garat's, der sich hierüber weder beschwerte, noch vor ihnen Besorgnisse blicken ließ. Er benachrichtigte indessen im Stillen das Directorium von den Absichten der neapolitanischen Regierung, fügte aber zugleich hinzu, daß das Heer, obgleich auf 60,000 Mann gebracht, nichts weniger als furchtbar wäre. Um diese Zeit war Oesterreich schon zu einer neuen Schilderhebung entschlossen. Rußland stellte eine große Armee ins Feld, und die Türkei, denn Bonaparte's Expedition gegen Egypten hatte schon begonnen, schloß sich den christlichen Mächten an. Die Eroberung Maltas durch die Franzosen hatte einen Augenblick lang unter den Feinden Frankreichs großen Schrecken erregt, der sich indessen bald verminderte, als man erfuhr, auf welche Art sich Bonaparte in den Besitz dieser Insel gesetzt hatte. Die Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir erfüllte die Feinde der Republik mit Freude und Zuversicht. Sie übertrieben deren Bedeutung, und schienen zu glauben, daß jener Sieg zur See die Folgen der Schlacht von Actium haben, und die Lage der Welt verändern würde. Plötzlich erschien Lord Nelson, der Sieger von Abukir, mit seiner Flotte im Hafen von Neapel, um seine beschädigten Schiffe auszubessern. Die Anwesenheit des französischen Botschafters konnte die glänzende und rauschende Theilnahme nicht verhindern, die

Nelson vom neapolitanischen Hofe ausgedrückt wurde. Die Gesinnungen der Königin Caroline, die ihrem Gemahle längst zu einem offenen Bruche mit Frankreich gerathen, brachen ohne Rückhalt hervor. Lady Hamilton, die Frau des englischen Gesandten in Neapel, die dieser, ihrer seltenen Schönheit wegen, aus den niedrigsten Verhältnissen an seine Seite erhoben hatte, wußte dem großen Admiral eine lebhafte Neigung für sich einzuflößen, und diese im Interesse des neapolitanischen Hofes zu benutzen. Acton, von englischer Herkunft, der vornehmste Minister des Königs Ferdinand und erklärter Günstling der Königin Caroline, war ebenfalls für den Krieg gestimmt. Der König, ohnedies der Revolution in hohem Grade abgeneigt, vermochte dem Einflusse, der ihn auf allen Seiten umgab, und ihn unaufhörlich drängte, ungeachtet mancher Zweifel und Bedenklichkeiten, die er in Bezug auf den Ausgang eines solchen Unternehmens hegte, nicht länger zu widerstehen. Er entschloß sich zum Kriege gegen Frankreich. Der Augenblick schien allerdings günstig gewählt. Aber der traurige Zustand des neapolitanischen Heeres machte die Ausführung jedes, auch des wohlberechnetsten, Planes unmöglich.

Die Absicht des neapolitanischen Cabinets war, auf Rom zu ziehen, wo das revolutionaire Fieber selbst bei Denen, die von ihm ergriffen worden, schnell nachgelassen, das öffentliche Elend sehr groß geworden, und das Volk seine Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge fortgenährt hatte. Der König Ferdinand, der im Geheimen mit Oesterreich immer im Einverständnisse geblieben, hatte von ihm einen talentvollen Offizier zum Oberbefehl über seine Truppen verlangt. Der Kaiser Franz wählte hierzu den General Mack, der sich unter dem Prinzen von Koburg in mehren Feldzügen hervorgethan hatte. Mack sollte jedoch, diesmal wie später, die oft gemachte Erfahrung bestätigen, daß ein ausgezeichneter Generalstabsoffizier nicht immer zu einem selbstständigen und per-

Kapitel III. sönlichen Commando taugt. Er war in Neapel angekommen und alsbald an die Spitze des Heeres gestellt worden. Mack faßte einen kühnen Plan, aber ohne Rücksicht auf die Truppen, die ihm zu Gebote standen. Er gab seiner Linie eine sehr große Ausdehnung, um die gesammte französische Macht, die im Kirchenstaate stand, einzuschließen. Den fünf und zwanzigsten November (1798) setzte sich die neapolitanische Armee in Bewegung. Der König von Neapel befand sich in ihrer Mitte, und Roger Graf von Damas, ein französischer Emigrant und durch glänzende Tapferkeit ausgezeichnet, commandirte eine der Divisionen. Der General Championnet, der den Oberbefehl über die Franzosen führte, konnte den Neapolitanern nur 10,000 Mann entgegensetzen. Da er bei der Schwäche seines Heeres von Oberitalien abgeschnitten zu werden fürchtete, so gab er Rom auf, in das Mack ohne Schwertstreich einzog. Bei Perugia vereinigte Championnet seine bisher zerstreuten Abtheilungen, und setzte den Rückzug ohne Verlust von Gefangenen oder Geschütz ruhig und langsam fort. Die theatralischen Gewalthaber der römischen Republik, die Consuln, Senatoren, Tribunen, Aedilen u. s. w. waren, da sie sich vor der Rache der Neapolitaner fürchteten, der französischen Armee gefolgt. Das niedere Volk, besonders die Trasteveriner, fiel alsbald über die zurückgebliebenen Anhänger der Franzosen her. Viele von ihnen wurden in die Gefängnisse geworfen und ihre Häuser geplündert. Die Anwesenheit des Königs von Neapel verhinderte größere Gewaltthätigkeiten. Dieser konnte indessen dem Hang zur Plünderung unter seinen Soldaten nicht steuern, die sich alles Dessen bemächtigten was, die Franzosen und Demokraten übrig gelassen hatten. Wie gewöhnlich schlechte Soldaten, waren die Neapolitaner zu jeder Ausschweifung geneigt. Sie zeigten außerdem nichts von der selbst den unteren Classen in anderen Gegenden Italiens eigenen Liebe und Achtung für die Kunst, und beschädigten in ihrer Rohheit viele Denkmale, was die

Franzosen, die sie besser zu schätzen wußten, sich nie hatten zu Schulden kommen lassen. Kapitel III.

Der General Mack, der mit so großer Zuversicht seinen Plan, die Franzosen ganz aufzureiben, angekündigt, entsprach, als es zur Entscheidung kam, keineswegs den Erwartungen, die er erregt hatte. Anstatt von seiner großen numerischen Ueberlegenheit Vortheil zu ziehen und einen kräftigen Schlag zu versuchen, der seinen Truppen vielleicht einige Kühnheit eingeflößt hätte, vertheilte er diese in fünf Colonnen, ließ sie verschiedene Straßen ziehen und war demnach da, wo er angreifen wollte, nicht stärker als der Feind. Die Nachhut der Franzosen reichte hin, um die matten Angriffe der Neapolitaner zurückzuweisen. Bei Civita ducale kam es unter Mack's persönlicher Anführung zu einem Gefecht, in welchem die Neapolitaner gänzlich geschlagen wurden. Die Franzosen ergriffen wieder die Offensive. Die einzelnen neapolitanischen Colonnen wurden von ihnen so lebhaft verfolgt, daß sie innerhalb dreier Tage fast eben so viele Gefangene machten, als sie selbst stark waren. Eine einzige Division vertheidigte sich mit Entschlossenheit. Es war die, welche von dem Grafen Roger von Damas befehligt wurde. Sie schlug sich bis Orbitello durch, und drang den Franzosen eine ehrenvolle Capitulation ab, die ihr mit Hinterlassung ihrer Artillerie sich einzuschiffen erlaubten. Championnet, durch diese unerwarteten Erfolge, denn der Feind war fast viermal so stark als er, kühn gemacht, faßte den Entschluß, seine Vortheile zu verfolgen. Er nahm wiederum Rom ein, das Mack nicht zu vertheidigen wagte. Dieser hatte sich bis nach Capua zurückgezogen und am Ufer des Volturnus eine feste Stellung genommen. Der General Macdonald, der an Championnet's Erfolgen einen großen Antheil hatte, rückte über Arpino und Sora gegen Gaeta vor. Diese neapolitanische Festung, schon durch ihre natürliche Lage stark, war mit einer zahlreichen Garnison versehen. Sie ergab sich indessen innerhalb vier und zwanzig

[illegible]. Macdonald vereinigte sich hierauf mit Championnet. Die Generale Lemoine und Duhesme hatten sich Aquilas und Pescaras bemächtigt und wollten von da aus in die Abruzzen, das Land der alten Samniter, [illegible]. So leicht sich die neapolitanischen Soldaten ge[illegible], so entschlossen trat hier das Landvolk gegen die Franzosen auf. Vom Terrain begünstigt, fielen die Bauern und [illegible] jener Gegenden bei jeder Gelegenheit über die einzelnen französischen Abtheilungen her, verwundeten und tödteten viele Mannschaft, und verschwanden, ehe ihnen ein nachdrücklicher Widerstand entgegengesetzt werden konnte. — In Neapel hatte die Annäherung der Franzosen eine ungewöhnliche Aufregung verursacht. Ungeachtet der tiefen Lethargie, die daselbst in politischer und militairischer Beziehung seit so langer Zeit herrschte, waren die gewaltigen Ereignisse der französischen Revolution nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Einwohner geblieben. Das Königreich Neapel, vielleicht das von der Natur begünstigteste Land Europas, zwischen zwei Meeren liegend und mit den stärksten natürlichen Grenzen versehen, hatte seit Jahrhunderten das besondere Schicksal gehabt, eine Beute jedes fremden Eroberers, und in neueren Zeiten, bei allen politischen Combinationen, ein beliebiger Gegenstand des Tausches zwischen den großen Mächten zu werden. Die Nation war weit davon entfernt, die unwissendste oder ärmste in Europa zu sein, aber ohne allen Vergleich die schlecht regierteste. Selbst im Kirchenstaate fand mehr Ordnung statt. Die elenden öffentlichen Einrichtungen hatten eine totale Gleichgültigkeit an dem Bestehen des Staates hervorgebracht, dessen Organisation bei Denen, die sie zu beurtheilen vermochten, nur Trauer und Widerwillen erregen konnte. Alle Diejenigen, welche in diesem Lande durch Erziehung und Talent zu einem höheren Streben aufgefordert wurden, entsagten, wenn ihnen dies möglich war, gern jeder Theilnahme an einem so schwachen und hoffnungslosen Gemeinwesen, und gaben sich den Wissen-

schaften, der Philosophie, Alterthumskunde, Speculationen über Geschichte und Gesetzgebung hin, und solcher war unter so belebenden Umgebungen, Denkmalen und Naturschönheiten, in einem so geistreichen Volke, eine große Zahl vorhanden. Die Ideen der französischen Revolution hatten, ungeachtet der argwöhnischen Polizei und der Gesinnungen des Hofes, im Lande und besonders der Hauptstadt Eingang gefunden. Sie waren, wie natürlich, von den mittleren Classen am willigsten aufgenommen worden, obgleich sie auch unter dem Adel und selbst dem ersten, und sogar unter den Prälaten, Anhänger zählten. Das niedere Volk im ganzen Königreiche, besonders aber die sogenannten Lazzaroni der Hauptstadt, gefielen sich in dem herrschenden Chaos, waren dem Könige, der durch seine Herablassung und Vertraulichkeit ihre Neigung zu gewinnen verstanden, außerordentlich zugethan, und wollten von keinen Veränderungen wissen. Aber die große Menge unterrichteter, beweglicher und scharfsinniger Geister in den höheren und mittleren Ständen glaubte in den neuen Ideen ein Mittel der Regeneration für ihr Vaterland zn finden. Sie legte dessen tiefen politischen und militairischen Verfall einzig seiner Regierung zur Last, ohne zu bedenken, daß die Masse des Volkes dort seit urlanger Zeit verweichlicht oder verwildert gewesen war. Diese aufgeklärten Personen fürchteten, da sich in den niederen Classen der Nation keine Art von Haß und Neid gegen die Großen und Reichen, keine demokratische und revolutionaire Richtung regte, bei sich keine Wiederholung der Ausschweifungen und Frevel, von denen der Umsturz der alten Verhältnisse in Frankreich begleitet gewesen war. Sie wollten die politische Freiheit nur als einen Schild gegen ihre schlechte und willkürliche Regierung erobern, und hofften, indem sie gegen diese die Ideen der Demokratie geltend machten, des Volkes immer Meister zu bleiben. Diese an und für sich nicht unvernünftige Betrachtung, mit der der allgemeine Zustand des Landes in Uebereinstimmung zu stehen schien,

Kapitel III. Stunden. Macdonald vereinigte sich hierauf mit Championnet. Die Generale Lemoine und Duchesme hatten sich Aquila's und Pescara's bemächtigt und wollten von da aus in die Abruzzen, das Land der alten Samniter, dringen. So schlecht sich die neapolitanischen Soldaten geschlagen, so entschlossen trat hier das Landvolk gegen die Franzosen auf. Vom Terrain begünstigt, fielen die Bauern und Hirten jener Gegenden bei jeder Gelegenheit über die einzelnen französischen Abtheilungen her, verwundeten und tödteten viele Mannschaft, und verschwanden, ehe ihnen ein nachdrücklicher Widerstand entgegengesetzt werden konnte. — In Neapel hatte die Annäherung der Franzosen eine ungewöhnliche Aufregung verursacht. Ungeachtet der tiefen Lethargie, die daselbst in politischer und militairischer Beziehung seit so langer Zeit herrschte, waren die gewaltigen Ereignisse der französischen Revolution nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Einwohner geblieben. Das Königreich Neapel, vielleicht das von der Natur begünstigteste Land Europas, zwischen zwei Meeren liegend und mit den stärksten natürlichen Grenzen versehen, hatte seit Jahrhunderten das besondere Schicksal gehabt, eine Beute jedes fremden Eroberers, und in neueren Zeiten, bei allen politischen Combinationen, ein beliebiger Gegenstand des Tausches zwischen den großen Mächten zu werden. Die Nation war weit davon entfernt, die unwissendste oder ärmste in Europa zu sein, aber ohne allen Vergleich die schlecht regierteste. Selbst im Kirchenstaate fand mehr Ordnung statt. Die elenden öffentlichen Einrichtungen hatten eine totale Gleichgültigkeit an dem Bestehen des Staates hervorgebracht, dessen Organisation bei Denen, die sie zu beurtheilen vermochten, nur Trauer und Widerwillen erregen konnte. Alle Diejenigen, welche in diesem Lande durch Erziehung und Talent zu einem höheren Streben aufgefordert wurden, entsagten, wenn ihnen dies möglich war, gern jeder Theilnahme an einem so schwachen und hoffnungslosen Gemeinwesen, und gaben sich den Wissen-

schaften, der Philosophie, Alterthumskunde, Speculationen über Geschichte und Gesetzgebung hin, und solcher war unter so belebenden Umgebungen, Denkmalen und Naturschönheiten, in einem so geistreichen Volke, eine große Zahl vorhanden. Die Ideen der französischen Revolution hatten, ungeachtet der argwöhnischen Polizei und der Gesinnungen des Hofes, im Lande und besonders der Hauptstadt Eingang gefunden. Sie waren, wie natürlich, von den mittleren Classen am willigsten aufgenommen worden, obgleich sie auch unter dem Adel und selbst dem ersten, und sogar unter den Prälaten, Anhänger zählten. Das niedere Volk im ganzen Königreiche, besonders aber die sogenannten Lazzaroni der Hauptstadt, gefielen sich in dem herrschenden Chaos, waren dem Könige, der durch seine Herablassung und Vertraulichkeit ihre Neigung zu gewinnen verstanden, außerordentlich zugethan, und wollten von keinen Veränderungen wissen. Aber die große Menge unterrichteter, beweglicher und scharfsinniger Geister in den höheren und mittleren Ständen glaubte in den neuen Ideen ein Mittel der Regeneration für ihr Vaterland zn finden. Sie legte dessen tiefen politischen und militairischen Verfall einzig seiner Regierung zur Last, ohne zu bedenken, daß die Masse des Volkes dort seit urlanger Zeit verweichlicht oder verwildert gewesen war. Diese aufgeklärten Personen fürchteten, da sich in den niederen Classen der Nation keine Art von Haß und Neid gegen die Großen und Reichen, keine demokratische und revolutionaire Richtung regte, bei sich keine Wiederholung der Ausschweifungen und Frevel, von denen der Umsturz der alten Verhältnisse in Frankreich begleitet gewesen war. Sie wollten die politische Freiheit nur als einen Schild gegen ihre schlechte und willkürliche Regierung erobern, und hofften, indem sie gegen diese die Ideen der Demokratie geltend machten, des Volkes immer Meister zu bleiben. Diese an und für sich nicht unvernünftige Betrachtung, mit der der allgemeine Zustand des Landes in Uebereinstimmung zu stehen schien,

Kapitel III.

ward indessen von den Ereignissen, die eintreten sollten, widerlegt.

Die Regierung war von dieser Stimmung eines großen Theiles der höheren und aufgeklärteren Classen unterrichtet, und beschloß, sich in der drangvollen Lage, in die sie die wiederholten Niederlagen ihres Heeres und die Annäherung der Franzosen versetzten, auf das niedere Volk zu stützen. Die Lazzaroni, diese Classe, die den ganzen unteren Theil der hauptstädtischen Bevölkerung umfaßt, ward gegen Die, welche sich durch Geburt, Vermögen, Bildung auszeichneten, aufgeregt. Man stellte ihnen die erfahrenen Unfälle, den Rückzug der Armeen, die Uebergabe der Festungen als ein Ergebniß des Verrathes der Franzosenfreunde vor, unter denen die meisten Vornehmen und Reichen verstanden wurden. Diese wilde Menge fing sich zu bewaffnen an. Sie bezeichnete unter sich Diejenigen, die der bestehenden Ordnung der Dinge für abgeneigt galten, und bestimmte sie zum Untergange. Die Hoffnung auf Plünderung erhitzte ihren Eifer. Der religiöse Fanatismus, das einzige Gefühl, das sie außer ihren persönlichen Bedürfnissen kennt, that das Seinige und veredelte in ihren Augen die Eingebungen ihrer Rache und Raubsucht. Sie glaubte Gott und dem Könige zu dienen, indem sie Die um Gut und Leben brachte, die sie für Feinde der Religion und des Staates hielt. Ein Theil der höheren Classen, die von dem Volke bedroht wurden, bestärkte sich dagegen in seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Veränderung, und wünschte, um seiner eigenen Rettung und Sicherheit willen, den Sturz ihrer Regierung und den Sieg der Franzosen.

Der General Mack war von dieser Stimmung in der Hauptstadt unterrichtet, und fürchtete deren Einfluß auf sein Heer. Er legte, nicht ohne Grund, mehre der erlittenen Verluste der Treulosigkeit einzelner seiner Offiziere zur Last, die mit den Franzosen geheime Einverständnisse unterhielten,

und er konnte in seiner gegenwärtigen Lage deren Erneuerung fürchten. Die Stellung, die er bei Capua genommen, war von Natur so stark, daß er mit Truppen, auf die ein General sich einigermaßen verlassen kann, vom Feinde nichts zu fürchten gehabt hätte. Aber ein Zeichen des Verrathes oder der Feigheit konnte das ganze Heer mit sich fortreißen, und ihn den Franzosen wehrlos überliefern. Unter diesen Umständen faßte er einen Entschluß, den man der Schwäche angeklagt hat, der aber bei dem in der Hauptstadt herrschenden Zustande entschuldigt werden kann. — Als die Franzosen sich Capua näherten, war der König Ferdinand mit seiner Familie nach Sicilien übergeschifft. Der Minister Acton, der englische Gesandte und Lord Nelson begleiteten ihn dahin. Die im Hafen liegenden englischen Schiffe hatten die Schätze der Krone, zu denen nicht nur Gold und Juwelen, sondern auch viele kostbare, in Pompeji und Herculanum gefundene Alterthümer gehörten, nach Sicilien gebracht. Die Engländer verbrannten außerdem die im Bau begriffenen oder beschädigten neapolitanischen Kriegsschiffe, damit sie nicht den Franzosen in die Hände fielen. Der Fürst Pignatelli war während der Abwesenheit des Königs Ferdinand zum Vicekönige ernannt worden. Diese Wahl war nicht glücklich. Denn Pignatelli flößte weder den Anhängern noch Gegnern der Regierung Vertrauen ein. Er fürchtete vor Allem einen Aufstand des niederen Volkes, das sich seit der Abwesenheit der königlichen Familie immer unruhiger und wilder zeigte, und keiner Autorität Gehorsam leisten wollte. Unter solchen Umständen hielt er mit dem General Mack eine Zusammenkunft, und ihr Resultat war die Uebergabe Capua's und des verschanzten Lagers an die Franzosen. Beide glaubten auf diese Art die Hauptstadt und einen Theil des Landes vor der Invasion der Franzosen retten zu können. Denn in dem mit Championnet abgeschlossenen Waffenstillstande wurde ausgemacht, daß die französische Armee an der Mündung des Ofanto stehen bleiben, und die nea=

Kapitel III. politanische Regierung eine Contribution von zehn Millionen Franken bezahlen sollte. — Als die Nachricht von dieser Convention sich in der Hauptstadt verbreitete, kam die im Volke herrschende Gährung zum Ausbruche. Einen Dolch in der einen Hand, eine Brandfackel in der anderen, versammelten sich die Lazzaroni unter dem Ruf: »Tod den Verräthern! Es lebe der heilige Januarius! Es lebe der König!« — Ein in der Hauptstadt anwesender französischer Agent, Namens Arcambal, fiel als das erste Opfer ihrer Wuth. Der Vicekönig Pignatelli rettete sich vor dem Pöbel, der ihn bis in seinen Palast verfolgte, nur mit genauer Noth, und verließ Neapel während der Nacht. Der Grimm des Volkes wandte sich jetzt gegen den General Mack, der in das französische Lager flüchten mußte, und nach Dijon als Kriegsgefangener geschickt wurde. Die Entfernung der beiden Chefs, Pignatelli und Mack, machte die Anarchie vollständig. Die Lazzaroni, jetzt Herren der Stadt, erstürmten das Arsenal und vertheilten die daselbst vorräthigen Waffen. Ihr Haß gegen die Großen und Reichen wuchs mit jedem Augenblick, und sie suchten Die unter ihnen, die sich versteckt hielten, obwohl meist vergeblich, in ihren Häusern auf. Alle Franzosen, die in der Umgegend einzeln oder in kleinen Abtheilungen angetroffen wurden, fielen unter den Aexten und Sicheln der Bauern, die sich ebenfalls zusammengerottet hatten. Die höheren Classen der Hauptstadt, die sich mit einem gänzlichen Ruine bedroht sahen, lagen den französischen General an, um jeden Preis, sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Championnet gab ihrem Verlangen nach, und mochte, ungeachtet der Wuth des Pöbels, keinen bedeutenden Widerstand erwarten. Er brach von Capua auf. Bei der Nachricht von seiner Annäherung zündeten die Lazzaroni viele Häuser an, deren Besitzer ihnen als Freunde der Franzosen bezeichnet worden waren. Sie stellten sich zugleich unter den Befehl eines jungen und tapfern Offiziers Namens Moliterni, der

sich gegen den Feind bei mehren Gelegenheiten hervorgethan hatte; aber er vermochte es nicht, ihnen einige Ordnung und Zucht aufzulegen. Die französische Armee war bis Aversa vorgerückt, als sie auf die ersten Abtheilungen der Lazzaroni stieß. Ein blutiger Kampf erhob sich, in welchem das neapolitanische Volk ohne Geschick und Kunst, aber mit dem größten Muthe, focht, und nur von der französischen Artillerie zum Weichen gebracht wurde. Die Lazzaroni beschlossen, sich in Neapel auf das Aeußerste zu vertheidigen, und Championnet zögerte, die Stadt anzugreifen, denn er fürchtete, daß sie bei dieser Gelegenheit ein Raub der Flammen werden könnte. Indessen war es ihm unmöglich, lange unthätig einem Feinde gegenüberstehen zu bleiben, dessen Beispiel das ganze Land umher mit derselben Wuth entflammen konnte. Er griff endlich das Thor von Capua an, und zu gleicher Zeit die beiden Forts San Elmo und Dell' Uovo. Diese, von regelmäßigen Truppen besetzt, ergaben sich. Aber an dem Thore erhob sich ein heißer Streit. Wenn ein Trupp Lazzaroni unter dem Feuer des französischen Geschützes gefallen war, so stellte sich ein anderer mit derselben Unerschrockenheit dar. Sie mußten endlich die Straße räumen, zogen sich aber in die Häuser zurück, feuerten aus den Fenstern, oder warfen von den platten Dächern Steine, siedendes Wasser oder brennendes Holz auf den Feind herab. Dieser, von dem hartnäckigen Widerstande erbittert, stieß Alles, was ihm vorkam, nieder. Das Blutbad ward immer allgemeiner. Zu gleicher Zeit brannten viele Häuser, und in anderen plünderte das Volk. Am dritten Tage des Kampfes war endlich die Wuth der Lazzaroni erschöpft, und die Franzosen hatten sich der Stadt bemächtigt. Vom General Championnet war während dieser Zeit alles Mögliche versucht worden, um das Volk von der Vergeblichkeit seines Widerstandes zu überzeugen, und es zur Niederlegung der Waffen zu bestimmen. Aber die Bemühungen dieses eben so tapfern als menschlich gesinnten Ge-

Kapitel III. nerals waren, so lange die Kampfesgluth in der Menge noch nicht verraucht war, vergeblich gewesen. Als die Lazzaroni müde zu werden anfingen, näherten sich einige von ihnen den Franzosen, suchten sich mit ihnen zu unterhalten und boten ihnen zu trinken an. Diese dagegen erhoben plötzlich den Ruf: »Es lebe der heilige Januarius!« — Dies war das Zeichen zur Beendigung des Streites (drei und zwanzigsten Januar 1799). Die Lazzaroni fühlten sich von der Anerkennung ihres Schutzheiligen geschmeichelt, und die bürgerliche Obrigkeit benutzte diesen Augenblick, um sie zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Sie zogen mit den Franzosen vereint nach der Kathedrale des heiligen Januarius, und Championnet ließ dessen Reliquien eine Ehrenwache geben. Bald ward in Neapel, wie in Mailand und Rom, eine nach dem Muster der französischen zugeschnittene Republik, die parthenopäische genannt, eingerichtet, und ein großer Theil der höheren Classen zeigte unverhohlen seine Abneigung gegen die bisherige königliche Regierung. Man hoffte ziemlich allgemein auf eine bessere Zukunft, und verdiente eine solche vielleicht mehr als irgendwo in Italien, sollte aber vom Schicksal auf eine grausame Art getäuscht werden. Championnet glaubte, ungeachtet der Leichtigkeit, mit der die neuen demokratischen Institutionen angenommen wurden, in einer Stadt, die eben erst mit Feuer und Schwert verheert worden, ein militairisches Regiment aufrecht erhalten zu müssen. Das französische Directorium machte diesem ausgezeichneten General, der sich so vielen Ruf erworben, so große Kühnheit und Klugheit bewiesen, aus dieser Vorsichtsmaßregel einen Vorwurf. Der wahre Grund hiervon war jedoch das Mißtrauen, mit dem die Pentarchen die meisten Erfolge ihrer Generale betrachteten, und da sie mit Championnet nicht so viele Umstände, wie mit Bonaparte, machen zu müssen glaubten, so entsetzten sie ihn des Commandos, und ließen ihn bald darauf sogar verhaften.

Ganz Italien stand demnach, mit Ausnahme des Theiles der ehemaligen Republik Venedig, der an Oesterreich abgetreten worden, unter der Herrschaft oder dem Einflusse der Franzosen. Aber das Volk war, selbst abgesehen von den unvermeidlichen Leiden, die der Krieg verursachte, durch die Zerstörung seiner alten Zustände nicht glücklicher geworden. Die französischen Befehlshaber und Beamten walteten überall nach Belieben, und die neu errichteten Republiken genossen kaum eines Schattens von Unabhängigkeit. Die italienische Nation als solche, war, außer den ungeheuren materiellen Verlusten, die sie erlitten, unter den fremden Eroberern in eine noch tiefere nationale Abhängigkeit, als unter ihren früheren Regierungen, gefallen. In Mailand, wo die dortigen Demokraten die republikanischen Institutionen für etwas Wirkliches halten und eine gewisse politische Selbstständigkeit geltend machen wollten, wurde die Regierung der cisalpinischen Republik sehr bald darüber belehrt, daß sie nichts als eine Maschine war, die von Paris aus in Bewegung gesetzt wurde. Sie versuchte es, sich von den Tributen zu befreien, die ihr die Habsucht des französischen Directoriums auflegte, aber ihre Vorstellungen wurden zurückgewiesen, und eine französische Militairadministration nahm, unter dem Vorwande der nöthigen Verpflegung der Truppen, aus den öffentlichen Cassen so viel sie wollte. Die cisalpinischen Patrioten wollten sich von einigen politischen Einrichtungen, die ihnen Bonaparte bei seinem Abzuge aufgelegt, befreien, und wählten mehre entschiedene Demokraten zu den ersten Magistraturen ihres Staates. Sie gaben sich eine neue Verfassung, in der die demokratischen Grundsätze bis zu ihren äußersten Consequenzen getrieben waren. Der bei der cisalpinischen Republik beglaubigte französische Botschafter Trouvé schaffte sie ab, und setzte eine von ihm selbst entworfene Verfassung an die Stelle. Mehre Patrioten wurden verhaftet. Sie wandten sich an den General Brune, der ihre Partei nahm und Trouvé abrufen ließ. In Verbin-

Kapitel III. dung mit dem neuen französischen Botschafter Fouché stellte er die abgeschaffte demokratische Constitution wieder her. Aber das französische Directorium ward mißtrauisch und eifersüchtig, rief Fouché zurück, tadelte Brune, und die demokratische Verfassung ward zum zweiten Male aufgehoben. So willkürlich und verwirrt ging es in dem Theile von Italien zu, der von den Franzosen noch am meisten begünstigt wurde.

Piemont, das, dem Vertrage von Turin nach, den Bonaparte mit dem Könige Carl Emanuel IV. geschlossen, ein unabhängiger Staat bleiben sollte, war den französischen Machthabern ein Dorn im Auge. Die Nähe dieser kleinen Monarchie erschien ihnen unerträglich. Sie wollten hier keine ephemere Republik stiften, wozu die Elemente noch weniger als irgendwo in Italien vorhanden waren, sondern dieses Land, über kurz oder lang, unmittelbar mit Frankreich vereinigen. Hierzu mußten aber Vorwände gesucht werden. Die Franzosen regten daher alle unruhigen Abenteurer in der cisalpinischen und ligurischen Republik zu beständigen Angriffen auf das geschwächte und geschmälerte Piemont auf. Die Demokraten in Mailand und Genua wußten durch ihre Agenten in dem Nachbarlande die Unzufriedenheit zu nähren, und den König jeden Augenblick den Ausbruch einer allgemeinen Insurrection fürchten zu lassen. Carl Emanuel, von einem thätigen und unerschrockenen Minister, Namens Priocca, geleitet, beschloß jedoch, nicht ohne allen Widerstand zu fallen. Er ließ die aufrührischer Verbindungen Verdächtigen verfolgen, und mehre derselben, und unter ihnen zwei Franzosen, mit dem Tode bestrafen. Der französische Botschafter an seinem Hofe, Ginguené, ein Schriftsteller von Verdienst, der sich später durch seine Geschichte der italienischen Litteratur bekannt gemacht, war sonst ein wohlwollender Mann, der aber der Versuchung nicht widerstehen konnte, einem Könige gegenüber den Republikaner zu spielen. Er stützte sich auf die Generale

Joubert und Brune, welche die französischen Besatzungen in einigen der piemontesischen Festungen befehligten. Joubert war ein überaus milder und großmüthiger Charakter, der mit der kritischen Lage Carl Emanuel's Mitleid fühlte, Brune aber ein eifriger Demokrat und zu keiner Schonung geneigt. Ginguené zeigte sich über den Tod der beiden wegen der Theilnahme an einem Aufstande hingerichteten Franzosen äußerst aufgebracht. Eine Menge piemontesischer Demokraten siedelte nach der cisalpinischen und ligurischen Republik über, und unterhielt von da aus Verbindungen mit den Unzufriedenen in ihrer Heimath. Die neuen Machthaber in Genua erklärten endlich dem Könige von Sardinien ohne Weiteres Krieg, wobei sie auf den Beifall des französischen Directoriums rechnen konnten. Die piemontesischen Flüchtlinge brachen jetzt aus dem ligurischen Gebiet in Piemont ein, und fanden bei den französischen Besatzungen in den Festungen Schutz. Sie erlitten jedoch mehre Niederlagen und ließen bei einer ihrer Unternehmungen über sechshundert Todte und Gefangene zurück. Die piemontesischen Truppen wankten in ihrer Treue gegen ihren König nicht, und das Landvolk war, wie überall in Italien, den Neuerern äußerst abgeneigt. Die Demokraten ließen sich jedoch nicht einschüchtern, sondern machten im Mailändischen und Genuesischen neue Zurüstungen, und die französischen Befehlshaber verhehlten nicht, daß sie vom Directorium den Auftrag erhalten, die Unruhstifter im Nothfalle zu schützen und zu unterstützen. Brune besonders zeigte sich für ihre Sache geneigt, und verlangte zuletzt von Carl Emanuel eine Amnestie für die piemontesischen Aufrührer und die Uebergabe der Citadelle von Turin an französische Truppen. Um diesen Preis versprach er die Mitwirkung Frankreichs für die Herstellung der Ruhe in Piemont und seine Hülfe gegen weitere Störungen derselben. Die Standhaftigkeit des verlassenen und von allen Seiten gedrängten Königs war endlich gebrochen. Er

Kapitel III. willigte in diese Forderung ein. Sobald aber die Franzosen Meister der Citadelle waren, nahmen sie eine noch drohendere Haltung als früher an. Täglich legten sie dem Könige neue Beschwerden vor. Sie wollten ihn für alle gegen einzelne Franzosen vom Volke verübte Beleidigungen, welche diese sich meist selbst zuzogen, verantwortlich machen. Während sie sich gegen ihn und seine Regierung Alles erlaubten, beklagten sie sich über seine angebliche Treulosigkeit und Willkür. Endlich suchten sie Gelegenheit zu einem offenen Bruche. Eine Maskerade ward zu diesem Ende in der Citadelle von Turin von vielen französischen Offizieren und Soldaten veranstaltet. Die Verkleidungen, die von diesen gewählt wurden, machten die Ueberzeugungen und Sitten der einheimischen Bevölkerung lächerlich, und waren darauf berechnet, sie zu reizen. Der Maskenzug trat aus der Festung hervor, und bewegte sich nach einer der belebtesten Straßen der Stadt zu. Die Franzosen sangen Lieder, in denen des Königs und der Geistlichkeit des Landes mit Spott und Drohung gedacht wurde. Sie beleidigten die Frauen, die sie auf ihrem Wege antrafen. Eine Anzahl Fußvolkes machte dem Zuge mit aufgepflanztem Bajonet Platz, und warf Die, welche sich nicht sogleich entfernten, nieder. Das Volk gerieth zuletzt in Wuth. Einige Flintenschüsse wurden auf die übermüthigen Beleidiger abgefeuert, und mehre von ihnen verwundet. Ein großes Gemetzel stand zu befürchten. Der französische General Menard, durch Ehrliebe und Menschlichkeit ausgezeichnet, beschloß, einem solchen Unglück vorzubeugen. Er befahl dem aus lauter Militair bestehenden Maskenzuge, in die Casernen zurückzukehren, und fand Gehör. — Aber der längst vorbereitete Aufstand gegen die königliche Regierung brach endlich auf allen Punkten Piemonts aus, und die Franzosen thaten ihm, ungeachtet Brune's letzter Versprechungen an Carl Emanuel, überall Vorschub. Der König war ohne Vertheidigungsmittel. Er

schwebte außerdem in einer persönlichen Gefahr, die ihm, ihrem ganzen Umfange nach, unbekannt war. Das französische Directorium hatte den Plan gefaßt, ihn und seine Familie in Turin aufheben, und nach Paris bringen zu lassen, um ihn dem Volke als eine Trophäe zu zeigen. Talleyrand war als Minister des Auswärtigen von dieser Absicht unterrichtet. Er ließ durch Vermittelung des Generals Joubert, der Brune in dem Oberbefehl über die französischen Besatzungen in Piemont gefolgt war, Carl Emanuel zu einer schleunigen Abdankung und Abreise nach Sardinien rathen, was ihn allein retten konnte. Der König, von so langen Drangsalen erschöpft, gab diesem Ansinnen nach (neunten December 1798). Er verließ mit den Seinigen Turin zu nächtlicher Stunde, und war schon im Gebiete des Großherzoges von Toscana, als der Befehl des Directoriums, ihn zu verhaften, ankam. Er gelangte glücklich nach der Insel Sardinien, wo ihn der Schutz einer englischen Flotte vor weiteren Verfolgungen sicher stellte. — Im Jahre 1798, zwei Jahre nachdem Bonaparte den Oberbefehl über die französische Armee in Italien angetreten, bot dessen Zustand einen von dem früheren sehr verschiedenen Anblick dar. Das ganze Land war, mit Ausnahme Toscana's, dessen Souverain sich nur durch seine Thatenlosigkeit erhalten, aber auch bald fallen sollte, von den Franzosen, wie von einem Sturmwind, überzogen worden. Die monarchischen Regierungen in Mailand, Turin, Rom und Neapel, die aristokratischen Verfassungen von Venedig, Genua und Lucca waren verschwunden, und hatten demokratischen Republiken Platz gemacht, die aber, da sie ihre Entstehung nicht sich selbst verdankten, keine Kraft und Lebensfähigkeit besaßen. Das Land, das einst die Heimath der Macht und Herrschaft und später die der Kunst und Verfeinerung gewesen, ward jetzt von den Fremden über und über zertreten und zerrissen. Seit dem Untergange des römischen Reiches hatte

Kapitel III. Italien keine so große und besonders so plötzliche Veränderung mehr erfahren. Die ohnedies seit Jahrhunderten gedrückten und verrenkten Glieder dieser schönen aber hinschwindenden Gestalt waren zuletzt aus ihren Gelenken gerissen und wie durch einander geworfen worden, und keine Medea erschien, um diesen Aeson zu verjüngen.

Viertes Kapitel.

Während das Directorium den König von Sardinien, weil er ein Souverain, oder in der Sprache der Revolution zu reden, ein Tyrann war, zur Flucht zwang, griff es zugleich die Schweiz an, das Land in Europa, in welchem die Freiheit, nicht in der großartigsten und vollendetsten, aber natürlichsten und eigenthümlichsten Gestalt erschienen war. Das Directorium wirkte zwar weniger grausam und zerstörend als der Convent, denn, abgesehen von dem persönlichen Charakter der meisten dieser Machthaber, war eine Epoche, wie die des Schreckenssystems, nur einmal möglich, und mit Robespierre für immer verschwunden. Aber die Pentarchen im Luxemburg zeigten sich, in mancher Beziehung, in ihrer auswärtigen Politik noch willkürlicher als der Convent, und hielten gegen die kleineren Staaten, die im Bereiche ihres Einflusses legen, Alles für erlaubt. Vielleicht kam dies zum Theil daher, daß sie, einer Regierung wie die des Convents folgend, die ihnen im Innern nichts mehr zu zerstören übrig gelassen, den von der Revolution, die, wenn auch in milderer Form, noch immer bestand, einmal unzertrennlichen Geist der

Kapitel IV.

Unruhe und Gewaltthätigkeit nach auswärts wenden mußten, da er im Innern keine vollkommene Befriedigung mehr finden konnte. Der Angriff auf die Schweiz war eine der tadelnswerthesten Unternehmungen, der selbst der Schein der Gerechtigkeit fehlte, und sollte mehr als Alles, was das Directorium sonst gethan, seine unredliche und willkürliche Gesinnung beweisen. Zugleich aber kamen bei dieser Gelegenheit, ungeachtet aller Tüchtigkeit, welche die Schweizer bewiesen, die Mängel ihrer öffentlichen Zustände, die Schwäche ihrer föderativen Constitution, wie sie wenigstens damals bestand, zum Vorschein. Es ist zum Verständniß des Nachfolgenden nothwendig, hierbei einen Augenblick lang zu verweilen.

Die Eidgenossenschaft oder die dreizehn Cantone, wie diese Föderativrepublik damals gewöhnlich genannt wurde, hatte sich langsam und aus Elementen zusammengesetzt, die, von Hause aus sehr ungleicher Natur, ungeachtet ihrer äußeren Vereinigung, ihre ursprüngliche Verschiedenheit fast unverändert bewahrt hatten. Im Grunde gehörten nur wenige Cantone, wie Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Glarus, vollkommen zu einander. Sonst bestanden im Ganzen zwei Nationalitäten und Sprachen, zwei Religionen, und eine dieser letzteren in jeder dieser Landschaften ausschließend anerkannt. Dann war die Bevölkerung, ihrer Beschäftigung und Lebensart nach, ebenfalls in zwei sehr gesonderte Classen getheilt, in Solche, die fast einzig Viehzucht trieben, und in Solche, die ihre Hülfsquellen aus dem Fabrikwesen zogen. Die Verfassungen der einzelnen Cantone hatten sich ebenfalls unter der Einwirkung verschiedenartiger Umstände entwickelt, und stachen von einander auf das Entschiedenste ab. Die einen waren rein aristokratischer Natur, so daß ein erbliches Patriciat an der Spitze des Volkes stand, und dasselbe von jeder thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ausschloß; in den anderen galt eine absolute politische Gleichheit und allgemeines Wahlrecht. Zwischen diesen beiden Extremen befanden sich

gemischte Verfassungen, in denen es einen herrschenden Stand, zum Theil feudalen, zum Theil municipalen Ursprungs, gab, in denen aber die Gesetze nur mit Zustimmung des Volkes erlassen werden konnten. Stadt und Land waren ebenfalls nicht nur in Sitte und Lebensweise, sondern auch dem Recht und Gesetz nach, mehr oder weniger gesondert. Außerdem besaßen aristokratische und demokratische Cantone Landschaften, deren Bewohner ihnen zu Abgaben und Diensten, ohne Theilnahme an ihrer Constitution, verpflichtet waren, und die von Obrigkeiten regiert wurden, welche aus dem herrschenden Canton gewählt waren. Diese Unterthanen, die nicht freie Bürger waren, machten sogar einen ansehnlichen Theil der Schweizerbevölkerung aus. Jeder Canton war übrigens mit Beibehaltung seiner vollkommenen inneren Souverainität in den Verband der Eidgenossenschaft eingetreten, und betrachtete sich in allen wesentlichen Verhältnissen als eine unabhängige Macht. Die Verhältnisse, in denen die einzelnen Cantone zum Auslande standen, waren ebenfalls nicht ohne Einfluß auf ihren moralischen und politischen Zustand geblieben. In den alten katholischen Cantonen war die Verbindung mit Italien, besonders Rom und überhaupt den katholischen Mächten, sichtbar. Die östlichen Cantone standen mit Deutschland in vielfacher Berührung, und hatten von diesem Manches beibehalten oder angenommen. Die Sitte, als Miethstruppen in der Fremde, besonders in Italien, Frankreich und Spanien, zu dienen, erhielt den kriegerischen Geist des Volkes lebendig, ward aber durch die verschiedenen Eindrücke, welche die nach der Heimath zurückkehrenden Söldlinge mitbrachten, der Einheit des gemeinsamen Vaterlandes hinderlich. — Im Wesentlichen herrschte in diesem bunten Zustande das deutsche Element und ein aristokratischer Geist vor, was jedoch nicht stark genug war, um die übrigen Bestandtheile ganz zu durchdringen. Die Schweiz hatte während des achtzehnten Jahrhunderts in Ackerbau, Handel, Landescultur, große Fortschritte gemacht,

Kapitel I.

Denn die Idee der
gische Gewalt ausgeü
begriffen gewesen, hat
viel von ihrer Kraft v
Jahren auf Kosten de
lichen Kämpfen leben
die es gegen die Be
die in so vielen Gefe
Namen des Ausland
Füßen gesehen, ersch
sie sein mochten, die
Stimmung mußte üb
durchaus militairische
Leitung des Staates
Feldherren bringen, u
lution, die eine dur
militairischen Regime
gessen machen. Das
herrschende Geist wede
glaubte jedoch von der
und dem unruhigen S
Sicherheit, als von d
fürchten zu dürften.
gegen diese Partei ein
auf die bewaffnete M
Furcht und ihrem H
herstellung der monar
Denn das Volk, das
eine Macht gewesen,
seine Hülfe zur Ent
konnten, war als so
mittleren Classen glau
der schwankenden und
res III., die weder gan

zu seinen Unterthanen, den Wadtländern stand. Diese, Kapitel IV.
leich weder durch Abgaben noch besondere Willkür ge-
kt, fühlten sich, viele alte und ausgezeichnete Familien in
r Mitte zählend, wohlhabend und unterrichtet, von der
chließend aristokratischen Verfassung des Landes, dem sie
rworfen waren, in ihrem Selbstgefühle seit langer Zeit
änkt. Denn sie standen zu dem Senate von Bern in
selben Verhältnisse wie die Terra ferma zu dem venetiani-
n Patriciat. Ihre localen, herkömmlichen Rechte und
vilegien wurden nicht verletzt, sie aber in politischer
ziehung von den Delegaten des Berner Senats, ohne Zu-
mmung und Theilnahme von ihrer Seite, regiert. Der
brauch der französischen Sprache, die Kenntniß der philoso-
schen und liberalen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts,
Nähe des demokratischen Genfs hatten ihre Unzufrieden-
mit dieser Abhängigkeit vermehrt. Als die französische
olution sich entwickelte, sollte diese lange im Stillen genährte
neigung gegen den herrschenden Canton endlich gewaltsam
vorbrechen. Es gelang den Bernischen Statthaltern, die er-
Regungen des Widerstandes zu erdrücken und dessen An-
er, besonders die Brüder Laharpe, zur Flucht zu zwin-
aber das Feuer glomm unter der Asche fort. Das Wadt-
wollte sich um jeden Preis von dem republikanischen
che eines erblichen Senates befreien, von dem es in be-
ndiger Unmündigkeit gehalten wurde.

Zwei Parteien theilten damals den Berner Senat. Beide
mmten darin überein, die Herrschaft über ihre Unterthanen
getheilt und unverändert zu bewahren, konnten sich aber
die gegen die französische Republik zu beobachtende Poli-
nicht vereinigen. Die Kunde von den gegen die tapferen
treuen Schweizer am zehnten August in Paris begange-
Gräueln hatte, zumal in den Cantonen von Bern, So-
urn und Freiburg, zu denen die meisten der gefallenen
er gehörten, eine große Bewegung hervorgebracht. Beson-

Kapitel IV. besonders aber in der Litteratur, und, ihrer doppelten Natur gemäß, in zwei Sprachen, in der deutschen und französischen, geglänzt. Eine bedeutende, zu europäischem Ruf erhobene Anzahl von Namen war aus dem kleinen Lande hervorgegangen, und hatte seinen Ruhm verbreitet. Haller, Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Lavater, Euler, Johannes von Müller u. s. w. auf der einen, J. J. Rousseau, Necker, Tronchin, Deluc, de Saussure, Tissot, Pictet, Bonnet u. s. w. auf der anderen Seite, bewiesen die große geistige Regsamkeit und natürliche Anlage, die in dieser Bevölkerung lebte. Aber mit diesem intellectuellen Fortschritte war der politische nicht Hand in Hand gegangen. Das öffentliche Leben in der Schweiz war allmälig mit der besonderen Bildung der Individuen außer Verhältniß getreten. Das Herkommen ward, unter anderen Formen wie in Deutschland, das herrschende Recht. Fast alle ausgezeichneten Köpfe wandten sich der inneren und idealen Seite des Daseins zu, und ließen den bürgerlichen Zustand, ohne Tadel, aber auch ohne Theilnahme, wie eine fremde Welt, vorübergehen. Hierin bestand die eigentliche Schwäche der Schweiz, wie ganz Europas, England ausgenommen, das, bei Erhaltung der Grundsätze seiner Verfassung, immer an deren Verbesserung im Einzelnen gearbeitet, und jede zu scharfe Trennung des politischen und moralischen Zustandes vermieden hatte, als die französische Revolution erschien. Vom Anblick dieser großen Bewegung ward der europäische Continent, bei den vielen Krankheitsstoffen, die sich in seinem Innern, ohne Heilung oder Ableitung, allmälig angehäuft, wie von einem Schwindel ergriffen, und er wußte nicht die Mittel zu finden, um entweder die Revolution mit Erfolg zu bekämpfen, oder sich mit ihr in ein Gleichgewicht zu setzen. —

Der Vorwand zu einem Angriffe auf die Schweiz ward von den Franzosen aus dem Verhältnisse hergenommen, in welchem der Canton Bern, das Bollwerk der Schweiz im We-

sten, zu seinen Unterthanen, den Wadtländern stand. Diese, obgleich weder durch Abgaben noch besondere Willkür gedrückt, fühlten sich, viele alte und ausgezeichnete Familien in ihrer Mitte zählend, wohlhabend und unterrichtet, von der ausschließend aristokratischen Verfassung des Landes, dem sie unterworfen waren, in ihrem Selbstgefühle seit langer Zeit gekränkt. Denn sie standen zu dem Senate von Bern in demselben Verhältnisse wie die Terra ferma zu dem venetianischen Patriciat. Ihre localen, herkömmlichen Rechte und Privilegien wurden nicht verletzt, sie aber in politischer Beziehung von den Delegaten des Berner Senats, ohne Zustimmung und Theilnahme von ihrer Seite, regiert. Der Gebrauch der französischen Sprache, die Kenntniß der philosophischen und liberalen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, die Nähe des demokratischen Genfs hatten ihre Unzufriedenheit mit dieser Abhängigkeit vermehrt. Als die französische Revolution sich entwickelte, sollte diese lange im Stillen genährte Abneigung gegen den herrschenden Canton endlich gewaltsam hervorbrechen. Es gelang den Bernischen Statthaltern, die ersten Regungen des Widerstandes zu erdrücken und dessen Anstifter, besonders die Brüder Laharpe, zur Flucht zu zwingen, aber das Feuer glomm unter der Asche fort. Das Wadtland wollte sich um jeden Preis von dem republikanischen Joche eines erblichen Senates befreien, von dem es in beständiger Unmündigkeit gehalten wurde.

Kapitel IV.

Zwei Parteien theilten damals den Berner Senat. Beide stimmten darin überein, die Herrschaft über ihre Unterthanen ungetheilt und unverändert zu bewahren, konnten sich aber über die gegen die französische Republik zu beobachtende Politik nicht vereinigen. Die Kunde von den gegen die tapferen und treuen Schweizer am zehnten August in Paris begangenen Gräueln hatte, zumal in den Cantonen von Bern, Solothurn und Freiburg, zu denen die meisten der gefallenen Opfer gehörten, eine große Bewegung hervorgebracht. Beson-

Kapitel IV.

ders erregte das Schicksal mehrer ausgezeichneten und allgemein bekannten Offiziere die lebhafteste Theilnahme. Der Ruf nach Rache ward in fast allen Gegenden laut. Das Volk fürchtete die Macht Frankreichs nicht, das sich damals noch nicht durch Siege verherrlicht hatte, sondern vertraute auf seinen Muth und seine gerechte Sache, und verlangte eine Genugthuung für die von der Revolution an seinen Söhnen begangenen Frevel. Eine Tagessatzung ward, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, zusammenberufen, aber die meisten Stimmen auf derselben erklärten sich für Beibehaltung eines friedlichen Verhältnisses mit Frankreich, und stellten die Gefahren dar, die für die Schweiz entstehen müßten, wenn sie jedesmal die Sache ihrer im fremden Kriegsdienste befindlichen Landeskinder zu der ihrigen machen wollte. Diese Neutralität war jedoch mehr ein Beweis der Schwäche als der Klugheit. In dem Augenblicke, wo Oesterreich und Preußen sich zu einem Einfalle in Frankreich anschickten, hätte ein Angriff von Seiten der Schweiz auf die französische Republik, in der ersten Hitze des Unwillens über die Metzeleien des zehnten August und mit Nachdruck unternommen, den revolutionairen Machthabern gefährlich werden können, und sie höchst wahrscheinlich zur Nachgiebigkeit veranlaßt. Statt dessen sandte die Tagessatzung einen Obersten von Weiß, der besonders für die Beibehaltung des Friedens mit Frankreich gewirkt, nach Paris, um der revolutionairen Regierung diesen Beschluß mitzutheilen. Von Weiß, der in Bern ein entschiedener Aristokrat und den Ansprüchen der Wadtländer entgegen war, trat in Paris nicht nur als ein Demokrat, sondern als ein Bewunderer und Schmeichler Robespierre's auf. Die Eidgenossenschaft duldete es sogar, daß Genf, dessen Bund für sie eben so ehrenvoll als nützlich war, von den Franzosen besetzt und gemißhandelt wurde. Die aristokratischen Cantone, und besonders Bern, begingen einen großen Fehler, indem sie der französischen Republik zu viel und ihren eigenen

Unterthanen zu wenig nachgaben. Ein entgegengesetztes Verfahren wäre klüger und edler gewesen. Ein Angriff auf die Schweiz stand in dem Rathe der Directoren von dem Augenblicke an fest, wo Barthelemy zur Deportation verurtheilt war. Dieser Staatsmann hatte, während seiner Botschaft bei den dreizehn Cantonen, die übertriebenen Forderungen seiner Regierung in der Ausübung immer zu mäßigen verstanden. Er hatte namentlich die Schweiz in ihrem Asylrecht für die französischen Ausgewanderten zu erhalten gewußt. Von dem Wohlfahrtsausschuß war die Auslieferung der Flüchtlinge mehrmals verlangt worden, und Bern hatte hierin, obgleich nur für kurze Zeit, nachgegeben, von den übrigen Cantonen aber war dieses Ansinnen immer abgewiesen worden. Später fanden Barthelemy's Maximen in seinem Collegen Carnot eine Stütze, der, im Herzen weit mehr Republikaner als die anderen Directoren, die alte Freiheit der Schweiz liebte, und ihre Unabhängigkeit unverletzt zu erhalten wünschte. Als diese beiden gemäßigten Mitglieder des Directoriums durch den Staatsstreich vom achtzehnten Fructidor entfernt worden, thaten sich die übrigen in der Ausführung ihrer Plane keinen Zwang mehr an. Der Friede von Campo Formio erlaubte ihnen, die kleineren Staaten nach Belieben zu unterdrücken. Unter dem Vorwande, dem Wadtlande zu seinem Rechte zu verhelfen, nahten sich französische Truppen der Schweizergrenze. Die Directoren wußten, daß der Berner Senat seit alten Zeiten her einen Schatz für außerordentliche Fälle gesammelt und immer vermehrt hatte, der, nach der höchsten Angabe aus vierzig, nach der niedrigsten, aus zehn Millionen Franken bestand. Nächst der Absicht, die Frankreich benachbarten Staaten so viel als möglich zu revolutioniren, und ihnen eine ähnliche Constitution wie die französische vom Jahre III. aufzulegen, war das Verlangen, sich jenes Schatzes zu bemächtigen, die vornehmste Veranlassung zum Kriege. Die grenzenlose Finanzverwirrung un-

Kapitel IV.

Kapitel IV. ter dem Directorium machte ihm eine solche Beute wünschenswerth. Ueber das Recht auf deren Bemächtigung und über das Urtheil der Welt waren die Directoren unbekümmert. Denn nicht leicht hat es eine gegen die öffentliche Meinung gleichgültigere Regierung als die dieser Pentarchen gegeben. Das Verfahren des Convents konnte zum Theil durch den überspannten Geist der Epoche, in der er herrschte, und die große Gefahr für die Unabhängigkeit Frankreichs, der er begegnen mußte, erklärt werden. Das Directorium jedoch hatte keine solche Entschuldigung für sich. Es handelte eben so willkürlich, aber viel kraft- und planloser. Es schickte einen Agenten, Namens Menjaud, an die Tagessatzung, der dieser eine Menge aus der Luft gegriffener Beschwerden der französischen Republik gegen die Eidgenossenschaft vorlegte, und, unter Anderem, die Ausweisung des englischen Botschafters Wickam verlangte, dessen Verbindung mit den Royalisten der revolutionairen Regierung bekannt war. Die Wadtländer wurden unterdessen von der Nähe der französischen Truppen und den Versprechnngen des Generals Brune, der sie befehligte, entflammt. Sie nahmen das feste Schloß Chillon am Genfersee, das sie für ihre Bastille ansahen, ohne Widerstand zu finden, ein. Der Oberst von Weiß, den die Berner Regierung nach dem Wadtlande, um den Aufrührern zu widerstehen, abgesandt, ergriff alsbald die Flucht. Die Franzosen rückten, unter dem Vorwande, daß einer ihrer Posten von Berner Truppen angegriffen worden, in das Wadtland ein. Die Landschaft ging für Bern verloren, und dieser erste Versuch einer Umwälzung der bestehenden Verhältnisse wurde von einem noch bedeutenderen begleitet. Der Canton Basel trennte sich treuloser und unkluger Weise von der Eidgenossenschaft, und stellte sich unter französischen Schutz. Zwei Baseler Senatoren, Legrand und Ochs, hatten diesen Entschluß geleitet. Es geschah damals in der Schweiz von verblendeten oder furchtsamen Patriciern, was, einige Jahre später, in Deutschland, mit noch

größerem Unrecht, von einem Theile der Fürsten ausgehen sollte, die dem uralten Reichsverbande, durch den ihre Vorfahren allein emporgekommen, entsagten, und sich mit dem Erbfeinde ihrer Nation verbanden. Basel sollte seinen Abfall theuer bezahlen. Denn die Franzosen besetzten sein Gebiet, und betrugen sich wie Eroberer, und nicht wie Verbündete. — Die Tagessatzung hatte sich unterdessen in Aarau versammelt. Zürich und die kleineren Cantone begriffen die gefahrvolle Lage der Schweiz und die Drangsale, die über sie zu kommen drohten, beschlossen aber dennoch, ihnen muthig entgegenzutreten. Sie erneuerten als Zeichen ihrer Gesinnung den Eid, den die drei Gründer der Schweizerfreiheit auf dem Rütli vor länger als vierhundert Jahren geleistet, in seiner ursprünglichen und wörtlichen Form. Die Begeisterung ward allgemein, und Alles bewaffnete sich.

Die Franzosen marschirten unterdessen auf Bern. Der aristokratische Senat entsprach diesmal dem Rufe der Festigkeit und Weisheit nicht, den er so lange behauptet hatte. Er beschloß zwei entgegengesetzte Maßregeln, eine allgemeine Landesbewaffnung, und ein Gesuch an den General Brune um Waffenstillstand. Der französische General gewährte einen solchen, benutzte die Zeit aber, um in der Schweiz innere Unruhen zu erregen. Im Aargau brach ein Aufstand gegen die Regierung aus. Schaffhausen folgte dem Beispiel Basels, und stellte sich unter französischen Schutz. Brune veranlaßte außerdem Basel und Schaffhausen, an Bern Abgeordnete zu schicken, die zum Frieden mit Frankreich, d. h. zur Unterwerfung unter dasselbe, rathen, und die kräftigen Maßregeln des Generals Erlach und des Schultheißen Steiger, der beiden Mitglieder des Berner Senats, die am lautesten für den Krieg stimmten, rückgängig machen sollten. Der Senat theilte sich. Die Majorität, aber eine sehr schwache, war für einen bewaffneten Widerstand. Die Minorität protestirte, sah in einer solchen Maßregel den Ruin des Landes, legte ihre

Kapitel IV. Stellen nieder, und nahm die von dem französischen General vorgeschlagenen Bedingungen an.

Die Aufforderung zu einer allgemeinen Landesbewaffnung hatte indessen ihre Wirkung gethan. Das Land- und Hirtenvolk im Oberlande erhob sich wie ein einziger Mann. Alle Unterhandlungen mit den Franzosen wurden verworfen, und jeder Versuch zu solchen als ein Verrath betrachtet. Die Schweiz war damals das einzige Land in Europa, wo auch die dunkelsten und ärmsten Familien eine Geschichte hatten, und ihre Vorfahren kannten. Die Enge des öffentlichen Lebens, die stete Berührung der Einzelnen mit einander, die Natur des Bodens, die besonderen politischen Einrichtungen und Zustände erfüllten den Bauern und Hirten in jenen Gegenden, wenn es sich um seine Unabhängigkeit handelte, mit einem Selbstgefühl, wie es unter anderen Völkern kaum die vornehmen und erleuchteten Classen kannten. Die Erinnerung an die Großthaten der Vorfahren gegen Oesterreich und Burgund lebte in allen Herzen auf. Selbst viele Frauen beschlossen an den bevorstehenden Kämpfen Theil zu nehmen. Wenn einzelne Senatoren, Offiziere oder Beamte diesen Eifer zu mäßigen versuchten, so wurden sie mit lauten Zeichen des Unwillens aufgenommen, und der Treulosigkeit beschuldigt. Die Unthätigkeit des Berner Senats, von dem seine Unterthanen sonst eine so hohe Meinung gehabt, war ihnen unbegreiflich. Sie hielten mehre seiner Mitglieder von den Franzosen für bestochen, und die furchtbarsten Drohungen ließen sich gegen sie vernehmen. Wie immer, wenn das Volk Mißtrauen in seine Führer zu setzen anfängt, es darin kein Maß kennt, und Schuldige und Unschuldige zusammenwirft, so auch hier. Selbst Steiger und Erlach wurden, obgleich mit großem Unrecht, verdächtig. Eine Aristokratie in einem freien Volke, und nur in einem solchen hat sie einen Sinn und besteht wahrhaft, muß mit großer Kraft und Klugheit ausgerüstet sein. Denn man kennt und

beurtheilt sie leichter, als einen Souverain oder einzelne Große in einem monarchischen Staate. Jede Schwäche, jeder Fehltritt setzt sie der Verachtung der Menge aus, die ihr nur so lange gehorcht, als sie an deren moralische Ueberlegenheit glaubt. Kapitel IV.

Der General Brune, von dieser Stimmung unterrichtet, begriff, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte. Den zweiten März (1798) hob er den Waffenstillstand auf, ohne die Berner zu benachrichtigen, und setzte sich gegen Solothurn zu in Bewegung. Er stieß bei seinem Marsche auf ein Bataillon Oberländer, das seiner Annähernng nicht gewahr geworden. Diese Vorhut der Schweizer gab durch ihren nachdrücklichen Widerstand den Franzosen einen Beweis von Dem, was sie von dem Hauptcorps zu erwarten hatten. Die Frauen in ihren Reihen fochten mit demselben Muthe wie die Männer. Zweihundert Berner fielen mit dem Obersten Wurstenberger, der sie befehligte. Das Bataillon zog sich langsam zurück. Aber Solothurn ward von den Franzosen, ohne Widerstand zu finden, besetzt, und die Autoritäten von Freiburg capitulirten. Bei der Nachricht von dieser Feigheit oder Verrätherei erhob sich unter den bewaffneten Bauern und Hirten der Ruf nach Rache. Sie wollten ihren Befehlshabern nicht mehr gehorchen, und ordneten und theilten sich selbst ein. In allen Dörfern wurden die Sturmglocken gezogen. Sie wollten sich schon nach Bern zu in Bewegung setzen, um die ihnen verdächtigen Mitglieder des Senates niederzumachen. Aber darüber empört, daß eines ihrer Bataillone einen Augenblick lang vor den Franzosen gewichen, kehrten sie um, diesen entgegenzugehen, ließen aber vorher ihren Grimm an den Obersten Stettler und Rhyner, von ihnen des Verrathes angeklagt, aus, die unter ihren Bajonetten fielen. Endlich wurden sie der Franzosen ansichtig (fünften März 1798). Der Kampf begann sogleich auf allen Punkten der Schlachtlinie, welche die Natur des Bodens beide Theile ungewöhnlich auszudehnen gezwungen hatte. Bei der mißtrauischen und

Kapitel IV. wilden Stimmung der Schweizer war nichts so schwierig, als ihre Bewegungen zu leiten. Der General Erlach, aus einer der ältesten patricischen Familien Berns, gab sich zu diesem Amte her, das ihn einer doppelten Gefahr aussetzte. Eine Ahnung seines bevorstehenden Schicksals stieg in diesem sonst so unerschrockenen Manne auf. Er sagte kurz vor dem Anfange des Gefechtes zu einem jungen französischen Ausgewanderten, Namens Varicourt, der sein Adjutant war: »Ich sehe jetzt den Aufgang der Sonne, aber ich werde ihren Untergang nicht erleben!« — Steiger, obgleich siebenzig Jahre alt, und der nie gedient hatte, war nach der Auflösung des Senates zum Heere gekommen, und wollte als erste Magistratsperson der Republik bis zum letzten Augenblicke für sie thätig sein.

Die beiden vornehmsten Positionen des Schlachtfeldes waren Neuenegg und Fraubrunnen. Bei Neuenegg standen zehntausend schlecht bewaffnete Schweizer funfzehntausend Franzosen gegenüber, die alle gediente Soldaten waren, und von dem General Pigeon befehligt wurden, der sich in den italienischen Feldzügen ausgezeichnet hatte. Die Schweizer wurden anfangs geworfen, erneuerten aber dreimal den Angriff, und eine Verstärkung von oberländischen Milizen, die während des Kampfes zu ihnen stieß, gab ihnen den Sieg. Die Franzosen verloren zweitausend Todte und achtzehn Kanonen. Die bewaffneten Bauern und Hirten schickten sich schon an, auf Freiburg zu ziehen, als sie den unglücklichen Ausgang des Gefechtes von Fraubrunnen erfuhren. Auf diesem Punkte commandirte Erlach die Schweizer, und der Schultheiß Steiger befand sich an seiner Seite. Die Franzosen waren von dem General Schauenburg befehligt. Das Mißverhältniß der Streitkräfte hätte wahrscheinlich jedes andere Kriegsvolk, als diese begeisterten und zum äußersten Widerstande entflammten Schweizer, zu augenblicklichem Rückzuge bewogen. Achtzehntausend Franzosen standen sechstausend

freiwilligen Milizen gegenüber, die zum ersten Male einen Feind sahen. Unter diesen letzteren befanden sich viele Frauen und Mädchen. Ganze Familien und Sippschaften waren mit einander zu sterben entschlossen, und hatten sich, nach dem Grade ihrer Blutsverwandtschaft, aufgestellt. Die französischen Soldaten erstaunten und stutzten bei diesem ungewöhnlichen Anblicke. Fünfmal griffen die bewaffneten Bauern und Hirten die französischen Batterien an, die ganze Reihen von ihnen niederstreckten. Die Reiterei und das Geschütz der Franzosen entschieden endlich zu ihren Gunsten. Ueber zweihundert Frauen wurden unter den Todten gefunden.

Unglücklicher Weise befleckten die Schweizer den Ruhm der außerordentlichen Tapferkeit, die sie an diesem Tage bewiesen, durch Ausbrüche der Wuth gegen Die, welche ihnen, obwohl mit Unrecht, verdächtig geworden. Selbst Die, welche bei Neuenegg die Franzosen geschlagen, ermordeten zwei ihrer Obersten, die sie zum Siege geführt hatten. Der Grimm Derer, welche bei Fraubrunnen zum Rückzuge gezwungen worden, kannte keine Grenzen. Sie ergriffen nach dem Gefecht ihren General Erlach, der glänzende Beweise von Muth und Geschicklichkeit gegeben, warfen ihn in Ketten, und brachten ihn auf eine langsame und qualvolle Art um. Sie erkannten Steiger, der, von Alter und Mühe erschöpft, auf einem Wagen Platz genommen, und bedrohten ihn ebenfalls mit dem Tode. Er entblößte seine Brust, und bot sie ihren Stößen dar. Von seiner Entschlossenheit und seinem ehrwürdigen Ansehen gerührt, und über die an Erlach verübte That erschreckt, gingen sie plötzlich zu einer entgegengesetzten Empfindung über, fielen Steiger zu Füßen, und flehten seine Vergebung an.

Am Abend desselben Tages zogen die Franzosen in Bern ein. Sie bemächtigten sich des Staatsschatzes, aller öffentlichen Cassen und auch vieler Privatdepots, und raubten ungefähr eine Summe von zwanzig Millionen Franken zu=

Kapitel IV. sammen, die dem Directorium abgeliefert wurde. Denn dieser Canton war bei der Weisheit, mit der er seit Jahrhunderten regiert worden, im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung, sehr reich geworden. Sie zerstörten die Capelle bei Murten, in der die Gebeine der Soldaten Carl's des Kühnen aufbewahrt lagen, und begruben die Ueberreste Derer, die vor dreihundert Jahren in jener Schlacht gefallen waren.

Der Canton Zürich, der auf der letzten Tagessatzung sich mit so großem Eifer für den Widerstand gegen den Einfall der Franzosen ausgesprochen, wurde, wie Bern, von Parteigeist und innerer Uneinigkeit gelähmt. Eine demokratische Partei hatte sich daselbst erhoben, welche die Abschaffung der bestehenden aristokratischen Verfassung verlangte. Der Sieg der Franzosen bei Fraubrunnen machte die Demokraten unternehmend, und sie zwangen den Senat zur Abdankung. Dasselbe geschah in Luzern und Wallis. Die Franzosen traten überall als Helfer Derer auf, die sich gegen den bisherigen Zustand erklärten, plünderten und brandschatzten aber sowohl Die, welche ihnen zufielen, als Die, welche sich von ihnen abwandten, ohne Unterschied, und bemächtigten sich in den öffentlichen Anstalten aller Art, in Kirchen, Klöstern, Hospitälern ꝛc. aller werthvollen Sachen. Das Directorium machte den Generalen, die in diesem Feldzuge befehligten, auf Kosten der Schweiz, große Geschenke. So erhielt z. B. der General Brune eine Gratification von 800,000 Franken. Die ganze Invasionsarmee wurde in schweizer Tuch und Leinwand neu gekleidet. Mehr aber als alles Andere ward der Schweiz die französische Militairadministration, die Ordonnateurs, Inspecteurs, Commissaires u. s. w. gefährlich, welche häufig die Schamlosigkeit von Wucherern mit der Verwegenheit von Räubern vereinigten, und das Land auf das Aergste mitnahmen. Unter keiner anderen Nation als der französischen, und in keinen anderen Kriegen als denen der Revolution, sind die Erpressungen aller Art so an der Tagesordnung gewesen. Ein Theil der

französischen Generale begann von dieser Zeit an den Krieg als eine Speculation, ein Geschäft, eine Gelegenheit, sich zu bereichern, anzusehen. Der Erfolg sollte von jetzt an weniger um des Ruhms und der Ehre willen, die er verhieß, als um des Gewinnes und Vortheiles willen, die er abwarf, gesucht werden. Dies war die letzte Frucht des Materialismus, den die Revolution in die Politik eingeführt, und von dem der höhere Kriegsstand, der von diesem Verderben sich länger als manche andere Classen frei gehalten, zuletzt mitergriffen werden mußte.

Die Demokraten in der Schweiz erschraken, als sie einsahen, in welches Elend die französische Herrschaft ihr Vaterland zu stürzen drohte. Sie beklagten sich jeden Augenblick bei den Generalen über die Erpressungen, Räubereien, Gewaltthätigkeiten aller Art, diese hatten aber entweder nicht den Willen oder nicht die Macht, diese Ausschweifungen zu verhindern. Sie wandten sich an das Directorium, das ihre Vorstellungen und Bitten mit Gleichgültigkeit, zuweilen selbst mit Unwillen aufnahm, sie aber in keinem Falle berücksichtigte. Man antwortete ihnen, seltsam genug, daß sie für die Freiheit noch nicht reif genug wären, denn die herrschende Partei in Frankreich suchte mit diesem Begriff Alles zu erklären und zu entschuldigen, was von Sitte und Recht hätte verworfen werden müssen. Junge, unerfahrene Männer nahmen in den Cantonen die Regierungsstellen ein, von denen Die, welche in den Geschäften ergraut waren, sich zurückgezogen hatten, oder aus denen sie vertrieben worden waren. Sie begingen nicht nur viele Mißgriffe, sondern waren selbst bei dem besten Willen meist außer Stande, die unmäßigen Forderungen der Franzosen zu befriedigen. Von ihren Landsleuten gehaßt, und vom Feinde gedrängt, zogen sie sich gewöhnlich so bald als möglich von ihren Stellen zurück, die zum Theil in die niedrigsten Hände fielen. Wenn dieses Unwesen lange fortgedauert hätte, so würde die Schweiz ärmer und elender geworden, als zur Zeit, ehe sie sich vom Joche des Hauses Oesterreich befreite.

Kapitel IV.

Um sein Werk zu krönen, beschloß das Directorium, den Zustand der Schweiz von Grund aus zu verändern, und ihr eine Verfassung, nach dem Muster der letzten französischen eingerichtet, aufzulegen. Zu einem solchen Werke gehörte damals eben keine große politische Weisheit. Denn da man weder die Erinnerungen der Vergangenheit noch die Rechte der Gegenwart beachtete, so konnte man leicht und schnell fertig werden. Weder die natürlichen Grenzen der einzelnen Cantone, noch die Verschiedenheit des Bodens, die Interessen des Handels, weder die tief eingewurzelten Trennungen der Religion, noch die der Sitten und Meinungen wurden beachtet, sondern dies Alles mit einem Federstriche ausgelöscht, und »die helvetische, einige und untheilbare Republik« proclamirt. Das Directorium wollte auf diese Art die Schweiz in einem Augenblicke um die Erbschaft von Jahrhunderten bringen.

In den größeren und aristokratischen Cantonen war fast überall bei Annäherung der Franzosen eine demokratische Partei erschienen, welche ihnen die Unterjochung ihrer Landsleute erleichtert hatte. Diese konnte sich, wenigstens im Anfange, über die Folgen dieser Veränderung täuschen, und den Sturz der mehr oder weniger aristokratischen Constitutionen für einen Gewinn halten. Als ihr die Augen aufgingen, war es zu spät. Sie mußte die helvetische Republik, als ein Resultat Dessen, was sie selbst gewollt, anerkennen. Ein anderer Fall fand aber mit den kleinen, rein demokratischen Cantonen statt. Es war, abgesehen von der Anhänglichkeit der Bevölkerung an ihre uralten Einrichtungen, schwer, sie zu überreden, daß sie durch die französische Constitution etwas gewinnen, besonders aber daß sie freier als bisher werden würde. Diese kleinen Cantone hielten ihre hergebrachte Freiheit für eine natürliche Thatsache, und glaubten, daß, so wie die Eidgenossenschaft von ihnen, als deren ältesten Bestandtheilen, ausgegangen, sie dieselbe im Nothfalle allein auszumachen berechtigt wären. Sie bedauerten die Umwälzungen in den größeren Cantonen und

die Auflösung des alten Verbandes, wollten aber nach wie vor fortdauern. Aber eben Dies war es, was ihnen die Franzosen nicht einzuräumen gedachten. Jene Landleute und Hirten konnten sich anfangs nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das Directorium sie zu einem anderen Zustande, als dem von ihren Vätern erkämpften und von ihnen bewahrten, mit Gewalt, und dies im Namen der Freiheit, zwingen wollte. Als aber der General Schauenburg Befehl erhielt, in die kleinen Cantone einzufallen, und sie zur Unterwerfung unter die neue helvetische Republik zu bringen, griffen sie zu den Waffen. Es war ein sonderbarer Umstand, daß dasselbe Volk, das im vierzehnten Jahrhundert seine Freiheit gegen die Tyrannei der deutschen Feudalaristokratie vertheidigt hatte, im achtzehnten Jahrhundert eine Zeit lang dem Despotismus einer revolutionairen Demokratie erliegen sollte.

Der Canton Schwytz bereitete sich zum Kampfe durch einen Act der Gerechtigkeit und Klugheit vor, der von Bern und anderen Cantonen versäumt worden war. Er emancipirte die Bevölkerung der sogenannten Mark, die zu ihm im Verhältniß von Unterthanen stand. Schwytz hatte dies Ländchen immer mit Milde regiert, das Selbstgefühl der Einwohner durch diese Herrschaft aber dennoch dann und wann gelitten. Sie nahmen ihre Befreiung mit Dank an, und hielten sich zur eifrigsten Unterstützung ihrer großmüthigen Mitbürger verbunden. Im Canton Schwytz lebte damals ein Mann voller Kraft und Muth, und dabei von einer tiefen Vaterlandsliebe beseelt, dessen Charakter und Herkunft an die größten Epochen der Schweizergeschichte erinnerte. Es war dies Aloysius von Reding. Er stammte aus einem Geschlecht, das schon an der Wiege der eidgenössischen Freiheit gestanden, und seinen Namen bei Sempach und Morgarten verherrlicht hatte. Reding hatte, wie so viele seiner Landsleute, lange in fremdem Kriegsdienste gelebt, und als spanischer Oberst in den Revolutionskriegen gegen die Franzosen gefochten. Er beschloß, die

Kapitel IV.

in der Fremde gemachten Erfahrungen jetzt zum Vortheile seiner Landsleute anzuwenden. Er konnte außerdem auf ihre unbedingte Anhänglichkeit und ein grenzenloses Vertrauen von ihrer Seite rechnen, denn er war, seitdem er in seine Heimath zurückgekehrt, fast alljährig zu der ersten Stelle in dem Canton erwählt worden. Er ward unter den gegenwärtigen Umständen einstimmig mit der Leitung aller Vertheidigungsmaßregeln beauftragt. Er fühlte sich jedoch durch einen besonderen Umstand in seinen Planen gehindert, der in ruhigen Zeiten nicht beachtet worden, jetzt aber hemmend hervortrat. Das Föderativband, das Schwytz und die übrigen demokratischen Cantone zusammenhielt, war nicht eng genug, um alle Kräfte auf Einen Punkt zu richten, und nach einem gemeinsamen Entwurfe zu handeln. Die benachbarten Cantone schickten nur einen Theil ihrer Macht den Schwytzern zu Hülfe. Reding konnte dreißigtausend Franzosen, die heranzogen, und so oft über die Kriegskunst der Oesterreicher und eben erst über die Verzweiflung der Berner gesiegt, nur neuntausend Bewaffnete entgegenstellen. Aber der Muth und die Begeisterung der Bevölkerung wuchs mit der Gefahr. Die Priester und Mönche regten das Volk durch Rede und Beispiel auf, und versprachen, dasselbe in den Krieg zu begleiten. Die Bauern und Hirten wollten von Prophezeiungen, die ihnen den Sieg versprachen, weinenden Marienbildern, Waffengeklirr in der Luft, Stimmen aus den Wäldern, Geräusch in den Gräbern der Kirchhöfe gehört haben, und geriethen in eine Stimmung, in der ihnen der Kampf wünschenswerth und das Leben gleichgültig erschien. Die Frauen bewiesen denselben Eifer, wie im Berner Oberlande. Sie begeisterten die Gleichgültigen und Trägen, trieben die Furchtsamen aus ihren Verstecken hervor, gossen Kugeln, trugen Waffen zusammen, und zeigten sich fast noch eifriger, als die Männer selbst. — Aloysius von Reding wollte dieses Feuer nicht verrauchen lassen, und zog den Franzosen entgegen. Er schlug

den Weg nach Luzern ein, dessen sich der Feind schon bemächtigt hatte. Luzern ward von den Schwytzern und ihren Verbündeten wieder genommen, und eine Anzahl Geschütze daselbst gefunden, welche die Frauen mit ihren Händen bis auf die Berge zogen. Aber die Franzosen waren über die Reuß gesetzt, hatten Zug besetzt, und drangen auf beiden Seiten des Züricher Sees vor. Diese Bewegung zwang die Schwytzer, Luzern zu verlassen. Sie hätten sonst umgangen und abgeschnitten werden können. Den dreißigsten April (1798) schlugen sich die Schweizer auf fast allen in ihrer ältesten Heldengeschichte berühmt gewordenen Punkten. Sie hielten sich besonders in dem Engpasse von Küsnacht für unüberwindlich, und die größten Anstrengungen der Franzosen vermochten es nicht, sie daraus zu vertreiben. Aber auf mehren anderen Stellen waren sie weniger glücklich gewesen.

Die Einnahme von Zug hatte die Contingente der benachbarten Cantone sich von den Schwytzern zu trennen gezwungen. Sie eilten, sich in ihrem eigenen Lande zu vertheidigen. Reding behielt nur viertausend Mann übrig, die aber Alle ihr Leben theuer zu verkaufen entschlossen waren. Der Boden von Morgarten, auf dem sie standen, begeisterte sie. »Laßt uns das Beispiel unserer Vorfahren nachahmen, und mit den Waffen in der Hand sterben!« — war der allgemeine Ruf. Ihr tapferer Führer bedurfte keiner Kunstgriffe, keiner Worte, um sie über die gefährliche Lage zu täuschen, und ihnen den Sieg als leicht vorzuspiegeln. Sie waren Alle zum Tode entschlossen. Am zweiten Mai (1798) wurden die Franzosen sichtbar, die von der Morgarten gegenüberliegenden Höhe herabstiegen. »Wir wollen sie nicht erwarten,« rief Reding, »sondern ihnen sogleich entgegengehen!« Zwei Abtheilungen, meist aus ganz jungen Leuten bestehend, rückten über eine achthundert Schritt breite] Wiese vor, und ihr Zug schwankte und stockte keinen Augenblick, ungeachtet des mörderischen Feuers der französischen Batterien. Die Schwytzer er-

Kapitel IV. klommen die Anhöhe, von der die Franzosen hinabzusteigen anfingen, und warfen sie zurück. Aber der so viel zahlreichere Feind führte immer neue Schaaren in das Gefecht. Dreihundert Schützen von Uri richteten unter den Franzosen große Verheerungen an, denn keiner ihrer Schüsse ging fehl. Man sah die Frauen in den Reihen der Schweizer entweder kämpfen und die Verwundeten forttragen, oder den Streitern Munition zutragen. Die Schweizer blieben in diesem Gefecht bei Morgarten Sieger, und bewiesen, daß sie von demselben Geist, wie ihre Vorfahren, beseelt waren. Aber sie konnten ihre Verluste nicht ersetzen, während dem Feinde immer neue Verstärkungen zuströmten. Am folgenden Tage begann das Gefecht mit derselben Erbitterung auf mehren Punkten. Am heißesten entbrannte es am Ufer des Zuger Sees. Die Schweizer wollten die Stadt Zug den Franzosen wieder abnehmen. Man sah in ihren Händen alle Arten von Waffen, Flinten, Lanzen, lange Schwerter, mit eisernen Stacheln versehene Keulen u. s. w. Sie kämpften in kleinen Schaaren, Mann gegen Mann. Eine Abtheilung bewaffneter Frauen hielt ein Bataillon Franzosen ab, die Stadt Schwytz zu umgehen. Es ward endlich Nacht, und der Sieg noch nicht entschieden. Der General Schauenburg, von einem so hartnäckigen Widerstande ermüdet, bot den Schwytzern eine ehrenvolle Capitulation an. Man berathschlagte während der Nacht auf den Bergen, welchen Entschluß man fassen sollte. »Keine Capitulation,« rief eine Stimme, »bis nicht zwei Drittheile von uns umgekommen sind!« Diese hochherzigen Worte fanden allgemeinen Beifall. Nur ein im ganzen Canton sehr verehrter Geistlicher, der an allen Gefahren dieser Tage Theil genommen, der Stiftsherr Schuller, wagte anderer Meinung zu sein. Er stellte dem heldenmüthigen Land- und Hirtenvolke, das ihn umgab, die grenzenlosen Leiden vor, die das Land nach einem zuletzt fast gewissen Siege der Franzosen, bei Fortsetzung des Krieges, treffen würden. Der französische

General hatte in der vorgeschlagenen Capitulation den Schutz der Religion, der Personen und des Eigenthums versprochen, und dem würdigen Geistlichen schien es verwegen und selbst unchristlich zu sein, diese Bedingungen zurückzuweisen, und den Canton einer gänzlichen Verwüstung auszusetzen. Reding selbst konnte dieser Ansicht nicht seine Zustimmung versagen. Die Annahme der neuen helvetischen Constitution stellte sich ihm als eine traurige Nothwendigkeit dar, er hoffte indessen, daß dies mehr eine Sache der Form bleiben, und die Franzosen sich in diesem Falle, um die Bevölkerung nicht zu sehr zu reizen, nachgiebig zeigen würden. Der General Schauenburg versprach in einer Zusammenkunft, die er mit Reding hatte, die möglichste Schonung für die Einrichtungen der alten Cantone, und wahrscheinlich in gutem Glauben, aber er übersah dabei die harte, selbstsüchtige und eigenliebige Gesinnung des Directoriums, das sich eine Ehrensache daraus gemacht, die Schweiz auf französischen Fuß zu organisiren. Kapitel IV.

Die Capitulation, die Schwytz angenommen, hatte ihm nach einem kurzen aber blutigen Kampfe einige Ruhe verschafft Aber bald kam von Paris der Befehl an, die neue Constitution von der Bevölkerung, d. h. von jeder erwachsenen Mannsperson, beschwören zu lassen. Die Franzosen, seit 1789 gewöhnt, eine Menge politischer Eide zu leisten und zu brechen, sahen darin nichts als einen theatralischen Act. Die Bevölkerung der kleinen Cantone aber, eine der religiösesten in ganz Europa, erschrak vor dem Gedanken eines Meineides, denn die helvetische Constitution war ihr ein Gräuel. Sie war ruhig zu bleiben und den neuen Einrichtungen zu gehorchen geneigt, aber sie zu beschwören, das Versprechen zu thun, sie zu bewahren, zu vertheidigen, erschien ihr von Seite ihrer Feinde als die willkürlichste aller Zumuthungen, und von ihrer eigenen das größte aller Verbrechen. Als die Bevölkerung sich dem erhaltenen Befehle gemäß zur Leistung des Eides versammelt hatte, las man in allen Augen das Gefühl,

Kapitel IV. das alle Herzen belebte: »Lieber sterben, als diesen Schwur thun!« — ertönte es auf allen Seiten. Da diese Bewegung plötzlich ausbrach, so waren keine hinreichenden Maßregeln zu ihrer Unterdrückung getroffen worden. In Schwytz wurden die Franzosen ihrer indessen leicht Meister. Aber im Canton Unterwalden erhob sie sich mit einer jede andere Betrachtung und Rücksicht vergessenden Erbitterung. Die entschiedensten Anhänger der alten Eidgenossenschaft hatten sich aus der ganzen Schweiz in diesen Canton geworfen, und waren zur äußersten Gegenwehr entschieden. Aber leider stand kein Reding an ihrer Spitze. Ein blinder und wilder Grimm erfüllte die Menge, die, am Siege verzweifelnd, nur an Rache dachte. Was konnten zwei- bis dreitausend schlecht bewaffnete Hirten, ihrer Tapferkeit ungeachtet, gegen sechzehntausend Franzosen ausrichten, die sie mit einem Hagel von Kartätschen empfingen? Die Scenen von Fraubrunnen und Morgarten wurden, wo möglich, noch übertroffen (siebenten bis neunten Sept. 1798). Junge Knaben und Mädchen griffen zu den ersten besten Waffen, die ihnen in die Hände fielen. Wer einen Franzosen getödtet, glaubte sich des Paradieses gewiß. Der französische Soldat, der bei den bisherigen Kämpfen einige Fassung und Kaltblütigkeit bewahrt, ward beim Anblicke dieser Wuth ebenfalls wild, und hielt sich Alles für erlaubt. Niemand verlangte und erhielt Schonung. Alles ward niedergemacht. In einer der Kirchen des Landes fielen sechzig Personen, Greise, Frauen und Kinder. Alle Dörfer, Höfe und Hütten wurden angezündet. Unter den Schweizern gab es Kranke, die ihre Betten verließen, und sich in die Reihen ihrer kämpfenden Brüder tragen ließen. Ein solcher Heldenmuth hätte einen besseren Ausgang verdient. Aber die materielle Ueberlegenheit des Feindes war zu groß. Unterwalden erlag, wie vorher Schwytz.

Das Unglück dieses Cantons hallte in ganz Europa wieder. In England ward eine großartige Sammlung veran-

staltet, um dieser unglücklichen Bevölkerung zu Hülfe zu kommen. Aber diese Unterstützung konnte erst als die Oesterreicher in die Schweiz, um die Franzosen zu vertreiben, eingefallen waren, und der Krieg in diesen verheerten Gegenden von Neuem entbrannte, in Unterwalden ankommen. Um diese Zeit war es, wo ein später berühmt gewordener Pädagoge, Pestalozzi, eine Schule stiftete, in welche er hundert Kinder, deren Eltern getödtet worden, aufnahm und erzog. Es war bei dieser Gelegenheit, wo er seine Methode zu entwickeln anfing.

Der alte Bund der Eidgenossenschaft, der unter allen modernen Völkern die ruhmwürdigste Vergangenheit aufzuweisen hatte, der eine eigenthümliche Mischung von Freiheit, Ordnung, Kraft und Mäßigung in seiner Bevölkerung ausgebildet und diese vielleicht zur glücklichsten in Europa gemacht hatte, war dennoch aufgelöst worden, und die sogenannte helvetische Republik, eine jener seelenlosen, aus den Principien der Revolution stammenden Constructionen, die mehr einer geometrischen Figur als einer lebendigen Gestalt glich, an seine Stelle getreten. Die Schweiz sollte jetzt mehre Jahre lang in einem leidenden Zustande bleiben, und bald wieder das Theater eines neuen Kampfes zwischen den großen Mächten werden. Aber der Muth, den der größte Theil dieses Volkes in der Vertheidigung seiner Freiheit bewiesen, die Achtung und Bewunderung, die es bei Freund und Feind erregt, wurde der Anker seiner Rettung und Wiederherstellung. Das Verfahren des Directoriums gegen die Schweiz fand in Frankreich allgemeinen Tadel, und trug zum Sturze dieser willkürlichen und treulosen Regierung bei. Die Schweiz sollte nicht nur wieder frei, sondern auch glücklich werden. Während unter Napoleon ganz Europa verwüstet wurde, blieben jene Berge und Thäler von allem Ungemach verschont, und der Kriegssturm brach sich an ihren Grenzen. Nach Napoleon's Sturz fiel es den großen Mächten bei ihren Trac=

Kapitel IV.

taten nicht ein, über eine solche Bevölkerung, wie über so manche andere zu verfügen, sie als Zugabe, Entschädigung u. s. w., als Gegenstand eines politischen Tauschhandels zu betrachten. Aber dies Alles verdankte die Schweiz dem verzweifelten Widerstande, den sie dem fremden Joche entgegengesetzt hatte. Venedig war, seiner Marmorpaläste, seiner Statuen und Bilder, seines alten Ruhmes, und seiner insularischen Lage ungeachtet, unter fremde Herrschaft gefallen, weil das Feuer der Thatkraft und Vaterlandsliebe in seiner Bevölkerung gänzlich erloschen war. Von einem armen, im Vergleiche schmucklosen Volke, das auf eisigen Höhen und in dunkeln Thälern, bei harter Arbeit und rastlosem Fleiße mit einer kargen und widerstrebenden Natur rang, ward dagegen das größte Gut der Nationen, das Gefühl der Unabhängigkeit, bewahrt. Es hatte die Thaten seiner Vorfahren nicht in Erz, Stein und Farben verewigt, sondern sie in seinem Herzen, seinen Sitten und seinem Charakter bewahrt. Der melancholische Glanz der venetianischen Größe entzündete in dem Lagunenvolke keinen Funken wahrhaften Muthes, denn sein Inneres war leer und welk geworden. Die Felsen von Sempach und Morgarten, die Ufer der Reuß und der Aar, die Wogen des Vierwaldstädter- und des Zugersees, redeten noch immer eine verständliche Sprache zu dem Ohr und Herzen eines Volkes, das dem Sinne seiner Väter treu geblieben war, und bei welchem die Zeit nur die Hülle, aber nicht die Gestalt verwandelt hatte. Die großen Erinnerungen des italienischen Volkes waren allmälig, bei der ganz veränderten Stimmung der Gegenwart, etwas Phantastisches, Scheinbares, Künstliches geworden, die Traditionen der Schweiz dagegen besaßen die Kraft einer natürlichen und ergreifenden Thatsache. Die einen wirkten wie ein fern verhallendes Echo, die anderen wie eine nahe und vertraute Stimme.

Fünftes Kapitel.

Während das Directorium die schwächeren Nachbarn Frankreichs unterdrückte, und, dem Geiste der Revolution getreu, Alles demselben abstracten politischen Ideal unterwerfen wollte, ward von Frankreich aus eine jener kühnen und außerordentlichen Unternehmungen begonnen, durch die sich der Genius dieses gewaltigen Volkes, von Zeit zu Zeit, zerstörend und befruchtend, in der Welt hervorgethan hat. Der Plan, das Land der Pharaonen, der Ptolemäer und Kalifen zu erobern, und in eine französische Colonie zu verwandeln, war ein großer, obwohl nicht neuer Gedanke, denn ohne an den Kreuzzug Ludwig des Heiligen zu erinnern, der diese Gegend für den Schlüssel des Orients hielt, so war derselbe schon zu Ludwig XIV. Zeit in Anregung gebracht worden. Diesmal ging seine Erneuerung von Talleyrand, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aus, der in einer Sitzung des Nationalinstituts die Vortheile der Eroberung Egyptens in einer Denkschrift auseinander setzte. Es vereinigten sich mancherlei Umstände, um die öffentliche Meinung für diese Unternehmung zu gewinnen. Die Abwesenheit fast alles überseeischen Kapitel V.

Kapitel V. Handels, seit dem Anfange der Revolution, fing den Franzosen fühlbar zu werden an. Der Besitz Egyptens konnte den Verlust von St. Domingo mehr als ersetzen, und Gelegenheit zur Wiederbelebung des früher so blühenden, jetzt fast ganz zerstörten Verkehres mit der Levante geben, und Frankreich wiederum zu einer Handelsmacht ersten Ranges erheben. Dann ließ der innere Zustand dieses Landes keinen großen Widerstand voraussetzen. Die Mameluken, die sich zu Herren Egyptens gemacht, und der hohen Pforte eine nur nominelle Oberhoheit übrig gelassen, unterdrückten die einheimische Bevölkerung dergestalt, daß dieser, ihres religiösen Fanatismus ungeachtet, ein Wechsel der Herrschaft nicht drückend erscheinen, und ihr auf die Länge annehmbar gemacht werden konnte. Durch den Besitz Egyptens setzte sich Frankreich gewissermaßen im Mittelpunkte des Orients, zwischen Asien und Afrika fest, und konnte auf das türkische Reich, Persien und durch die Verbindung mit dem rothen Meere selbst auf Indien einen entschiedenen Einfluß ausüben. Das Directorium hätte sich indessen durch alle diese Gründe nicht zu einer so großen Unternehmung bestimmen lassen, und Heer und Flotte, die dazu nöthig waren, lieber in seiner Nähe, zu seiner eigenen Unterstützung behalten. Aber es erschien ihm unumgänglich nothwendig, den General Bonaparte, und zwar außerhalb Frankreichs, zu beschäftigen. Es gab nach dem Frieden von Campo Formio auf dem Festlande keine großen Kriege mehr. Man konnte den Eroberer Italiens nicht gegen die kleinen Schweizercantone oder Piemont und Neapel verwenden. Auch wäre er in diesem Falle Frankreich immer noch zu nahe geblieben. Der Plan eines Einfalles in England, unter seinem Oberbefehle, mit dem das Directorium eine Zeit lang den Zweck seiner Rüstungen verhüllte, war nicht ausführbar. Der Zustand der französischen Seemacht erlaubte nicht, diesen Gedanken, auch nur für einen Augenblick, ernstlich in Erwägung zu ziehen. Ein Volk, so zahlreich und stark wie das engli-

sche, konnte nicht mit einem Heere erobert werden, das zur Bezwingung Italiens ausgereicht hatte. Und durch welche Mittel eine größere Truppenmacht überschiffen? — Aber das Directorium wollte Bonaparte um jeden Preis im Auslande beschäftigt wissen. Er war zu berühmt, zu populair, das Directorium der Menge zu gleichgültig, und ganzen Classen zu verhaßt geworden, als daß er nicht bei einem Angriffe gegen dasselbe auf zahlreichen Beistand hätte rechnen können. Seine Thatkraft, sein Glück, seine Jugend, sein Ehrgeiz widerlegten von selbst die Annahme, daß ein solcher Mann lange ruhig bleiben, und nicht Alles unternehmen und wagen würde, um von Neuem hervorzutreten. Hielt man ihn aber in Frankreich zurück, so konnte sein unruhiger und um sich greifender Trieb sich nur in einer Bekämpfung des Directoriums befriedigen. Ein Fürst, wie Ludwig XIV., oder eine Versammlung, wie der Convent, würden wohl andere Mittel gefunden haben, sich dieser Besorgnisse zu entledigen, aber unter solchen hätte sich ein General gar nicht zu der Höhe Bonaparte's erheben können, und der damalige Zustand Frankreichs erlaubte seinen Machthabern nicht, gegen dieses große militairische Genie eine unübersteigliche Schranke aufzustellen. Bonaparte selbst, vor Allem den Krieg liebend, zog in diesem Augenblicke ein großes auswärtiges Commando jeder anderen Stellung vor. Er hielt sich, ob mit Recht oder Unrecht, zu einem offenem Angriffe auf das Directorium noch nicht stark genug. Der Fall dieser Macht schien ihm unvermeidlich zu sein, er beobachtete ihr Sinken, aber die Zeit, sich selbst an deren Stelle zu setzen, war, wenigstens seiner Meinung nach, noch nicht gekommen. Der Oberbefehl über die Armee des Orients ward demnach von ihm mit Freuden angenommen.

Das Directorium hatte die größten und besten Kriegsschiffe mit 28,000 Mann Landtruppen zu Bonaparte's Verfügung gestellt. Eine Anzahl ausgezeichneter Gelehrten

Kapitel V.

und Künstler begleitete den Eroberer Italiens, und hoffte, so wie er eine neue politische und militairische Schöpfung zu gründen, so eine neue Welt von Erinnerungen und Anschauungen zu entdecken. Wie so Vieles in Bonaparte's Leben außerordentlich und unvergleichlich gewesen, so auch diese Expedition nach Egypten. Eine demokratische Republik, deren Grundsatz es war, das Ganze auf Kosten jeder individuellen Größe und Auszeichnung zu erheben, die zu diesem Zwecke so viele hervorragende Häupter abgeschlagen, vertraute einem noch nicht dreißigjährigen General von fremdem Namen und Blut ihre gesammte Marine, ihr tapferstes Heer, ihre ersten Gelehrten und Künstler, kurz das Beste, was sie besaß, an. Ein geborner König, wie Alexander der Große, war, als er sich zur Eroberung Asiens anschickte, nicht so glänzend ausgestattet gewesen.

Den neunzehnten Mai (1798) setzte sich die Flotte, die aus dreizehn Linienschiffen, darunter der »Orient« von hundert und zwanzig Kanonen, zwei von achtzig, und die übrigen von siebenzig Kanonen, neunzig kleineren Kriegsschiffen und dreihundert Transportschiffen bestand, von Toulon aus in Bewegung. Noch nie hatte eine ähnliche Expedition einen französischen Hafen verlassen. Am zehnten Juni langte ein Theil dieser Flotte vor Malta an. Der berühmte Orden, dem diese Insel gehörte, war schon seit langer Zeit an Macht und Ruf sehr gesunken. Die meisten französischen Ordensritter, die zu ihm gehörten, und diese waren von jeher seine Stärke gewesen, hatten es für ihre erste Pflicht gehalten, sich der Sache des Königthums in Frankreich anzunehmen, und die Insel schon vor Jahren, um in der Vendée, in der Bretagne und am Rhein zu kämpfen, verlassen. Eine falsche Sicherheit hatte sich des größten Theiles der Ritter bemächtigt, die, seitdem die französischen Flotten so viele Niederlagen von den Engländern erfahren, nicht an die Möglichkeit einer großen Rüstung zur See, wenigstens auf lange Zeit hinaus, geglaubt

hatten. Der damalige Großmeister, ein Graf Ferdi- nand von Hompesch, war keineswegs würdig, ein Nachfolger von Helden, wie Parisot-Lavalette und Villier-L'Isle-Adam zu sein. Obgleich kein Verräther an seinem Orden, wie man so oft behauptet hat, war er jedoch seiner Stellung weder durch seinen Muth noch seine Einsicht gewachsen, und nur durch einen Zufall zu derselben gekommen. Bonaparte, der lange vorher an die Mittel, sich Malta's zu bemächtigen, gedacht, besaß auf seiner Flotte ein Mitglied des Ordens, Namens de Dolomien, einen ausgezeichneten Naturforscher, der ihn nach Egypten begleiten wollte. Den elften Juni forderte der französische General von dem Großmeister die Vergünstigung, im Hafen ankern zu dürfen. Sie ward weder bewilligt noch abgewiesen. Der Orden suchte Zeit zu gewinnen. Der Schrecken war bei der Annäherung der Franzosen so groß, als wenn die Insel ein wehrloses Eiland und nicht die erste Festung in der Welt gewesen wäre. Bonaparte ließ keine Berathschlagungen und Bedenklichkeiten zu, und schiffte am zwölften Juni sein Heer an acht verschiedenen Punkten aus. Ein Regiment Milizen ward entwaffnet, ein anderes in die Stadt zurückgeworfen. Der General Vaubois zog auf die Altstadt, die nach der ersten Aufforderung ihre Thore öffnete. Die Verwirrung und Unentschlossenheit nahm unter den Rittern zu. Sie klagten sich gegenseitig und Alle den Großmeister an. Das Volk war ihrer Herrschaft überdrüssig geworden, und fühlte für sie weder Anhänglichkeit noch Ehrfurcht. Die Schwäche der Vertheidigungsmaßregeln ließ außerdem an Verrath glauben. Die Garnison lag in vielen Forts zerstreut, die von den Franzosen ohne Schwierigkeit eingenommen wurden. Die Hauptstadt allein hielt sich noch. Bonaparte drohte sie zu bombardiren. Mehre Ritter erschienen im Namen des Großmeisters, und Dolomien unterhandelte eine Capitulation, deren Bedingungen folgende waren: »Die Franzosen

Kapitel V. besetzen die Stadt und den Hafen. Zwei Linienschiffe, eine Fregatte, drei Galeeren, dreißigtausend Flinten, die Magazine und der Schatz des Ordens werden Bonaparte's Commissarien überliefert. Frankreich macht sich dagegen anheischig, dem Großmeister ein unabhängiges Gebiet in Deutschland zu verschaffen, das zugleich der Sitz des Ordens werden soll. Der Graf Ferdinand von Hompesch erhält das Versprechen einer jährlichen Pension von 300,000 Franken, und 600,000 Franken auf der Stelle. Alle französischen Ordensritter, die vor dem Jahre 1792 aufgenommen worden, empfangen von Frankreich eine Pension von 700 Franken, die, welche über sechzig Jahre alt sind, eine solche von 1000 Franken. Sie sollen frei und ungehindert in ihr Vaterland zurückkehren können, wenn sie es wollen.« — Bonaparte ließ in der Festung eine starke Besatzung unter dem General Vaubois zurück, die bald von den Engländern angegriffen werden sollte, und segelte weiter. Die meisten Ritter verließen die Insel. Die persönlichen Vortheile, die sich der Großmeister ausbedungen oder die er angenommen, zogen ihm den Vorwurf der Bestechlichkeit oder Treulosigkeit zu. Aber es ist gewiß, daß er nicht deshalb die Capitulation unterzeichnete, sondern weil er bei seiner Schwäche und Unfähigkeit einen weiteren Widerstand für unmöglich hielt. Die übrigen Ritter hatten sich, mit seltenen Ausnahmen, nicht muthiger gezeigt, und die ihnen angebotenen Entschädigungen ebenfalls nicht abgewiesen. Dieser geistlich-militairische Orden hatte sich überlebt. Er fiel, wie so viele andere hohl und morsch gewordene Einrichtungen, bei dem ersten großen Sturm, der sich gegen ihn erhob. Die Vertreibung dieses Ordens, der, zur Vertheidigung Palästina's gestiftet, sich in Rhodus und Malta verherrlicht hatte und eine lebendige Erinnerung der größten Epoche des Mittelalters, der Kreuzzüge, gewesen, ist eine der charakteristischen Thaten der französischen Revolution, die allen theokratischen und feudalen Institutionen den Krieg erklärt hatte. — Das

Glück hatte Bonaparte gleich im Anfange seines Unternehmens wunderbar gut gedient. Alle Feinde Frankreichs erschraken über die Eroberung Malta's. Nicht nur die Eroberung Egyptens, sondern selbst die Herrschaft im Mittelmeere, schien von dem Besitze dieser festen Insel abzuhängen.

Die rasche Eroberung Malta's hatte Bonaparte außerdem von einer Gefahr befreit, die er in ihrem ganzen Umfange damals gar nicht geahnt hatte. Der die englische Seemacht im Mittelmeere befehligende Lord St. Vincent hatte dreizehn Schiffe seines Geschwaders unter Lord Nelson abgeschickt, um die französische Expedition aufzusuchen und anzugreifen. Nelson segelte, da Bonaparte's Bestimmung kein Geheimniß geblieben, nach Egypten, um die französische Flotte bei ihrer Landung zu überraschen. Er fand sie aber bei seiner Ankunft nicht, denn sie hielt sich mehre Tage lang im Hafen von Malta auf. Er segelte zurück, dachte aber nicht daran, sie bei Malta aufzusuchen, und richtete seinen Lauf nordöstlich. Was würde aus Bonaparte geworden sein, wenn die englische Flotte ihn noch auf der Insel gefunden und seine Schiffe im Hafen zerstört hätte? — Die französische Flotte kam am acht und zwanzigsten Juni (1798) auf der Höhe von Alexandrien an. Die Einwohner hatten sich in der Eile bewaffnet, denn durch die Ankunft Lord Nelson's waren sie von der bevorstehenden Invasion unterrichtet worden, die ihnen Anfangs unglaublich vorgekommen war. Bonaparte, der jeden Augenblick die Ankunft der englischen Flotte besorgte, befahl sogleich die Ausschiffung seiner Truppen. Es geschah dies an einem Orte, der Thurm von Marabu genannt. Viertausend Mann wurden alsbald ans Land gebracht. Die Nacht brach heran. Um zwei Uhr des Morgens zogen die Franzosen auf Alexandrien. Alle Divisionen nahmen, sobald sie ausgeschifft waren, denselben Weg. Man begegnete einem Corps Araber, das die der Stadt benachbarten Höhen besetzt hatte. Einige Flintenschüsse reich-

Kapitel V.

ten hin, es zu verjagen. Bonaparte hätte gewünscht, Alexandrien durch eine Capitulation einzunehmen. Die Aufregung und Hartnäckigkeit der Bevölkerung machte dies unmöglich. Die Mauern wurden erstürmt und die Generale Kleber und Menou verwundet. In allen Straßen ward gemordet. Die Stadt ergab sich endlich auf die Verheißung Bonaparte's, daß er im Namen der hohen Pforte gekommen, um die Mameluken zu züchtigen.

Bonaparte, der bisher seinen Namen auf den Gefilden Hesperiens verherrlicht hatte, die einst von gallischem, römischem und karthagischem Blute gedüngt worden, sah sich jetzt mit einem Mal, in der Stadt Alexander's des Großen, vor der Säule des Pompejus, dem wunderbaren Strome nahe, dessen Quellen unbekannt sind, an der Pforte des Orients, in dem räthselhaften Lande der Sphinx. Welche Empfindungen mochten sich in dem neun und zwanzigjährigen Helden erheben, als er, nach Beendigung der nothwendigen Geschäfte des Augenblicks, sich dem Eindrucke der fremden Natur und den ihm wohlbekannten Erinnerungen dieses merkwürdigen Bodens hingeben konnte. Wenn der Anblick dieses Landes schon Die ergreift, welche dasselbe nur aus Wißbegierde besuchen, in wie viel höherem Grade mußte dies bei Dem statt finden, dem die Aufgabe geworden, es zu erobern! Dieselbe Stadt erinnerte ihn an drei Weltherrscher, die daselbst gewaltet hatten, Alexander den Großen, Cäsar und Augustus. Der Gedanke lag nicht fern, an wen von diesen sein Geschick die Nachwelt erinnern würde. Denn in Bonaparte's Seele lag damals ein ahnungsvolles Gefühl seiner Größe, das in spätern Jahren, nach so langen Anstrengungen und Erfolgen, von Glück und Gewohnheit etwas abgestumpft wurde. Er mochte sich zwar schon seiner ganzen Kraft bewußt sein, aber er stand noch immer erst im Beginn seiner Laufbahn, und ein Dunkel lag über der unermeßlichen Aussicht von Ruhm und Macht, die sich vor seiner Einbildungskraft aufthat. Die

traurige Ungewißheit und Begrenzung alles menschlichen Strebens konnte auf seinen Jugend- und Siegerstolz einen Schatten werfen, wenn er die jetzt öde und halb verfallene Stadt mit Dem verglich, was sie zu der Zeit gewesen sein mußte, als sie das Grab Alexander's besaß, als die bunten rauschenden Processionen der Isis ihre Straßen durchzogen, als sie der Hauptsitz der Gelehrsamkeit des Alterthums war, von Antonius und Cleopatra's Festen wiederklang, und der Neuplatoniker und Origines und Athanasius Stimme in ihren Mauern vernommen wurde. Das Serapeum und Museum, der Palast der Ptolemäer, die Theater und Tempel, die noch zu Justinianus Zeit standen, hatten einem traurigen Labyrinth enger Gassen und niedriger Häuser Platz gemacht. Jene ganze Größe war spurlos, wenn auch nicht erinnerungslos verschwunden. Nur das Meer war noch immer das Meer Alexander's des Großen, der Nil der Nil der Pharaonen, und der Strand derselbe, auf dem Pompejus Ueberreste, unter so ergreifenden Umständen, bestattet wurden. Diese Eindrücke und Erinnerungen waren dazu geeignet, einen Geist, wie den Bonaparte's, zu entflammen, der damals nichts ausschloß, den alles Große vertraulich ansprach, und der bei Mantua über seinem eigenen Lorbeer nicht den Virgil's vergessen hatte.

Die Sorgen der Gegenwart nahmen ihn jedoch bald ganz in Anspruch. Eine der wichtigsten Fragen war die, wo man die französische Flotte unterbringen würde, die unter dem Admiral Brueys stand. Man hatte die meisten Linienschiffe nur dadurch in den Hafen von Alexandrien einführen können, daß man ihre Last sehr erleichterte. Mit den drei größten Schiffen von hundert zwanzig und achtzig Kanonen ward es selbst dann für unmöglich erachtet. Der Admiral faßte den Entschluß, die ganze Flotte nach der Rhede von Abukir zu führen, was Bonaparte nur mit Widerstreben zuließ. Brueys wählte für seine Schiffe keine vortheilhafte Stel-

lung, und besetzte eine kleine Insel, die sie schützen sollte, nicht hinlänglich mit Geschütz. Die Flotte alsbald nach Corfu oder Malta zurückzuführen, wäre das Sicherste gewesen, ward aber von Bonaparte nicht zugelassen. Er glaubte, daß dies erst nach einem entscheidenden Siege geschehen könne. Denn er kannte die Macht und die Hülfsquellen des Feindes wohl im Allgemeinen, aber eine plötzliche Vermehrung derselben war nicht unmöglich, und bei der Entfernung vom Vaterlande mußten alle möglichen Fälle bedacht und nichts dem Zufall überlassen werden.

Die Armee setzte sich nach kurzer Rast auf Kairo zu in Bewegung. Alle, die sich von dem Hauptcorps entfernten oder hinter demselben zurückblieben, wurden von den zur Seite ziehenden Arabern niedergemacht. Die Soldaten litten von der Gluth der Jahreszeit und des Klimas, besonders aber von dem Mangel an Wasser. Sie verglichen in Gedanken die brennenden Einöden zwischen Alexandrien und Kairo mit den herrlichen Ebenen und Thälern Italiens, und es gehörte Bonaparte's Kraft und Ansehen dazu, um sie zu ermuthigen, und ihre Unzufriedenheit in Zaum zu halten. Diese drohte mehrmals besonders gegen die Colonie von Gelehrten und Künstlern zum Ausbruch zu kommen, die sich dem Heere angeschlossen, und die sie für die Anstifter des ganzen Unternehmens hielten. Den Soldaten fehlte es an Brot. Denn obgleich sie an mehren Orten große Getreidevorräthe fanden, so fehlte es überall an Mühlen. Sie mußten sich mehre Tage lang von gerösteten Körnern ernähren. In ihrem Unmuthe kam ihnen der Gedanke ein, daß das Directorium sie nur aus Eifersucht auf ihren großen General in diese Ferne, wie in eine Verbannung, gesandt habe. — Indessen besänftigte sich der Verdruß und die Verzweiflung der Soldaten allmälig. Sie fanden in dem Landstriche, den sie durchzogen, Wassermelonen in großem Ueberflusse, die ihnen ein Labsal verschafften. Ihre Trauer, dem Vaterlande so fern zu sein,

verwandelte sich plötzlich in Begeisterung, als sie den Nil vor sich sahen. Während alle sein Wasser kosteten, Viele sich in seine Fluthen stürzten, erschien ein Corps von Mameluken, zum ersten Mal seit der Landung, vor den Augen der Franzosen. Sie suchten eine Blöße, die ihnen Gelegenheit zum Angriffe gegeben, in den französischen Linien zu entdecken, fanden aber eine solche nicht, und wurden von der Artillerie zum Rückzuge genöthigt.

Die Miliz, die unter dem Namen der Mameluken bekannt ist, war schon zu Ludwig des Heiligen Zeit in Egypten vorhanden, damals aber noch nicht so mächtig gewesen, als sie es später wurde. Türkische Häuptlinge in diesem Lande, die sich von der hohen Pforte so viel als möglich unabhängig machen wollten, hatten zu einer Zeit, über die man ungewiß ist, angefangen, in Circassien und Georgien, unter der dortigen armen Bevölkerung junge Knaben aufkaufen zu lassen, die sie erzogen, im Gebrauche der Waffen unterrichteten, an ihre Personen fesselten und als eine Leibwache brauchten. Diese gekauften Sclaven, nach der verruchten Sitte des Orients Gegenstände der Leidenschaft ihrer Herren und deren erklärte Lieblinge, wurden allmälig, aus Stützen ihrer Herren gegen die einheimische Bevölkerung und die türkische Regierung, Theilnehmer ihrer Gewalt. Ein tiefes Sittenverderbniß bemächtigte sich dieser aus den rauhen Bergen ihrer Heimath in die heiße Atmosphäre Egyptens verpflanzten, aus der tiefsten Armuth zu dem Besitz aller sinnlicher Güter übergegangenen Banden. Das unnatürlichste Laster wurde unter den Mameluken so herrschend, drang so tief in ihr Mark, daß sie keine Ehen eingingen, sondern ihren Stand nur durch diese Adoption gekaufter Knaben erhielten. Diese Sclaven folgten ihren Herren, wie in einem Kloster die jungen Mönche den älteren, im Besitze der Schätze und der Gewalt nach. Ein so sonderbarer Zustand dauerte schon seit sehr langer Zeit und war eine anerkannte Thatsache geworden.

Kapitel V. Diese sich unaufhörlich in einem der kräftigsten und schönsten Stämme, den kaukasischen Bergvölkern, ergänzende Miliz, von Kindheit an einzig für die Waffen erzogen, unter einander eng verbunden, hatte sich nicht nur unter der einheimischen Bevölkerung zu behaupten, sondern dieser sogar das härteste Joch aufzulegen verstanden. Die Araber waren allmälig aus Eigenthümern zu Pächtern der Mameluken geworden. Alles baare Geld befand sich ebenfalls im Besitze dieser letzteren. Die hohe Pforte hielt in Kairo einen Pascha, der ihre Hoheitsrechte in Acht nehmen sollte. Die Mameluken standen unter selbst gewählten Häuptern, Beys genannt, von denen Murad-Bey und Ibrahim-Bey damals die einflußreichsten waren. Wenn der Pascha seine Gewalt auf irgend eine Weise ausdehnen wollte, vereinigten sich diese Beys sogleich zum Widerstande gegen ihn, obgleich sie sonst in häufigem Zwist, zuweilen in offenem Kriege unter einander lagen. Ihre außerordentliche Geschicklichkeit in dem Gebrauche ihrer Waffen und ihrer Pferde machte diese Miliz der einheimischen Bevölkerung und den türkischen Truppen furchtbar. Sie bestand, als Bonaparte in Egypten landete, aus ungefähr zwölftausend Reitern, die im Gefecht, als Einzelne, nicht ihres Gleichen hatten, aber gegen europäische Taktik und Disciplin wenig vermochten. Sie besaßen außerdem ein aus Albanesern, Bosniern und anderen Muselmännern zusammengesetztes Fußvolk, das sich aber mit ihnen an Muth und Geschicklichkeit nicht vergleichen konnte.

Nach dem ersten kleinen Gefechte mit dieser Miliz, wo einige Kanonenkugeln zu deren Rückzuge hingereicht hatten, stieß das französische Heer bei dem Dorfe Chebreisse am Nil auf viertausend Mameluken, von albanesischem Fußvolke und einer Anzahl bewaffneter Fahrzeuge auf dem Flusse unterstützt. Diese Reiterei blitzte unter ihrer reichen Kleidung, ihren kostbaren Waffen, wie bewegliche Feuerflammen, und flog auf ihren herrlichen Pferden, wie vom Sturm getragen, einher. Da die Ar-

mee des Orients nur wenig Cavallerie eingeschifft und die Pferde außerdem ermüdet waren, so beruhte die Hoffnung des Sieges für die Franzosen einzig auf der Stärke ihres Fußvolkes. Bonaparte theilte dies in fünf große Vierecke, die sich gegenseitig unterstützten. Zwischen ihnen war die Artillerie aufgestellt, in ihrer Mitte befand sich die wenige Reiterei und das Gepäck. Die Franzosen hatten sich ebenfalls von einer Anzahl bewaffneter Fahrzeuge auf dem Nil begleiten lassen. Das Gefecht begann zwischen den beiden Geschwadern, und die Franzosen waren Anfangs im Nachtheil. Eine ihrer Galeeren ward genommen. Aber bald wurden sie durch die bessere Bedienung ihres Geschützes ihrer Feinde Herr. Einige der ersten die Armee begleitenden Gelehrten, wie Monge und Bertholet, hatten an diesem Gefecht Theil genommen, und sich ausgezeichnet. Die Mameluken, von Murad-Bey, einem ihrer geschicktesten und kühnsten Anführer, begleitet, griffen jetzt die großen Vierecke, zuerst die unter Desaix und Regnier an. Sie bewiesen dabei den verwegensten Muth und setzten sich ohne Bedenken einem fast gewissen Tode aus. Aber sie vermochten nicht, die französischen Schlachtlinien zu durchbrechen. Ihre heftigsten Angriffe blieben fruchtlos. Die Carrés behaupteten sich nicht nur, sondern manövrirten wie bewegliche Colonnen. Das verschanzte Lager der Mameluken, von ihrem Fußvolke besetzt, auf das sie sich zurückziehen wollten, ward von den Franzosen erstürmt, und eine große Beute gemacht. Für mehre unter den französischen Soldaten kam der Kampf mit dieser Miliz dem Funde eines Schatzes gleich. Denn die Mameluken hatten die Gewohnheit, ihr Vermögen in Gold bei sich zu tragen, und bei vielen Todten wurden bedeutende Summen gefunden.

Kapitel V.

Bonaparte setzte seinen Zug auf Kairo fort, und Egypten fing dem französischen Soldaten etwas vertrauter zu werden an. Plötzlich erschienen die Pyramiden am Horizont. Die Gluth des Himmels und alle Erschöpfung ward bei die-

Kapitel V.

sem Anblicke vergessen, und ein Ruf der Freude und des Stolzes stieg aus allen Reihen auf. Zu gleicher Zeit sah man den Feind in einiger Entfernung in Schlachtordnung aufgestellt (ein und zwanzigsten Juli 1798). Die Armee ward bei dem Gedanken, diese größten und ältesten aller Denkmale zu Zeugen ihrer Tapferkeit zu haben, von einer erhöhten Begeisterung ergriffen. Der Nil floß in seiner ganzen Größe und Majestät hin, und in der Ferne wurden die luftigen Spitzen der Moscheen und die hohen Zinnen der Paläste von Kairo sichtbar. Bonaparte ward von diesem Anblicke entflammt, und Worte und Thaten strömten wie Blitze von ihm aus. »Von der Höhe dieser Pyramiden sehen vierzig Jahrhunderte auf Euch herab!« rief er seinen Kriegsvolke zu. Die ihn umgebenden Generale hielten ihre Degen empor, und wurden von seiner Zuversicht und Kraft mit ergriffen. Er traf dieselben Anordnungen wie bei Chebreisse. Achttausend Mameluken brachen aus einem verschanzten Lager hervor. Die französischen Vierecke zogen aber so fest wie bewegliche Mauern einher. Von Zeit zu Zeit öffneten sie sich, um einen Hagel von Kartätschen auf den Feind zu werfen. Dieser machte die verzweifeltsten Anstrengungen, um die von Bajonetten starrenden lebendigen Bollwerke zu durchbrechen, vermochte sie aber nicht einmal zu erschüttern. Man sah die Mameluken den Carrés zuweilen so nahe kommen, daß ihre Kleider vom Feuer des Fußvolkes versengt wurden. Manche drehten ihre Pferde um, damit deren Hinterhufe die Soldaten niederschlügen, Andere stiegen ab und krochen auf Händen und Füßen an die Vierecke heran, um den Franzosen mit ihren sichelförmigen Säbeln die Beine abzuhauen. Während Bonaparte, Desaix, Bon und Menou im Centrum alle Angriffe des Feindes abschlugen, bemächtigten sich Marmont und Rampon des Dorfes Embabe, des Schlüssels der feindlichen Stellung. Das verschanzte Lager der Mameluken ward, wie bei Chebreisse, erstürmt, und eine noch größere Beute

Kapitel V.

gemacht. Dreitausend dieser Krieger waren gefallen, tausend von ihnen wurden zu Gefangenen gemacht. Diese Schlacht wurde die von den Pyramiden genannt, ein in der Kriegsgeschichte sonst nie gehörter Name. — Am anderen Tage rückten die Franzosen in Kairo ein. Diese Stadt, eine der größten und prächtigsten des Orients, bot ihnen nach so vielen Entbehrungen und Kämpfen eine Entschädigung und Erholung dar. Sie wurden von dem originellen Style ihrer Architektur, den zahlreichen öffentlichen Bad- und Kaffeehäusern, der malerischen Kleidung der Reichen, den vielen herrlichen Pferden, dem Anblicke einer aus fast allen Nationen und Religionen des Morgenlandes zusammengesetzten Bevölkerung überrascht, und glaubten eine Märchenwelt verwirklicht. Aber diese Ruhe war für einen Theil des Heeres nur von kurzer Dauer. Murad-Bey hatte sich nach Oberegypten zurückgezogen, und Desaix ward mit seiner Verfolgung beauftragt. Die Franzosen mußten jetzt noch größere und beschwerlichere Einöden, als auf dem Marsche von Alexandrien nach Kairo, durchziehen. Bonaparte selbst nahm es auf sich, Ibrahim-Bey in die Flucht zu treiben, der hier und da mit seinen Mameluken das Delta bedrohte. Rosette und Damiette wurden von den Franzosen besetzt. Alles schien Bonaparte die Gründung eines neuen Reiches im Orient zu versprechen, das er von Egypten aus erobern konnte. Denn was hatte er von den Armeen Asiens zu fürchten, da er in kurzer Zeit ihre Blüthe, die Mameluken, bei so geringem Verluste von seiner Seite, fast aufgerieben hatte. Seine und seines Heeres Kraft mußte übrigens mit dem Glücke immer mehr zunehmen und dieses hatte ihn bis jetzt noch nicht ein einziges Mal verlassen, ihn von Erfolg zu Erfolg geführt. Egypten, in französischen Händen, mit europäischer Kunst bebaut und verwaltet, konnte die Grundlage zu einer neuen großen Herrschaft in jenem Theile der Welt werden. Der Orient schien wie eine rohe aber weiche Masse dazuliegen, die

Kapitel V.

nur eines großen und geschickten Werkmeisters bedurfte, um, mit einer neuen Form, eine seinem gewaltigen Stoffe angemessene Bedeutung wieder zu erhalten. Aber ein großer Unfall trat diesen Aussichten in den Weg, und thürmte auf der sonst so glänzenden und weiten Bahn des Helden unerwartete Hindernisse auf.

Der Admiral Brueys glaubte die Rhede von Abukir nicht verlassen zu können, bevor er nicht von dem Einzuge der Armee in Kairo unterrichtet wäre. Erfuhr diese einen Unfall, so stand ihr wenigstens die Rückkehr nach Frankreich offen. Aber Brueys Vorsicht kam nicht seiner Vaterlandsliebe gleich. Er hatte die Insel von Abukir, an die sich seine Schiffe lehnten, nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, wie es nöthig gewesen wäre, mit Batterien besetzt, und er verstand es nicht, mit den zahlreichen kleinen Fahrzeugen, die er besaß, eine Recognoscirung seiner Stellung von Seiten der englischen Flotte zu verhindern. Er erlaubte außerdem dreitausend Matrosen, ihre Quartiere in Alexandrien zu nehmen. Der größte Fehler, den er beging, bestand jedoch darin, für einen bevorstehenden Kampf keinen Plan im Voraus gefaßt, mit seinen Offizieren sich nicht gehörig berathen und entschieden zu haben. Nelson kehrte auf die Nachricht von der Ausschiffung des französischen Heeres in größter Eile nach der Küste von Egypten zurück, entschlossen das Versäumte durch Kraft und Schnelligkeit wieder einzuholen. Seine Flotte bestand aus dreizehn Schiffen, sämmtlich von vier und siebenzig Kanonen, ohne Begleitung leichterer Fahrzeuge. Manche seiner Schiffe waren alt oder schlecht gebaut. Aber er verließ sich auf die Bemannung, die er mit Recht für die erste in ihrer Art hielt, und sein eigenes überlegenes Talent. Des französischen Admirals Fahrlässigkeit erlaubte ihm, dessen Stellung genau zu erkennen. Den ersten August (1798), Nachmittags um drei Uhr, erschien Nelson auf der Höhe von Abukir. Der Wind begünstigte sein Unternehmen. Er hatte

den kühnen Plan gefaßt, die Spitze der französischen Vorhut zu umgehen und sich zwischen dem Ufer und der feindlichen Flotte aufzustellen. Der Culloden, eines seiner Schiffe, das diese Bewegung anfangen sollte, strandete an der Insel, ohne daß die Franzosen sich desselben bemächtigen konnten. Der Kampf mit der französischen Vorhut ward bald allgemein, diese aber von ihrem Mitteltreffen und ihrer Nachhut nicht gehörig unterstützt. Sechs Schiffe von beiden Seiten kämpften einige Stunden lang ohne Entscheidung. Ein siebentes Schiff von Nelson's Flotte, der Bellerophon, wagte es, den L'Orient von ein hundert und zwanzig Kanonen anzugreifen, ward aber von dem Feuer dieser schwimmenden Festung entmastet. Um acht Uhr Abends schwankte die Wage des Sieges noch hin und her. Nelson wollte aber nicht, daß die Nacht den Kampf unterbräche. Um diese Zeit kamen ihm zwei Schiffe zu Hülfe, die er in Alexandrien gelassen, denn er hatte die Schlacht nur mit elf Schiffen begonnen. Aber die dreitausend Matrosen, die der französische Admiral in Alexandrien untergebracht, trafen zu gleicher Zeit ein. Bald sollte jedoch die französische Flotte von einem großen Unglück getroffen werden. Der Admiral Brueys, ein nicht besonders fähiger aber sehr tapferer Mann, befand sich am Bord des L'Orient, hatte dort den gefährlichsten Posten gewählt, um den Kampf zu leiten, und ward getödtet. Der Admiral Villneuve, ihm der nächste an Rang, und der jetzt das Commando übernehmen sollte, ward von diesem Verlust zu spät unterrichtet, und wußte von den Mitteln zum Siege, welche die Flotte noch besaß, keinen Gebrauch zu machen. Die französische Vorhut blieb bewegungslos stehen. Um elf Uhr ward die französische Flotte von einem entscheidenden Schlage getroffen. Der L'Orient, das größte und schönste Schiff, das es damals gab, hatte Feuer gefaßt. Es gab keine Mittel zum Löschen. Die Matrosen warfen sich in die See. Freund und Feind vermied den brennenden Koloß.

Kapitel V.

Ein Donner, wie beim Ausbruch eines Vulcans, ward auf einmal vernommen. Das Schiff flog in die Luft und seine Trümmer bedeckten die Fluthen. Der Kampf ward einen Augenblick lang ausgesetzt. Alle Augen hingen an dem furchtbaren Schauspiele. Aber während die Franzosen in Unordnung gebracht und wie gelähmt waren, schöpften die Engländer neue Siegeshoffnung und verdoppelten ihre Anstrengungen. Ihre Bewegungen waren nie mit solcher Genauigkeit, wie in jener Schlacht, geleitet worden. Die französische Vorhut ward nach und nach vernichtet. Der Franklin und der Tonnant wurden entmastet, L'Artemise fing Feuer, L'Heureux und der Mercure scheiterten. Die Linienschiffe le Guerrier, le Conquerant, le Spartiate, L'Aquilon, le Peuple-Souverain strichen, auf allen Seiten beschädigt, die Flagge. Um zwei Uhr in der Nacht lichtete der Admiral Villneuve die Anker, und suchte mit den Linienschiffen Guillaume Tell und le Généreux und den Fregatten la Diane und la Justice das hohe Meer. Diese allein waren von der großen französischen Flotte übrig geblieben. Die Engländer hatten einen Sieg wie hundert und zehn Jahre vorher bei la Hogue erfochten, der aber durch seine Folgen noch viel wichtiger werden sollte. Der erste General und das beste Heer, das Frankreich besaß, waren dadurch von ihrem Vaterlande abgeschnitten worden. — Die Engländer hatten in dieser Schlacht eine überlegene Taktik bewiesen, die Franzosen aber mit großem Muth gestritten. Ihr Admiral hatte selbst nach zwei empfangenen Wunden seinen Posten nicht verlassen wollen und war auf ihm getödtet worden, und der Capitain des L'Orient, Casa Bianca, nicht weniger Tapferkeit bewiesen. Er wollte, tödtlich verwundet, seinen zehnjährigen Sohn retten, der während der Schlacht nicht von seiner Seite gegangen, und ihn selbst dann nicht verließ, als sein Schiff Feuer fing. Der Capitain Petit-Thouars auf dem Tonnant widerstand bis zum letzten Augenblicke und fiel. Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten

über achttausend Mann, die Engländer noch keine tausend, unter ihnen aber den Capitain Westcott, der ein anderer Nelson zu werden versprochen hatte. Sie hatten nach dem Kampfe viele Menschlichkeit gezeigt, und so viele der französischen Seeleute, als möglich war, gerettet. Kapitel V.

Bonaparte empfing die Nachricht von dieser großen Niederlage mit einer Fassung, die seine Umgebungen in Erstaunen setzte. War es die Gewalt, die er über sich selbst besaß, ward er von dem Gedanken geleitet, daß die Herrschaft der Meere den Engländern wie die des Continents den Franzosen, bestimmt wäre, er ließ sich von dem Verluste der Flotte in seinen Planen keinen Augenblick lang irre machen. Uebrigens ward er schon damals von der den meisten Eroberern eigenen fatalistischen Idee geleitet, daß man auf seiner Bahn nicht anhalten, diese nicht verändern dürfe, da man in jeder Richtung immer an ein im Voraus bestimmtes Ziel ankommen müsse. Diese Vorstellung, die, auf alle Einzelheiten des Lebens angewandt, unvernünftig erschiene, kann im Ganzen und Großen wahr sein, da das Geschick der Menschen aus einer im Wesentlichen unerklärbaren Verbindung von Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt ist, in der letztere aber offenbar mächtiger als erstere auftritt, und zuletzt fast allein entscheidet. Bonaparte fand an diesem Gedanken, einer in ihren letzten Wirkungen unabänderlichen Vorausbestimmung, in der drangvollen und gährenden Welt, in der er lebte, eine Stütze, ohne die er in tausend Bedenklichkeiten und Zweifel verfallen und hin und her gerissen worden wäre. Sein Irrthum in dieser Beziehung, und der ihm zuletzt den Untergang brachte, bestand nur darin, seinen eigenen persönlichen Willen für eine Stimme des Schicksals zu halten. Ohne diese Selbsttäuschung wäre er jedoch nicht zu der Höhe emporgestiegen, die er erreicht, hätte er nie die Kraft zu der Führung eines Daseins, wie das seinige, gehabt.

Seine erste Sorge war, die Neigung des Volkes zu ge-

Kapitel V.

winnen, das er sich unterworfen hatte. Der Unterschied der Religion schien ein unübersteigliches Hinderniß zu sein. Bonaparte, der in dieser Beziehung keine feste Ueberzeugung hegte, zeigte sich dem Islam geneigt, und suchte unter den Arabern sogar die Meinung zu verbreiten, daß er zu dessen Annahme bereit wäre. Er empfahl seinen Offizieren, sich mit Frauen des Landes ehelich zu verbinden, aber nur wenige ließen sich hierzu willig finden. Unter ihnen befand sich der General Menou, der alle Phasen der Revolution durchlaufen, in der Assemblée constituante gesessen und gegen die Vendée commandirt hatte. Menou strebte darnach, sich vollkommen wie ein Muselmann zu betragen, und nahm sogar einen arabischen Namen an, was ihn aber zum Gespött der Soldaten machte. Bonaparte beschränkte sich darauf, bei den vornehmsten Festen des Islams zu erscheinen, Verse aus dem Koran zu citiren und das Axiom der Mahomedaner: »Gott ist Gott und Mahomed ist sein Prophet« zu wiederholen. Er befreite jedoch die Christen von jedem Druck, der auf ihnen in Egypten seit der arabischen Eroberung lastete, und brauchte die Kopten, welche für die Abkömmlinge des alten egyptischen Stammes gelten, zur Verwaltung des Landes, wo ihre finanzielle Geschicklichkeit ihm große Dienste leistete. Uebrigens blieb er selbst, obgleich er seinen Offizieren und Soldaten nichts versagte, von Habsucht und Sinnenlust frei. Seine Mäßigkeit und Thätigkeit machten ihm dies leicht. Der Ruhm war im Beginn seiner Laufbahn, wie bei Alexander dem Großen, seine einzige Leidenschaft.

Der General Desaix war mit der Eroberung Oberegyptens beauftragt worden. Er besaß alle zur Erfüllung einer solchen Aufgabe nöthigen Eigenschaften. Bonaparte hat, wie überhaupt, so auch darin ein seltenes Glück gehabt, von seinem ersten Feldzuge in Italien an, von einer Anzahl ungemein fähiger und entschlossener Generale umgeben gewesen zu sein. Es ist ein Beweis für seine außerordentliche persön-

liche Ueberlegenheit, daß er so bedeutende Talente sich nicht nur vollkommen unterzuordnen, sondern sogar dauernd an sich zu fesseln wußte. Massena, Lannes, Joubert, Desaix u. s. w. beneideten nicht nur nicht seinen Ruhm, sondern gaben sich gern zu dessen Werkzeugen hin. — Die Mameluken suchten in Oberegypten den Krieg in die Länge zu ziehen, und sich aus Nubien her zu verstärken. Murad-Bey, der sie befehligte, bewies denselben Muth und mehr Geschicklichkeit, als sein Gefährte Ibrahim bei Chebreisse und den Pyramiden. Die französischen Soldaten gewöhnten sich sehr bald an alle Entbehrungen und Beschwerlichkeiten, die der Krieg in jenem Klima ihnen auferlegte. Zwei Generale, die später berühmt werden sollten, Davoust und Belliard, thaten sich zum ersten Mal hervor. Gelehrte und Künstler begleiteten Desaix auf den Trümmern des alten Thebens, unter den Gräbern des Nilthals und den Höhlen der ältesten christlichen Anachoreten. Sie maßen und zeichneten alle Denkmale, beschrieben den Boden auf das Genaueste, und entdeckten gewissermaßen wieder das Land, von dem mehrmals und in weit getrennten Epochen ein so großer Einfluß auf die übrige Welt ausgegangen ist. Cecrops und Danaus hatten sich einst an jenem jetzt so einsamen Strande eingeschifft, um in dem damals noch schweigenden und dunkeln Griechenland das erste Licht einer höheren Gesittung zu entzünden, und die Offenbarungen des Orients unter den Hirten von Attika und den Fischern von Argolis zu verbreiten. Pythagoras und Plato wurden, bei der Betrachtung der egyptischen Symbole und Mysterien, die dem einen die Harmonie des Alls versinnlichten, den anderen zur Ergründung der Räthsel des Geistes trieben, sich ihrer eigenen tiefsinnigen Natur erst vollständig bewußt. Viele Jahrhunderte später entstand auf demselben Boden, bei einer innerlich verwandten Seelenstimmung, obwohl aus anderen äußeren Einflüssen, im Schatten der Pyramiden, in der einsamen Nähe der Mumien, der stummen

Kapitel V.

Sphinxe, mitten in der schauervollen Stille einer glühenden und geheimnißvollen Schöpfung, die Idee des christlichen Monachismus. Welche Bedeutung haben nicht alle diese Erscheinungen auf das Geschick der Menschheit ausgeübt! — Keine Beschwerlichkeit ermüdete, keine Gefahr erschreckte jene Gelehrten und Künstler, die friedlichen Begleiter eines unaufhörlich kämpfenden Heeres, das außerdem bei Abukir alle Mittel zur Rückkehr ins Vaterland verloren hatte, und dem der geringste Unfall den Untergang bringen konnte. — Nie haben sich bei einer kriegerischen Unternehmung der Lorbeer und der Oelzweig so bedeutsam wie damals vereinigt. Es ist dies einer der charakteristischen Züge von Bonaparte's Größe, daß er, im Beginn seiner Laufbahn, ehe Glück und Selbstsucht ihn verdorben hatten, in der Vergangenheit fast eben so gern wie in der Gegenwart lebte, und die Ideen eben so hoch wie die Thaten stellte. Man sah die französischen Soldaten in der Nähe von Theben und Denderah den Enthusiasmus der Gelehrten und Künstler bei der Betrachtung und Entdeckung mancher großen Monumente theilen, und von der wunderbaren Welt, von der sie umgeben waren, mit ergriffen werden. Ihre lebendige und geistreiche Natur fühlte sich durch den Gedanken erhoben, mit einer militairischen eine intellectuelle Eroberung zu verbinden, und mit ihren Bajonetten dem Geiste eine neue Bahn zu brechen. Desaix, der, wie Joubert, ein Mann von mildem und edlem Charakter war, behandelte die Araber mit so großer Schonung und Geschicklichkeit, daß er ihr Vertrauen gewann und sie ihn »den gerechten Sultan« nannten.

Unteregypten, für das Bonaparte besonders seine Plane auf höhere Gesittung und Landescultur berechnet hatte, erhielt durch ihn Verbesserungen, die selbst der Wechsel der Herrschaft nicht ganz aufzuheben vermocht hat. Er gab der von den Mameluken so lange unterdrückten Bevölkerung eine Vorstellung von Recht und Eigenthum, die ihr fast ganz fremd ge-

worden war. Er ermäßigte die Auflagen, indem er ihre Erhebung bestimmten Regeln unterwarf. Er unternahm die Ausbesserung des großen Canals, Amru genannt, eines der Denkmale der arabischen Größe, ward aber von den Umständen an der Vollendung dieses Werkes gehindert. Die ihn begleitenden Gelehrten und Künstler, die sich unter dem Namen: »Institut von Egypten« vereinigt hatten, genossen seiner besonderen Achtung und seiner lebhaften Unterstützung. Durch ihre Arbeiten ist nicht bloß jene alte Heimath der Civilisation wieder bekannt, sondern überhaupt die Aufmerksamkeit auf den Orient, dessen Sprachen, Künste, Sitten und Natur gelenkt, und ein neues Element in die Betrachtung und Theilnahme des Abendlandes eingeführt worden. Seit der Entdeckung Amerikas war der Orient, die Wiege der Menschheit, vielfach vernachlässigt, und gewissermaßen über dem Ende der Anfang vergessen worden. Seit Bonaparte's Expedition sind jene Gegenden mehr als früher in den Kreis der europäischen Interessen getreten, und dieser Impuls dauert noch jetzt fort. — Mitten unter diesen erfolgreichen Bestrebungen wurden die Franzosen, im Mittelpunkte ihrer neuen Macht selbst, von einer großen Gefahr bedroht. Die Niederlage von Abukir hatte auf die Araber einen tiefen Eindruck gemacht. Sie sahen sie wie einen Ausspruch des Himmels an, der der französischen Eroberung keine Dauer verhieß. Zu gleicher Zeit machte die hohe Pforte bedeutende Zurüstungen, um Egypten wieder unter ihre Herrschaft zu bringen. Dies Alles und die Ankunft geheimer Agenten aus Konstantinopel in Kairo brachten endlich eine große Bewegung hervor. Man wählte hierzu den Augenblick, wo Bonaparte sich zu einem Angriff auf Syrien vorbereitete. Der Divan hoffte, denselben auf diese Art zu verhindern. Die Verschwörung war in der tiefsten Stille vorbereitet worden. Nie hatten die Scherifs und Imans dem Eroberer eine größere Ehrfurcht als in dem Augenblicke bewiesen, wo sie sich seiner zu entledigen dachten.

Kapitel V. Die Verschwornen versammelten sich in mehren Theilen der Stadt und besonders bei der großen Moschee, einer der ersten im Orient. Der Commandant des Platzes, General Dupuis, wurde mit seinem Gefolge von Dragonern, als er die Posten besichtigte, ermordet. Der Aufstand verbreitete sich schnell, und alle Franzosen, die man einzeln oder in geringer Anzahl traf, wurden niedergemacht. Die Araber, die in der Nähe der Stadt lagerten, drangen in dieselbe ein. Von den platten Dächern und Terrassen der Häuser wurden die Franzosen mit Steinwürfen und Flintenschüssen angegriffen. Aber die drohende Gefahr machte, daß sie sich schnell sammelten und ordneten. Ihr Geschütz that ihnen große Dienste. Dasselbe ward so rasch und geschickt gebraucht, daß die Aufrührer sich überall von einem Hagel von Kartätschen empfangen sahen. Ein Theil von ihnen warf sich in die große Moschee, die von den Franzosen in Brand geschossen wurde. Sie ergaben sich endlich, und fielen zu Bonaparte's Füßen. Er ließ nur einige der Anstifter hinrichten, und schuf eine solche Ordnung, daß, als er nach Syrien abgezogen, ein einziges Bataillon zur Bewachung der großen Stadt hinreichte.

Ibrahim-Bey hatte sich mit einigen tausend Mameluken zu Djezzar, Pascha von St. Jean d'Acre, der durch seine Wildheit und Grausamkeit im ganzen türkischen Reiche berüchtigt war, zurückgezogen. Bonaparte's Bemühungen, diesen fanatischen und blutdürstigen Greis zu gewinnen, waren umsonst gewesen. Die Lage der Stadt, in der er befehligte, gab ihm eine große Wichtigkeit. St. Jean d'Acre war der Schlüssel Syriens, und dies jetzt, wie früher, der Eingang zur Eroberung des Orients. Die vom Divan zur Wiedereroberung Egyptens bestimmten Streitkräfte sollten sich daselbst versammeln. Drei Monate waren noch zur Vollendung der gegen die Franzosen bestimmten Zurüstungen für nöthig erachtet worden. Bonaparte wußte dies, und beschloß, dem Feinde zuvorzukommen. Wenn er Djezzar einzuschüchtern,

und sich in den Besitz von St. Jean d'Acre zu setzen vermochte, so stand ihm ganz Vorderasien offen, und er hätte vielleicht den Eroberungszug Alexander's des Großen wiederholt, denn er besaß nicht weniger Kühnheit als dieser, und die Umstände schienen sogar günstiger zu sein, denn der Orient war eben so gesunken als zu Alexander's Zeit, und außerdem viel getheilter. Sein Heer war den Milizen, welche die Türken, Perser und Araber ihm entgegenstellen konnten, gewiß eben so überlegen, wie der macedonische Phalanx es den Schaaren des Darius Codomanus gewesen, und Bonaparte's militairisches Genie stand dem des griechischen Eroberers nicht nach. Er konnte hoffen, sich mit den im ganzen Orient zerstreuten und von den Muhamedanern unterdrückten Christen zu verbinden, und außerdem darauf rechnen, die verschiedenen orientalischen Regierungen und Völker von einander zu trennen, sie einzeln zu besiegen, die Einen gegen die Anderen anzuwenden. Er hatte schon mit dem Kaiser von Persien Unterhandlungen angeknüpft, und an Tippo Saib von Kairo aus geschrieben, und ihm Hülfe gegen die Engländer angekündigt. Der Plan, diese aus Indien zu vertreiben, und die indischen und mongolischen Throne, die von ihnen zerstört oder geschwächt worden, wiederherzustellen, war die große Aussicht, mit der er die Fürsten Asiens für sich zu gewinnen dachte, und die er ihnen überall ankündigen ließ. Sonderbarer Weise fand er schon im Beginn seiner Laufbahn überall die Engländer vor sich, und überall mußten sie ihm zu einem Vorwande für seine Unternehmungen dienen. Bonaparte trug übrigens damals eine solche Fülle von Kraft und Leben in sich, war so kühn und klug, so reich an Hülfsquellen und Entwürfen aller Art, daß er, ohne unerwartete Hindernisse, wahrscheinlich den Orient erobert, und vielleicht ein noch außerordentlicheres Dasein, als später in Europa, geführt haben würde. Der Verlust seiner Flotte war jedoch für ihn ein unersetzliches Unglück. Ohne die Schlacht

Kapitel V. von Abukir hätte er St. Jean d'Acre genommen, und, ohne Zweifel, wenigstens Vorderasien unterworfen. Aber wo sollte er jetzt das nöthige Belagerungsgeschütz hernehmen? Er verließ sich auf sein Glück, und schickte sich, nur mit Feldartillerie versehen, zu dem großen Unternehmen an.

Im Januar 1799 setzte sich Bonaparte, während Desaix in Oberegypten seine Vortheile verfolgte, nachdem er in alle Plätze, wo die Engländer landen konnten, hinreichende Besatzungen gelegt, mit dem Reste seines Heeres gegen Syrien hin in Bewegung. Djezzar=Pascha war ihm zuvorgegekommen, und hatte die Festung El=Abrych besetzen lassen. Der General Regnier griff diesen Ort an. Die Besatzung ergab sich, und ein Theil von ihr trat in französischen Dienst. Eine Wüste von sechzig Stunden ward jetzt von den Franzosen, die, voller Hoffnung und Muth, alle Beschwerden fröhlich ertrugen, schnell durchzogen. Auf den Höhen von Gaza wurden Türken und Mameluken sichtbar, die aber in Erinnerung der Vierecke von Chebreisse und der Pyramiden sich bald zurückzogen. Gaza, das einst Alexander dem Großen so hartnäckig widerstanden, ward ohne Schwertstreich besetzt. Man fand daselbst große Vorräthe aller Art. Jaffa ward mit Sturm genommen, und die Besatzung, viertausend Mann stark, niedergemacht. Caiffa widerstand, ward aber ebenfalls erstürmt.

Die Armee zog gegen St. Jean d'Acre heran, in den Kreuzzügen der Gegenstand so großer Kämpfe, und durch Richard Löwenherz und Saladin verherrlicht. Aber die Stadt, von Natur fest, war durch Kunst für einen Angriff mit bloßem Feldgeschütz uneinnehmbar geworden. Der englische Commodore Sidney=Smith und ein französischer Ingenieur Phélippeaux hatten sich in den Platz geworfen, und die Vertheidigungsarbeiten geleitet.

Sidney=Smith war eines jener dunkeln aber tüchtigen Werkzeuge, dessen sich, wie die Geschichte lehrt, die Vorsehung zuweilen, zur Vereitelung der glänzendsten und mächtigsten

Entwürfe bedient. Alexander der Große war einst in diesen Gegenden durch den Tod des Rhodiers Memnon in der Verfolgung seines Zuges begünstigt worden, denn man hat oft behauptet, daß er an den Vertheidigungsmaßregeln dieses geschickten Feldherrn vielleicht gescheitert sein würde. Bonaparte ward von einem im fernen England gebornen Seeoffizier, den ein Zufall an diese Gestade geworfen, an der Einnahme des Bollwerks Vorderasiens, der Eroberung des Orients, und der Vollendung seines Geschickes, gehindert, das sich sonst in seinem Einfluß nicht auf Europa beschränkt haben würde. Sidney-Smith gelangte durch die Hindernisse, die er Bonaparte auf diese Art entgegensetzte, zu einer Bedeutung, die ihm keine andere That verliehen haben würde. Er hatte sich bei der Vertheidigung Toulons gegen die Armee des Convents im Jahre 1793 hervorgethan, und war vom Admiral Hood beauftragt worden, die französischen Schiffe in Toulon, die von den Engländern nicht fortgeführt werden konnten, anzuzünden. Einige Jahre nachher erhielt er Befehl, Le Hâvre zu bombardiren. Er fiel aber in französische Hände. Ohne die Besorgniß vor Repressalien gegen die zahlreichen französischen Kriegsgefangenen, hätte ihn das Directorium wahrscheinlich erschießen lassen. Er wurde in das Gefängniß des Temple nach Paris abgeführt. Ein ausgewanderter französischer Offizier, Namens Phélippeaux, den Sidney-Smith in England kennen gelernt und großmüthig unterstützt hatte, unternahm mit großer eigener Gefahr des letzteren Rettung. Er kehrte heimlich nach Paris zurück, bestach den Schließer des Gefängnisses, verkleidete sich als Gensd'arm, und führte seinen Freund nach England zurück. Beide begaben sich später nach Syrien, und trafen in St. Jean d'Acre zusammen. Phélippeaux hatte mit Bonaparte zugleich seine Studien in der Kriegsschule von Brienne gemacht. So wunderbar verknüpfte das Schicksal Personen und Zustände zu einem großen Resultat zusammen.

Kapitel V. Bonaparte hatte von Egypten aus Belagerungsgeschütz kommen lassen wollen, aber die Schiffe, die es trugen, wurden von den Engländern genommen. In seiner Ungeduld befahl er einen Sturm, der mit großem Verlust zurückgeschlagen wurde. Einige Tage nachher fanden die Franzosen am Ufer eine Anzahl Säcke, in welchen die Leichname von vierhundert Christen lagen. Djezzar-Pascha hatte diese aus den Gefängnissen von St. Jean d'Acre gezogen, und in das Meer werfen lassen, um den Franzosen anzuzeigen, was sie von ihm zu erwarten hätten, wenn sie in seine Hände fielen.

Während die Franzosen durch Kühnheit und Ausdauer dem Mangel an Belagerungsgeschütz vor diesem verhängnißvollen Platze abzuhelfen suchten, erfuhren sie, daß ein großes feindliches Heer gegen sie heranrückte. Türken, Mameluken und Araber hatten, ihre sonstigen Feindschaften vergessend, sich zur Vertheidigung des gemeinsamen Glaubens erhoben. Bonaparte wollte den Feind nicht unter den Mauern von St. Jean d'Acre erwarten, sondern zog ihm, nachdem er zwei Divisionen vor der Festung gelassen, mit zwei anderen, unter den Generalen Kleber und Bon, entgegen. Schon hatte der General Junot mit 500 Mann, darunter 150 Reiter, die feindliche Avantgarde, die 3000 Mann stark war, bei Nazareth geschlagen, ihr fünf Fahnen abgenommen, und sechshundert Mann getödtet. Kleber hielt am Fuße des Berges Tabor mit seiner Division, 2000 Mann stark, im Viereck aufgestellt, den Angriff von 20,000 feindlichen Reitern aus (sechzehnten April 1799). Bonaparte eilte zu seiner Unterstützung herbei. Er traf seine Anordnungen mit solcher Berechnung des Terrains, ward von Murat, Rampon, Leclerc und allen Offizieren und Soldaten so kräftig unterstützt, daß er den Feind, ungeachtet seiner sechsfachen Ueberlegenheit, gänzlich schlug, sich seiner Magazine und seines Lagers bemächtigte, und ihn zur Flucht, auf dem Wege nach Damascus hin, zwang. Dieser Kampf, die Schlacht vom

Kapitel V.

Berge Tabor genannt, bewies, wie wenig phantastisch Bonaparte's Hoffnungen auf eine Eroberung des Orients waren. Denn waren ihm die besten asiatischen Truppen, wie Mameluken und Türken, zu widerstehen nicht im Stande, was hätte er von den übrigen, Persern, Tartaren u. s. w., zu befürchten gehabt?

Die Niederlage dieses Heeres schlug den Muth der Vertheidiger von St. Jean d'Acre nicht nieder. Bonaparte ließ siebenzehnmal Sturm laufen. Aber der begeisterte Muth seiner Soldaten konnte den Mangel an schwerem Geschütz nicht ersetzen. Zwei seiner besten Offiziere, der General Caffarelli und der Ingenieuroberst de Say, fielen bei diesen Versuchen, das Unmögliche möglich zu machen. Bonaparte erhielt unterdessen die Nachricht, daß die Türken sich zu einem Angriff auf die egyptische Küste rüsteten, und daß die Engländer zu ihrer Unterstützung bereit wären. Desaix, der in Oberegypten stand, hätte dies nicht verhindern können. Diese Gefahr gab Bonaparte den Vorwand, die Belagerung den zwanzigsten Mai (1799), sechzig Tage, nachdem die Laufgräben eröffnet worden, aufzuheben, und mit einer Armee, die, nur 12,000 Mann stark, Vorderasien erschreckt hatte, und es ohne Sidney's und Phélippeaux Anwesenheit in St. Jean d'Acre, erobert haben würde, nach Egypten zurückzukehren.

Im Hospital von Jaffa gab Bonaparte einen seltenen Beweis von Unerschrockenheit und Zuversicht in sein Geschick, der, wenn er in frühere Zeiten gefallen würde, ihm den Ruf eines Zauberers oder Lieblinges der Gottheit gegeben haben würde. Es lagen dort viele Soldaten an der Pest darnieder. Um ihre Einbildungskraft von der Furcht vor einem unvermeidlichen Tode zu befreien, suchte er sie zu überreden, daß sie nicht von der Pest, sondern von einer anderen Krankheit befallen wären. Er begab sich, gegen den Rath seiner Freunde in den Saal, wo die Pestkranken lagen, und berührte mehre

Kapitel V. von ihnen, indem er ihnen Muth einsprach. Die Art, wie er sich, mitten unter den größten Entwürfen, einer Gefahr aussetzte, die außer seinem Beruf lag, beweist, welche Vorstellung er von seiner Bestimmung haben mußte, und wie furchtlos sein Inneres war. Gros, der erste der neueren französischen Historienmaler, hat diese außerordentliche Scene treffend dargestellt. Auf Bonaparte's regelmäßigen aber ausdrucksvollen Zügen und seiner natürlichen und zugleich eigenthümlichen Haltung strahlt ein Abglanz von jener Größe und Erhabenheit wieder, die auf der wunderbaren Epoche seines Lebens ruht, wo er auf dem Boden des alten Egyptens und an den Grenzen von Syrien und Palästina Alexander's und Cäsar's Laufbahn zu erneuern bereit war. Einige Tage nachher wollte er die Pestkranken durch Opium tödten lassen, damit sie nicht nach seinem Abzuge, bei der Unmöglichkeit, sie fortzubringen, den Türken in die Hände fielen, und unter grausamen Martern, wie vorauszusehen war, ihr Leben endigten. Man hat hieraus den Vorwurf der Härte und Gleichgültigkeit für Menschenleben gegen ihn ziehen wollen. Hiervon hat er allerdings viele Beweise, aber nicht bei dieser Gelegenheit, gegeben. Welches Urtheil man auch über die Rechtmäßigkeit einer solchen Handlung, wo man Jemanden einem leichten aber gewissen Tode aussetzt, um ihn von einem qualvollen, aber bloß möglichen, zu retten, fällen mag, so war sie in diesem Falle nicht von Gefühllosigkeit, sondern von Menschlichkeit eingegeben worden. — Die französischen Militairärzte bewiesen übrigens bei dieser Expedition den Eifer, die Geschicklichkeit, den Muth, die sie schon seit langer Zeit auszeichneten, und sie zu Mustern in ihrem Berufe machten. Desgenettes, der Generalstabsarzt der Armee, wagte es, in Gegenwart der pestkranken Soldaten, um ihnen Hoffnung auf Genesung zu geben, und der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, sich selbst die Materie der Pestbeulen einzuimpfen, und sich dann durch dieselben Mittel zu heilen, die er bei den

kranken Soldaten anwandte. Der Generalchirurgus Larrey, der damals berühmt zu werden anfing, that sich ebenfalls sehr hervor. In Kairo brach diese furchtbare Krankheit während der französischen Herrschaft aus, die Anstalten gegen das Uebel wurden jedoch so gut genommen, daß es viel weniger als sonst wüthete.

Bevor Bonaparte den Rückweg durch die Wüste antrat, erließ er an sein Heer einen Tagesbefehl, der, vollkommen mit der Wahrheit übereinstimmend, eine Idee von ihm und seinen Soldaten geben kann, und ein in seiner Art einziges Denkmal ist. »Soldaten! Ihr habt den Weg durch die Wüste, die Afrika von Asien trennt, schneller als ein arabisches Heer zurückgelegt. Die feindliche Armee, die sich, um Egypten einzunehmen, in Bewegung setzte, ist vernichtet. Ihr habt euch ihres Generals, ihres Geschützes, ihres Gepäckes, ihrer Schläuche, ihrer Kameele bemächtigt. Ihr habt am Fuße des Berges Tabor jene Horden vernichtet, die aus ganz Asien zusammengeströmt waren, um Egypten zu plündern. Die dreißig Schiffe, die ihr vor zwölf Tagen auf der Höhe von St. Jean d'Acre ankommen sahet, trugen die Armee, die uns angreifen sollte. Sie hat in jener großen Schlacht ihr Grab gefunden. Soldaten! Wir haben eine Bahn, von Mühseligkeiten und Gefahren umgeben, zu durchlaufen. Nachdem wir Asien außer Stand gesetzt, uns in diesem Feldzuge zu schaden, werden wir vielleicht gezwungen sein, den Angriff eines Theiles von Europa zurückzuweisen. Ihr werdet in neuen Kämpfen eine neue Gelegenheit zum Ruhme finden. Jeder Tag wird von dem Tode eines Tapfern bezeichnet. Es ist deshalb nöthig, daß neue Tapfere sich bilden, um in den kleinen Kreis Derer einzutreten, die am Tage der Gefahr Alles mit sich fortreißen, und den Sieg an unsere Fahnen fesseln!« — Der einfache großartige Ton der damaligen Proclamationen Bonaparte's unterscheidet sie von denen aller anderen Generale, so wie von seinen eigenen, die er später erließ. Als General

Kapitel V.

der republikanischen Armeen von Italien und Egypten sprach er mit der Würde und dem Ernst eines römischen Feldherrn, der, so hoch er auch stand, dennoch einem freien Gemeinwesen angehörte. Aus den kurzen, gedrängten, inhaltsschweren Sätzen leuchtete ein unermeßliches Vertrauen in die Gegenwart und eine unbegrenzte Hoffnung auf die Zukunft hervor. Aber er trennte sich in seiner Betrachtung nicht von seinen Soldaten, und schrieb diesen alle Erfolge zu. Später vom Glück verwöhnt, und mit den Künsten der Täuschung vertraut, nahm er den halb orientalischen Ton eines Despoten und Propheten an, der, von der Gottheit begünstigt, und mit den Planen des Schicksals vertraut, die Menschen nur wie Instrumente für sich ansah, und diesen Anspruch nicht einmal zu verhehlen für gut fand.

Der Weg durch die Wüste zwischen Syrien und Egypten ward zum zweiten Male zurückgelegt. Die Armee war voller Muth und Stolz auf Das, was sie gethan. Denn, wenn ihr die Einnahme von St. Jean d'Acre nicht geglückt, so begriff sie vielleicht damals nicht die Wichtigkeit dieses Platzes, und dann war dieses Mißlingen in ihren Augen durch die Tapferkeit bei den sich unaufhörlich erneuernden Stürmen, in dem Gefecht von Nazareth und in der Schlacht am Berge Tabor mehr als aufgewogen werden. Der Gesundheitszustand der durch so viele Beschwerden und Kämpfe ungemein abgehärteten Truppen war besser, als man gehofft hatte, und nur ein kleiner Theil litt an Augenkrankheiten, die in jenem Klima in gewissen Fällen unvermeidlich sind. Uebrigens heilten unter dem Einflusse der mächtigen Sonne jener Gegenden alle Wunden und Schäden mit einer Leichtigkeit, von der die französischen Wundärzte bisher keine Vorstellung gehabt hatten. Die Araber wagten hier und da einige Angriffe, zu deren Abweisung aber die bloße Haltung der französischen Soldaten, fast ohne thätigen Widerstand, hinreichte. Eine etwas ernstere Gefahr konnte sie bedrohen, die aber schon in ihrem Entstehen erdrückt

wurde. Der Orient ist das Land des Fanatismus aber auch zugleich eines mit ihm verbundenen Charlatanismus. Ein Araber, der sich in seinem Stamme den Ruf einer besonderen Heiligkeit erworben, suchte gegen die Franzosen ein Heer zu versammeln, indem er die Seinigen überredete, daß er der Engel Elmodi wäre, dessen Hülfe Mohamet den Gläubigen in ihren Bedrängnissen zugesichert hatte. Er erklärte, durch Gottes Gnade für die Waffen der Ungläubigen unverwundbar zu sein, und diese Gabe Allen, die an ihn glauben würden, mittheilen zu können. Dieser Betrüger brachte in kurzer Zeit drei- bis viertausend Mann zusammen, welche, sich für unverwundbar haltend, die Franzosen mit dem größten Ungestüm angriffen. Aber die Generale Lefevre und Lanusse machten eine so große Menge von den Soldaten des Engels Elmodi nieder, daß dieser bald von Allen verlassen wurde. Unter anderen Umständen jedoch hätte diese wunderliche Episode zu einem ernsten Drama werden können.

Die Soldaten sahen bei ihrer Rückkehr nach Egypten ihre daselbst zurückgebliebenen Gefährten mit derselben Freude wieder, als wäre ihnen ihr Vaterland zurückgegeben worden. Sie waren lange ohne Nachrichten aus Frankreich geblieben. Die, welche sie jetzt empfingen, waren dazu geeignet, eine tiefe Trauer zu erregen. Man kannte in Alexandrien und Kairo schon einen Theil der Unordnungen im Innern und der Niederlagen im Auslande, welche die Republik ihres bisherigen Glanzes beraubten, und sie an einen Abgrund zu führen drohten, deren Darstellung den Inhalt des folgenden Kapitels ausmachen wird. Jeder, denn selbst die Soldaten nahmen, zumal bei der Entfernung von der Heimath, an den dortigen Vorgängen, den lebhaftesten Antheil, dachte an die Zukunft. Bonaparte besonders aber suchte ihren Schleier zu durchdringen. Es ward ihm, bei seiner Kenntniß Frankreichs, seiner Uebung in der Auffassung großer Verhältnisse und seinem militairischen Genie, nicht schwer, die Folgen der in Regierung

Kapitel V. und Volk herrschenden Anarchie und der ersten Niederlagen der Armeen zu ahnen. Er erhielt außerdem von seinem Bruder Lucian, der mit einer der ersten Würden der Republik bekleidet und ein sehr umsichtiger feiner Kopf war, genaue Kunde über Alles, was vorgefallen war. Er erfuhr von ihm, wie sehr seine Entfernung bedauert, seine Rückkehr gewünscht, wie lebhaft das Bedürfniß eines kräftigen Zügels, einer Alles leitenden Hand, einer neuen Ordnung, gefühlt wurde. Die Eroberung Vorderasiens war ihm bei St. Jean d'Acre entgangen, aber in Frankreich schien sich ihm ein großer Ersatz darzubieten. Bei seiner Kenntniß des Kriegstheaters versetzte er sich leicht an die Etsch, die Donau, den Rhein, von denen die französischen Heere sich jetzt zu entfernen gezwungen wurden. Am Ufer des Nils entwarf er Pläne für einen Feldzug am Fuße der Alpen. Aber wie sollte er diese Hoffnung verwirklichen? Konnte er sein Heer verlassen, das sich im Ganzen in einer schwierigen Lage befand? Wie sollte er den weiten Weg über das Meer zurücklegen, das von feindlichen Schiffen bedeckt wurde? Er konnte fürchten, daß man bei einer plötzlichen Rückkehr in ihm eher einen Flüchtling als einen Retter erkennen würde. — Die öffentliche Meinung ist überall, besonders in Frankreich, wandelbar. Sie konnte sich gegen ihn kehren, zumal da die Machthaber ihn beneideten und fürchteten. Er sah keine Möglichkeit, nach Frankreich zurückzukehren, als durch den Ruf eines neuen glänzenden Sieges gerechtfertigt. Denn was er bisher gethan, konnte von dem verfehlten Versuche, sich St. Jean d'Acre's zu bemächtigen, ausgelöscht sein. Nur ein neuer Triumph konnte ihn vor der Anklage schützen, sein Heer in einem gefährlichen Moment verlassen zu haben.

Nach Bonaparte's Rückkehr aus Syrien hatte Ibrahim-Bey es gewagt, sich wieder den Pyramiden zu nähern, war aber alsbald zurückgeworfen worden. Murad-Bey, in Oberegypten von Desaix aus einer Stellung in die an-

dere gejagt, und aus jeder, wo er sich festsetzen wollte, immer wieder vertrieben, war ebenfalls, seinen Marsch verbergend, nach der Oase der Seen Natron und Sabasiac vorgedrungen. Murat hatte ihn geschlagen und sein Lager genommen. Bonaparte schloß aus dieser neuen Regsamkeit der Mameluken, daß die längst angekündigte Expedition der Türken gegen Egypten ihrem Ziele nahe gekommen sein müsse. In der That erfuhr er bald von Alexandrien her, daß eine Flotte von hundert türkischen Schiffen auf der Rhede von Abukir vor Anker liege, daß sie achtzehntausend Mann Landungstruppen mit sich führe, und das Fort von Abukir schon eingenommen habe. Diese Nachricht erregte in ihm das brennendste Verlangen, den Feind alsbald zu erreichen und zu schlagen. Eine gewonnene Schlacht ward für ihn das Thor zur Rückkehr nach Frankreich. Er setzte sich sogleich in Bewegung. Die Türken hatten um das Fort von Abukir herum Verschanzungen angelegt, und nahmen eine schwer anzugreifende Stellung ein. In der Entfernung von einer halben Stunde vor den feindlichen Linien angekommen, befahl Bonaparte dem General Lannes, die erste derselben anzugreifen, und zweien Reiterabtheilungen, ihr den Rückzug nach dem Meere abzuschneiden. Dies gelang vollkommen. Die zweite türkische Linie, von der ein Theil der ersten zu Hülfe gekommen, erfuhr ein gleiches Loos. Der Rest des feindlichen Heeres hielt sich unbeweglich, ließ aber seine Artillerie, die besser als gewöhnlich bedient wurde, gegen die Franzosen spielen. Ein Dorf, das die Stellung der Türken vertheidigte, ward genommen. Die Franzosen waren endlich, nachdem sie die feindliche Vorhut zerstreut oder getödtet hatten, am Fuße der Verschanzungen selbst angekommen. Es ward von ihnen dieselbe glänzende, unwiderstehliche Tapferkeit wie bei Lodi und Arcole an den Tag gelegt. Die Cavallerie drang bis an die Gräben der Befestigungen vor. Die zwei und dreißigste und achtzehnte Halbbrigade, wie die Regimenter genannt wurden,

Kapitel V.

kämpften mit den Türken Mann gegen Mann. Der Chef der Guiden zu Pferde, Bessières, dem Bonaparte diese Stellung, wie in Italien, anvertraut, die Generale Duvivier, Rose und Leturc führten die ihnen vorgeschriebenen Bewegungen mit der größten Genauigkeit und Entschlossenheit aus. Aber die Türken wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Sie suchten den Soldaten ihre Bajonette zu entreißen, stiegen von den Pferden und griffen die Franzosen mit dem Säbel und der Pistole an. Die Tapfersten fielen und wurden von eben so Tapferen ersetzt. Die Generale Duvivier und Leturc kamen auf den erstürmten Verschanzungen um. Dieser Verlust verursachte unter den Franzosen eine augenblickliche Unordnung. Die Türken, dies bemerkend, brachen mit Ungestüm aus der großen Redoute, die ihr vornehmstes Bollwerk war, hervor, und glaubten den Sieg in Händen zu haben. Diese unregelmäßige Bewegung ward von Bonaparte augenblicklich benutzt. Lannes bemächtigte sich der Redoute, um die so lange gekämpft worden. Murat durchbrach mit seiner Reiterei die letzten feindlichen Linien, und schnitt ihnen den Rückzug nach dem Meere ab. Zehntausend Flüchtlinge, die sich dahin stürzten, wurden von der Artillerie niedergeschmettert, der Rest von der Cavallerie ereilt und aufgerieben. Murat, der in dieser Schlacht, die von Abukir genannt (fünf und zwanzigsten Juli 1799), einen außerordentlichen Blick und Muth bewiesen, und viele andere Anführer waren verwundet. Der türkische Befehlshaber Mustapha-Pascha ergab sich. Von den achtzehntausend Mann, die er nach Egypten geführt, waren nur eintausend zweihundert übrig geblieben, die das Fort von Abukir noch acht Tage lang vertheidigten, dann aber capitulirten. — Bonaparte hatte demnach seinen Zweck erreicht. Das letzte türkische Heer war vernichtet, und er konnte sich den Franzosen in dem Glanze eines neuen Sieges darstellen, der, an Schnelligkeit und Vollständigkeit, fast Alles übertraf, was er

bisher geleistet hatte. Diese letzte Schlacht schützte ihn zugleich vor dem Verdacht, seine Armee in einer schwierigen Lage verlassen, oder für deren Erhaltung keine zweckmäßige Maßregeln genommen zu haben. Der Orient war vor St. Jean d'Acre der Herrschaft eines neuen Alexanders entgangen, der nur von den Umständen im Vordringen auf einer Bahn aufgehalten wurde, die ihn vielleicht zum Schiedsrichter der alten Welt auf längere Zeit und in ausgedehnterer Weise, als später geschehen, gemacht haben würde. Der Feldzug in Syrien und Egypten bleibt jedoch, Alles zu Allem gehalten, die größte Episode im Leben dieses außerordentlichen Mannes. Was ihr an dauerndem Erfolge gemangelt, wird von dem zauberischem Glanze, der sie umgiebt, mehr als ersetzt. Auch sind Bonaparte's Thaten im Orient nicht ohne Einfluß auf die Lage der Welt geblieben. Jene Gegenden sind von ihm für Europa zum vierten Male, seit Alexander dem Großen, den Römern und den Kreuzzügen, erschlossen worden. Die Aufmerksamkeit des Abendlandes hat sich auf sie viel entschiedener, als Jahrhunderte lang vorher, gewandt, und diese neue Tendenz wird nicht ohne große Resultate bleiben. — Von jetzt an sollte der Held, dessen Siegesstern über den Pyramiden und dem Berge Tabor geleuchtet und mit seinem blutigen Licht einen Augenblick lang Asien erschreckt, seinen Arm nie mehr nach der Wiege der Menschheit ausstrecken, und seine Thatenlust auf Europa beschränken, dasselbe aber in seiner ganzen Länge und Breite, wie ein Orkan das Meer, durchfurchen.

Sechstes Kapitel.

Kapitel VI.

Ganz Italien von der Etsch an bis nach Calabrien war, mit Ausnahme des durch den Frieden von Campo Formio an Oesterreich abgetretenen Venetianischen, durch eine Reihe von Siegen, von den Alpen an bis vor den Thoren von Neapel erfochten, unter den Einfluß und die Herrschaft der Franzosen gekommen. Die Anwendung des revolutionairen Princips und die Willkür des Directoriums hatten zuletzt keinen einzigen italienischen Staat von dem System der Umwandlung und Umschmelzung ausgenommen. Der Großherzog von Toscana war, der Neutralität ungeachtet, die er immer beobachtet, endlich ebenfalls vertrieben worden. Die Republik Lucca, deren Bevölkerung unter ihrer alten Verfassung lange glücklich gewesen, hatte dieselbe aufgeben müssen. Den Piemontesern war von dem Directorium eine Zeit lang mit der Hoffnung geschmeichelt worden, daß man ihnen nach der Entfernung ihres Königs wenigstens einen Schatten von Selbstständigkeit, nach Art der cisalpinischen, ligurischen, römischen und parthenopäischen Republik lassen würde. Aber diese Täuschung dauerte nicht lange, Piemont ward für die französische Rechnung verwaltet und dadurch eine vollkommene

Einverleibung dieses Landes mit Frankreich vorbereitet. Von der Bevölkerung, die nicht ohne kriegerischen Sinn und ohne Nationalgefühl ist, ward diese Veränderung übel empfunden, und sie wartete nur auf eine Gelegenheit, das fremde Joch abzuschütteln. Die französischen Streitkräfte waren übrigens über einen unermeßlichen Landstrich von Turin bis Neapel hin zerstreut, und die militairische Organisation der neuen Republiken bedeutete so viel wie nichts. Das Directorium hatte der Entwickelung einer solchen sogar Hindernisse entgegengesetzt, um die Italiener in einer desto größeren Abhängigkeit halten zu können.

Der Grundsatz der damaligen englischen Politik, der französischen Republik keine Ruhe zu lassen, und ihr unaufhörlich Feinde zu erwecken, die Unzufriedenheit Oesterreichs mit der Willkür und dem Umsichgreifen Frankreichs, die keine Grenzen zu haben schienen, und der Haß Paul's I. von Rußland gegen die Revolution brachten Ende des Jahres 1798 eine neue Coalition, mächtiger als irgend eine der vorigen, zu Stande. Der Hauptangriff der Verbündeten war auf Italien berechnet, einmal, weil Oesterreich am meisten an dessen Befreiung von der französischen Herrschaft gelegen war, und dann, weil die Franzosen hier schwächer als auf ihrer Nord- und Ostgrenze waren, obgleich sie auch dort bedroht werden sollten. Rußland bestimmte zu diesem Feldzuge zwei Heere, von denen das zahlreichste unter den Befehl des Marschalls Suwarow gestellt wurde. Dieser hatte sich gegen Türken und Polen einen militairischen Ruf, wie kein General seines Landes vor ihm, erworben. Obgleich, um nicht Bonaparte's zu erwähnen, mehren französischen Generalen ersten Ranges, wie Massena, Moreau u. s. w., in der Kunst der Auffassung und Anwendung großer strategischer Plane untergeordnet, war er dagegen einer seltenen momentanen Inspiration fähig, die ihn fast immer glücklich leitete, besaß er eine ungewöhnliche Stärke des Willens und Charakters, und übte, mit anderen Mitteln,

Kapitel VI. und unter anderen Formen, auf den Soldaten fast denselben begeisternden Einfluß, wie Bonaparte, aus. Suwarow war eine rohe, harte, abwechselnd ungestüme und schlaue, aber eigenthümliche und bedeutende Natur, und diese Originalität, verbunden mit seinem Ruf und Talent, machte ihn zum ersten General der gegen Frankreich gebildeten Coalition, obgleich manche andere Feldherren, wie namentlich der Erzherzog Carl, ihm an rein kriegerischen Fähigkeiten nicht nachstanden.

Der Kampf begann zuerst in den Gebirgen Graubündens und Schwabens. Die Graubündner, die zu der Eidgenossenschaft gehörten, hegten gegen die helvetische Constitution, auf deren Annahme das Directorium bestand, dieselbe Abneigung wie die kleineren Cantone der inneren Schweiz. Sie fürchteten das Schicksal dieser letzteren, wenn sie widerständen, und wollten sich gleichwohl nicht unterwerfen. Sie riefen die Oesterreicher zu Hülfe. Der österreichische General Hotze hatte sich mit 30,000 Mann in dem Canton festgesetzt, aber Massena trug kein Bedenken, ihn mit einer an Zahl geringeren Armee und in der ungünstigsten Jahreszeit, im März, anzugreifen. Nach einer Reihe blutiger Kämpfe, in denen sich der General Lecourbe an der Spitze der französischen Avantgarde sehr hervorthat, wurden die Oesterreicher aus Graubünden geworfen, und ihnen viele Gefangene abgenommen. Massena gedachte auf Lindau und das nördliche Ufer des Bodensees vorzudringen, um sich mit dem General Jourdan, der in Schwaben eingefallen war, in Verbindung zu setzen, während eine andere französische Armee die Pfalz überzog. Aber nach so vielen und großen Triumphen wurden die Franzosen, endlich eine Zeit lang, vom Glück verlassen. Die Armeen der Republik lagen zu weit aus einander gestreut. Ihre wirkliche Stärke stand weit unter ihrer angeblichen, und sie hatten seit längerer Zeit keine hinreichenden Ersatzmannschaften erhalten. Die Militairadministration war noch un-

regelmäßiger und willkürlicher, als früher, geworden. Die commandirenden Generale waren häufig gewechselt und die Soldaten unzufrieden gemacht worden. Daher kamen großentheils die Unfälle, welche die Franzosen im Jahre 1799 in Deutschland und Italien erfahren sollten.

Die Armee des General Jourdan, die in Schwaben vorgedrungen, war noch nicht 50,000 Mann stark. Der Erzherzog Carl zog ihr mit 70,000 Mann, darunter eine zahlreiche und treffliche Reiterei, entgegen. Jourdan hoffte, von Massena unterstützt zu werden, wenn dieser sich der österreichischen Verschanzungen bei Feldkirch bemächtigte, was aber nicht gelang. Die Vorpostengefechte zwischen beiden Heeren waren lebhaft, und fielen meist zum Vortheil der Oesterreicher aus. Der französische General hatte sich bei Stockach festgesetzt, und sah im Nothfalle einen sicheren Rückzug durch die Gebirge voraus. Dies gab ihm den Muth, einen entscheidenden Kampf zu wagen. Den fünf und zwanzigsten März (1799) wurde die ganze österreichische Vorpostenlinie auf allen Punkten angegriffen. Das französische Fußvolk entsprach seinem großen Rufe. Es hatte den rechten österreichischen Flügel zurückgedrängt, und stand im Begriff, das Centrum zu umgehen, als der Erzherzog Carl mit einer Verstärkung ankam, die er aus seinem linken Flügel gezogen hatte. Am eifrigsten ward um den Besitz eines Gehölzes gestritten, das die Franzosen unter dem General St. Cyr besetzt hatten, und aus dem sie endlich vertrieben wurden. Der Kampf war von beiden Seiten sehr blutig gewesen. Der General Jourdan blieb die Nacht über auf dem Schlachtfelde stehen, zog sich aber am anderen Morgen, ohne von den Oesterreichern beunruhigt zu werden, auf Schaffhausen zurück. Bald nachher legte er das Commando nieder, das Massena übertragen wurde. Die Oesterreicher hatten bei Stockach, von dem Erzherzoge Carl trefflich geleitet, große Kraft bewiesen, und die Franzosen zwar tapfer, aber nicht mit der gewöhnlichen Be-

Kapitel VI. geisterung gefochten. Diese Abwesenheit des ihnen sonst eigenen stürmischen Muthes schien ein übles Vorzeichen für den ganzen Krieg zu sein. Der für die Franzosen niederschlagende Eindruck der Schlacht von Stockach wurde in etwas durch einige glänzende und siegreiche Gefechte gemildert, die der General Lecourbe geliefert hatte. Aber die Unfälle der französischen Armeen in Italien verbreiteten sehr bald einen allgemeinen Schrecken in Frankreich, verursachten in wenigen Monaten den Verlust aller von Bonaparte gemachten Eroberungen, trugen aber wesentlich zum Sturze des Directoriums bei, das größte Glück, das dem französischen Volke begegnen, und das es nicht theuer genug hätte erkaufen können.

In diese Zeit fiel ein Ereigniß, das, die verschiedensten Deutungen veranlassend, einen langen Nachhall gefunden, nie ganz aufgeklärt worden ist, und jedenfalls beweist, wie sehr die Leidenschaften in jener Zeit entflammt gewesen, und wie sehr die moralische Gesittung der Nationen durch den Parteihaß gelitten hatte. Der Congreß von Rastadt, zur Ausgleichung zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche bestimmt, war, ungeachtet des begonnenen Krieges mit Oesterreich, nicht aufgelöst worden. Ein Theil der deutschen Reichsstände hoffte, unter Preußens Schutz, zwischen den streitenden Mächten neutral bleiben zu können. Das Directorium wollte dieselben zu einer Protestation gegen den Eintritt der Russen in das deutsche Reichsgebiet veranlassen. Der Plan, einen Theil der geistlichen Stände zu säcularisiren, um die weltlichen Mächte zu entschädigen, hatte eine große Bewegung in Deutschland und einander widerstreitende Meinungen erregt. Rastadt war in Folge des Krieges von den Oesterreichern besetzt worden. Es war für das österreichische Cabinet wichtig, einen Congreß aufzulösen, der einen Theil der Reichsstände von ihm entfernen konnte. Der Oberst Barbatzi, der die österreichischen Truppen in und um Rastadt befehligte, theilte den

drei bei dem Congreß bevollmächtigten französischen Ministern, Bonnier, Roberjot und Jean Debry, die Weisung mit, die Stadt innerhalb vier und zwanzig Stunden zu verlassen, da der Kaiser, nachdem er seinen Plenipotentiarius abgerufen, den Congreß nicht mehr als solchen anerkannte. Denselben Tag (acht und zwanzigsten April 1799), wo die französischen Minister diesen Befehl erhielten, erfuhren sie, daß ein französischer Courier auf dem Wege von Selz nach Rastadt von österreichischen Husaren angegriffen worden war. Diese Gewaltthätigkeit deutete ihnen nichts Gutes an. Sie verlangten deshalb, als sie an dem Stadtthore ankamen, zumal da es Abend war, eine Escorte, die ihnen verweigert wurde. Sie waren kaum hundert Schritte von Rastadt entfernt, als eine Abtheilung Seckler Husaren über sie herfiel. In dem ersten Wagen befand sich Jean Debry. Sechs Husaren bemächtigten sich seiner, nahmen die in seinen Kleidern und im Wagen vorhandenen Papiere fort, streckten ihn mit zwei Säbelhieben nieder, und warfen ihn in den Chausseegraben. Er behielt Geistesgegenwart genug, um keine Zeichen des Lebens von sich zu geben, so daß man ihn für todt hielt. Die beiden anderen, Bonnier und Roberjot, wurden, letzterer in den Armen seiner Frau, die ihn vergebens zu vertheidigen suchte, niedergemacht. Die Mörder plünderten nicht die Wagen der Gesandten, sondern bemächtigten sich nur ihrer Papiere. Diese Schreckensscene wurde alsbald in Rastadt bekannt, und erregte unter dem dort anwesenden diplomatischen Corps die größte Bewegung. Am anderen Morgen kam Jean Debry mit zerrissenen und blutigen Kleidern zum Vorschein, und begab sich zu dem preußischen Gesandten, dem Grafen von Görtz. Er hatte, nur leicht verwundet, sich aus dem Chausseegraben hervorgearbeitet, und sich während der Nacht, aus Furcht vor den Mördern, in einem benachbarten Gehölz versteckt gehalten.

Das Erste, wonach man forschte, war, wer diese Gräuelthat

Kapitel VI. verübt haben konnte. Nach dem von den anwesenden Diplomaten über den ganzen Vorfall aufgenommenen Protocoll, der einzigen unparteiischen und glaubhaften Schilderung desselben, fiel auf den österreichischen Commandanten Barbatzi allerdings einiger Verdacht, denn er war es gewesen, der den französischen Gesandten Befehl zur Abreise gegeben, und ihnen, unter dem Vorwande, daß die Straße vollkommen sicher wäre, eine Schutzwache verweigert hatte. Er entschuldigte sich damit, daß er zur Gewährung einer solchen nicht ermächtigt gewesen, und, dies auf eigene Hand zu thun, nicht gewagt habe. Außerdem waren die Mörder Husaren von seinem Regiment oder wenigstens wie solche gekleidet gewesen. Indessen war es schwer anzunehmen, daß Barbatzi, der keine persönliche Feindschaft gegen die französischen Bevollmächtigten hegen konnte, mit denen er nie in Verbindung gestanden, ein solches Attentat aus eigener Macht angeordnet hätte, und man begriff nicht, wer, und aus welchem Grunde, ihn dazu veranlaßt haben konnte. Auch hatten diese Husaren, wie die Gemahlin des Ministers Roberjot und einige zur Gesandtschaft gehörige Diener bezeugten, französisch gesprochen, eine Mundart, die den Scekler Husaren damals eben so wenig, wie heute geläufig war. Man erging sich in Vermuthungen aller Art, von denen keine bewiesen werden konnte, von denen jede bei näherer Betrachtung unwahrscheinlich schien. Aber Niemand, selbst nicht in Frankreich, klagte das österreichische Cabinet, ungeachtet des bestehenden Krieges und seiner Leidenschaften, einer Mitwissenschaft oder Mitwirkung bei diesem Verbrechen an. Drei Meinungen stellten sich jedoch besonders heraus, und wurden am meisten wiederholt. In Frankreich wollte man der englischen Regierung und ihrem vornehmsten Organ, Pitt, die Anstiftung jenes Frevels aufbürden. Pitt und Koburg waren früher die beiden Spitzworte gewesen, mit denen die Jacobiner Alles beweisen oder widerlegen zu können geglaubt hatten. Wer gegen Beide am meisten zu declamiren, oder ihre Namen in seinen Reden

unaufhörlich einzuflechten verstanden, hatte im Convent, in den Comités und Clubs für einen großen Patrioten, und selbst für einen Politiker gegolten. Nachdem Koburg vom Schauplatz abgetreten, war Pitt allein übrig geblieben, den sich die französische Phantasie auf das Schwärzeste ausmalte, und dem die Revolutionaire die Veranlassung zu den meisten ihrer eigenen Unthaten Schuld gaben. Abgesehen von seinem persönlichen Charakter, der die Theilnahme an einem solchen Frevel ausschloß, so begriff man nicht, welches Interesse ihn zu dessen Anstiftung hätte veranlassen können. Die Mission der drei französischen Bevollmächtigten war vollendet, und ihr Leben oder Sterben konnte der englischen Regierung sehr gleichgültig sein, denn sie besaßen keine persönliche, über ihr Amt hinausgehende Bedeutung. Das Directorium verbreitete aber, um den Haß gegen England noch zu vermehren, dieses Gerücht mit großem Fleiße, und befahl, unter Anderem, daß Bonnier's und Roberjot's Namen, die Mitglieder des Rathes der Fünfhundert waren, bei jeder Abstimmung ausgerufen, und mit feierlichen Verwünschungen gegen England begleitet werden sollten. — Eine andere Erklärung dieses tragischen Vorfalles ward in England als Wiedervergeltung für den französischen Verdacht erfunden. Dieser gemäß sollte das Directorium seine eigenen Gesandten haben ermorden lassen. Einige englische Publicisten behaupteten nämlich, daß es dadurch im Anfange eines Gefahr drohenden Feldzuges den Nationalhaß in Frankreich gegen Oesterreich und England habe entflammen wollen, und daß Bonnier und Roberjot dem Directorium und seinen Planen entgegen gewesen, und sich vorgenommen hatten, dasselbe nach ihrer Rückkehr in dem Rathe der Fünfhundert anzuklagen. Man suchte mehre Widersprüche in der Erklärung des den Mördern entgangenen Ministers Jean Debry nachzuweisen, und gab zu verstehen, daß dieser das Complot geleitet, französische Soldaten in Seckler Husaren verkleidet, und sich von ihnen habe leicht

Kapitel VI.

verwunden lassen, um jeden Verdacht von sich abzulehnen. Nach dieser Erklärung hätten französische Soldaten Mittel gefunden, über den Rhein zu setzen, sich durch die österreichischen Vorposten zu schleichen, und dicht bei Rastadt jenes Verbrechen zu begehen. Dieser Versuch, das Räthsel zu lösen, war eben so unannehmbar als der frühere, und von englischer Seite nur eine Wiedervergeltung. — In Deutschland regte sich hier und da die Meinung, daß französische Emigranten sich in Scekler Husaren verkleidet hätten, worauf wahrscheinlich der Umstand führte, daß die Mörder französisch sprachen, und sich der Papiere der Gesandten bemächtigten, um die Plane des Directoriums zu kennen. Auch diesem Gerücht lag weder eine innere noch äußere Wahrscheinlichkeit zu Grunde. Denn niemals ist sonst ein ähnliches Verbrechen von den bewaffneten Ausgewanderten begangen worden, und dann hätten sie sich der Papiere der Bevollmächtigten, die keinen Widerstand leisteten, ohne sie zu ermorden, bemächtigen können. Bonnier, Roberjot und Jean Debry konnten übrigens den Emigranten persönlich nicht verhaßter als die meisten anderen Agenten des Directoriums sein, und niemals war, obgleich sich dazu mehrmals Gelegenheit geboten, von den Royalisten an den im Auslande befindlichen Revolutionairen Rache genommen worden. — Ueber diesem ganzen tragischen Vorfalle liegt demnach ein undurchdringlicher Schleier verbreitet, der wahrscheinlich nie gelüftet werden wird.

Die russische Hauptarmee war, wie oben bemerkt worden, gegen die Franzosen in Italien aufzutreten bestimmt. Ihre Vereinigung mit den im Venetianischen stehenden österreichischen Truppen konnte die Streitkräfte der Coalition in diesen Gegenden dreimal so zahlreich machen, als die gewesen, mit denen Bonaparte Italien erobert hatte. Das Directorium hatte nicht die Nothwendigkeit gefühlt, gegen die Russen und Oesterreicher rasch eine hinlängliche Macht in Bereitschaft zu setzen, und als die Gefahr des Angriffs endlich nahe kam, war

es zu spät geworden. Der General Scherer, der vor Bonaparte die französische Armee in Oberitalien commandirte, ward jetzt wieder an ihre Spitze gestellt. Bisher war er Kriegsminister gewesen, und unter seiner Verwaltung Alles in Unordnung gerathen. Es waren ihm mehre ausgezeichnete Generale, wie Moreau, Serrurier, Victor u. s. w., zugegeben worden, aber er besaß weder hinlängliches Talent zum Oberbefehl noch das Vertrauen der Soldaten. Das Directorium hatte ihm befohlen, die österreichische Armee vor der Ankunft der Russen anzugreifen, die zwar in starken Märschen herbeieilten, mit ihren Bundesgenossen aber noch nicht vereinigt waren. Die Oesterreicher wurden von dem General Kray befehligt, der eine Verstärkung aus Tyrol unter dem General Bellegarde erwartete. Scherer wollte dieser Vereinigung zuvorkommen. Den sechsten April (1799) griff er Kray bei Castel-Nuovo an, schlug ihn und verfolgte ihn bis Rivoli. Moreau drang bis Verona vor, und nahm dem Feinde viele Gefangene ab. Aber die Oesterreicher zogen aus Legnago eine Verstärkung an sich, welche die Verbindung unter den französischen Divisionen zu unterbrechen drohte. Die Franzosen zogen sich deshalb auf Castel-Nuovo zurück, hielten aber die beiden Brücken über die Etsch besetzt. Zwölf Kanonen, zwei Fahnen und 4500 Gefangene waren in ihre Hände gefallen. Der Verlust an Todten und Verwundeten war in beiden Heeren ziemlich gleich.

Dieser Sieg war nicht vollständig und entscheidend genug, um die gefährliche Lage der französischen Armee zu verbessern. Die Oesterreicher erwarteten täglich, ohne die Russen zu rechnen, die nicht mehr fern waren, Verstärkungen aus ihrer eigenen Streitmacht, und vergeblich hoffte Scherer, sich mit einer Division des Generals Lecourbe, der sich einen Weg durch Tyrol öffnen sollte, zu vereinigen. Lecourbe war in seinem Marsch aufgehalten worden. Scherer, stolz auf den Vortheil, den er bei Castel-Nuovo davon getragen, beschloß, den

Kapitel VI. General Kray am sechzehnten April abermals zu schlagen. Dieser aber, begierig vor Suwarow's Ankunft einen Sieg zu erringen, kam ihm zuvor und griff ihn auf seiner ganzen Linie an. Der Kampf kündigte sich im Anfange für die Franzosen unter günstigen Aussichten an. Moreau, a· der Spitze von drei Divisionen, manövrirte so geschickt, daß er den Feind zwang, sich auf der Straße von Verona zurückzuziehen. Er durchbrach das Centrum der Oesterreicher und verfolgte sie bis zu den Thoren dieser Stadt. Aber entweder rückte er mit zu großem Ungestüm vor, oder Scherer folgte ihm zu langsam. Es entstanden zwischen den französischen Corps bald bedeutende Zwischenräume, von denen die Oesterreicher Vortheil zogen. Scherer's Divisionen wurden einzeln angegriffen und konnten sich nicht schnell genug Beistand leisten. Serrurier behauptete sich in Villa-Franca, das er eingenommen hatte. Aber auf mehren anderen Punkten wichen die Franzosen. Ihre Operationen hatten kein gemeinsames Ziel. Kray ließ aus Verona eine starke Reserve herausbrechen, welche ein Moreau zu Hülfe geschicktes Corps an der Vereinigung mit ihm hinderte. Dieser suchte indessen noch zu widerstehen, als er von Scherer den Befehl zum Rückzuge erhielt. Dieser Kampf wird die Schlacht von Villa-Franca genannt. Die Franzosen hatten, im Ganzen, den Kürzeren gezogen, und den Vortheil der Offensive, der ihnen seit langer Zeit zur Gewohnheit geworden war, verloren. Die Soldaten, bei denen Scherer überhaupt nie in Gunst gestanden, brachen in lauten Unwillen gegen ihn aus. Ihre Augen wandten sich auf Moreau, der ihnen allein zum Oberbefehl tauglich erschien. Sie sahen bei ihrer Kriegserfahrung voraus, daß sie bald zu einem Rückzuge gezwungen werden würden, und Moreau war der einzige General, der von ihnen zur Leitung einer so schwierigen Operation für fähig gehalten wurde.

Das Mißtrauen des Heeres, die Annäherung der Russen,

die Unmöglichkeit, eine Verstärkung an sich zu ziehen, die sich regende Unzufriedenheit eines großen Theiles der einheimischen Bevölkerung machten, daß Scherer vollkommen den Kopf verlor. Er warf in die ohnedies stark besetzte Festung Mantua noch 6000 Mann, vermehrte die Garnison von Pizzighitone, und brachte dadurch seine activen Streitkräfte auf 28,000 Mann herab. Er zog sich endlich auf die Adda zurück, und glaubte sich dort gegen die vereinigte österreichische und russische Macht, die über 100,000 Mann betrug, eine Zeit lang behaupten zu können.

Suwarow war am achtzehnten April (1799) in Verona eingezogen. Er wurde überall mit den größten Ehren- und Freudenbezeugungen aufgenommen. Es schien, als wenn seine bloße Annäherung den Oesterreichern die Vortheile verschafft hätte, die sie in der letzten Zeit, ohne sein Zuthun, davon getragen hatten. Die beiden österreichischen Generale Kray und Melas stellten sich unter seinen Oberbefehl. Von diesem Augenblicke an nahmen alle militairischen Operationen in dieser Gegend einen Charakter von Kraft und Einheit an, den bisher keine Coalition gegen Frankreich bewiesen hatte, die aber leider nicht von Dauer sein sollte.

Suwarow verfolgte die Franzosen mit einem ganz anderen Eifer, als sie es von den Oesterreichern, nach den seltenen Niederlagen, die sie von diesen erfahren, gewohnt gewesen waren. Er bemächtigte sich Bergamo's und Brescia's, schloß Mantua, Peschiera und Pizzighitone ein, und rückte gegen das Gebiet der cisalpinischen Republik heran. Nachdem er eine Abtheilung seiner Truppen nach Ferrara der dortigen Bevölkerung zu Hülfe geschickt, die sich gegen die Franzosen erhoben, that er alles Mögliche, um die Italiener gegen sie in Harnisch zu bringen. Seine Proclamationen waren in einem glühenden, fast fanatischen Tone abgefaßt, und er stellte sich, obgleich er nicht zur katholischen Kirche gehörte, als den Rächer der Religion, und die Franzosen als deren tödtliche

16*

Kapitel VI. Feinde dar. In einigen Gegenden Toscana's und des Kirchenstaates stand das Volk gegen die französischen Besatzungen auf. Im Neapolitanischen trat der Cardinal Ruffo an die Spitze bewaffneter Bauern und Hirten, und drohte den fremden Eroberern mit einem Vertilgungskriege.

Die cisalpinische und die ligurische Republik allein bewiesen, wenn auch keine außerordentliche Anhänglichkeit für Frankreich, wenigstens eine lebhafte Abneigung vor der Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in Italien. In den übrigen Theilen des Landes stimmten Geistlichkeit, Adel und Landvolk in ihrem Hasse gegen die Franzosen überein. Abgesehen von den antikatholischen und demokratischen Grundsätzen der französischen Republik und selbst ihrem Attentat auf den Papst, war der Druck und die Abhängigkeit, in der sie die Italiener hielt, zu groß, als daß diese das Joch nicht wenigstens mit einem anderen zu vertauschen gewünscht hätten. Nur in einigen Classen, besonders unter Gelehrten und Litteratoren, in einem Theile des Handels- und Advocatenstandes hatten die französischen Ideen Wurzel gefaßt, war die französische Suprematie als Uebergang zu einer späteren nationalen Unabhängigkeit mit Beifall aufgenommen worden. — Die cisalpinische Republik hatte zu der französischen Armee einige Regimenter geschickt, die sich gut geschlagen und die Achtung der Franzosen gewonnen hatten. Als man in Mailand die rückgängige Bewegung Scherer's erfuhr, war ein großer Theil der Jugend entschlossen, nach der Grenze dem Feinde entgegen zu ziehen. Aber das französische Directorium hatte die Entwaffnung des Volkes befohlen, das demnach nichts zu seiner Vertheidigung thun konnte. Die Mitglieder der cisalpinischen Regierung schickten sich zur Flucht an. Sie klagten sich unter einander an, überhäuften sich mit Vorwürfen, waren aber unfähig, irgend eine Maßregel der Sicherheit zu treffen. Scherer that, als wollte er diese Aufregung stillen, benutzte dieselbe aber, um sich

von seiner Armee zu entfernen. Er trat das Commando an Moreau ab, und begab sich nach Mailand. Moreau befand sich in einer viel gefährlicheren Lage, als zwei Jahre vorher an den Ufern der Donau, nach der Niederlage des Generals Jourdan. Die Rheinarmee war damals bis zu ihrem Rückzuge in allen Kämpfen Sieger geblieben, während die italienische, über die er jetzt den Oberbefehl erhalten, von den Oesterreichern Verluste erlitten, und es noch obenein mit den Russen aufnehmen sollte. Zum zweiten Mal übernahm Moreau die Lösung der schwierigen Aufgabe, Fehler gut zu machen, die nicht die seinigen waren. Scherer's Unfähigkeit und noch mehr die verkehrte Politik des Directoriums, welche das den Franzosen so nöthige Vertrauen der Italiener in sie geschwächt hatte, bedrohte Frankreich mit dem gänzlichen Verluste Italiens, das ihm so viele und heiße Kämpfe gekostet hatte.

Moreau überzeugte sich, daß ein Rückzug unvermeidlich geworden, hätte aber gern die Armee unter Macdonald erwartet, der Championnet's Nachfolger in Neapel geworden war, und von dem vorausgesetzt werden konnte, daß er auf die Nachricht von den Unfällen der Franzosen bei Verona sich gegen Norditalien zu in Bewegung gesetzt hatte. Auf der anderen Seite wollte Moreau die französische Armee unter Lecourbe in Graubünden nicht ohne Unterstützung lassen. Diese bildete für die Franzosen die Verbindungslinie zwischen der Schweiz und Italien. Wenn er sich aber einem von diesen beiden Generalen zu nähern suchte, so setzte er den anderen der Gefahr aus, von einem zahlreichen Feinde erdrückt zu werden. Hierzu kam noch, daß der Erzherzog Carl die Wichtigkeit der Einnahme Graubündens, um den französischen Heeren in der Schweiz und Lombardei jede gemeinsame Unternehmung unmöglich zu machen, erkannt, und sich auf jene Gegend mit einer Lescure überlegenen Streitkraft geworfen hatte. Außerdem ließ die Stimmung der Graubündner den

Kapitel VI. Franzosen wenig Hoffnung auf einen erfolgreichen Widerstand übrig. In dieser drangvollen Lage traf Moreau eine seines großen Rufes würdige Wahl. Ein Rückzug ohne energischen Widerstand, mußte die moralische Kraft seines Heeres schwächen, und überhaupt auf die Lage der Republik, die sich nicht mehr durch ihre Ideen, sondern nur durch ihre Waffen vertheidigen konnte, vom übelsten Einflusse werden. Er beschloß eine Schlacht, und griff die Oesterreicher und Russen bei Cassano an der Adda an (sieben und zwanzigsten April 1799), wo einst im Zeitalter Ludwig XIV. die Franzosen die Oesterreicher geschlagen hatten. Suwarow führte über das verbündete Heer den Oberbefehl, das noch einmal so stark als das französische war. Er ließ eine Brücke über den Fluß schlagen, und die Schnelligkeit, mit der dies geschah, entschied den Sieg. Es war umsonst, daß Victor und Serrurier die Oesterreicher geworfen, sie wurden von den Russen, die über die Adda gesetzt, von einander getrennt. Victor fand Zeit, sich zurückzuziehen, Serrurier mußte sich nach einem tapferen Widerstande ergeben. Suwarow wandte sich hierauf rasch gegen die Brücke von Cassano, so daß die Franzosen sie nicht anzünden konnten. Moreau hätte den Kampf noch fortsetzen können. Aber seine Absicht war nur gewesen, dem Feinde die Spitze zu bieten, um die kriegerische Kraft seiner Truppen nicht erschlaffen zu lassen, und er setzte seinen Rückzug, ohne besonders beunruhigt zu werden, auf Alessandria fort. Sein Heer, das durch die Verluste der letzten Schlacht bis auf 20,000 Mann geschmolzen war, wurde von einer Menge italienischer Flüchtlinge beschwert, welche die Rache des Feindes fürchteten, gleichwohl schlich sich unter den Augen dieses großen Führers keine Unordnung in dasselbe ein. Moreau wollte, um seine weiteren Maßregeln zu nehmen, die militairischen Ereignisse aus Graubünden und dem Engadin abwarten. Die Nachrichten lauteten nicht günstig. Der General Lecourbe, von den Oesterreichern heftig gedrängt, konnte

sich dort nicht behaupten. Was war auf der anderen Seite aus Macdonald geworden? Die zwanzigtausend Mann, die er Moreau zuführen konnte, hätten diesen noch immer in den Stand gesetzt, ein Gewicht in die Wagschale Italiens zu werfen. Aber wie war es vorauszusetzen, daß Suwarow nicht den größten Theil seiner Macht dazu angewandt haben würde, um Macdonald's Zug aufzuhalten und eine solche Vereinigung zu hindern? Moreau beschloß sich nach dem Gebiet der ligurischen Republik zu wenden und die Engpässe der Apeninen zu besetzen, über die Macdonald ihm entgegenkommen mußte.

Suwarow verfolgte seine Vortheile nach dem Siege von Cassano nicht mit der Kraft, die er am Tage der Schlacht bewiesen hatte. Weit davon entfernt, Bonaparte's blitzschnelle und Alles niederschmetternde Energie in Benutzung einer glücklichen Action nachzuahmen, hielt er sich mit der Belagerung der einzelnen Festungen auf, und zerstreute seine Macht. Im Vergleiche zu des jungen corsicanischen Helden einfacher, auf einer geraden Linie fortlaufender, so zu sagen, klassischer Kriegsführung, gefiel sich der greise moscowitische Feldherr in zickzackigen Manövern, die ihn langsam und erschöpft an sein Ziel führten.

Macdonald hatte unterdessen Neapel verlassen, nachdem er in das Castel St. Ebno, um die dortigen Republikaner zu schützen, eine starke Besatzung gelegt. Die Lazzaroni, die sich früher gegen die Franzosen so wüthend vertheidigt, wagten es erst nach ihrem Abzuge, sich zu erheben. So mächtig war der Eindruck gewesen, den ihnen die französische Tapferkeit und Disciplin eingeflößt hatte. Macdonald wies ohne Schwierigkeit die Angriffe des neapolitanischen Landvolkes zurück, das, nach spanischer Art, in kleinen immer wiederkehrenden Schaaren ihn auf allen Seiten anzugreifen versuchte. In tiefer Stille zog die französische Armee durch Rom, ohne beunruhigt zu werden. Aber in Toscana fand Mac=

Kapitel VI. donald eine den Franzosen äußerst feindliche Stimmung vor. Arezzo und Cortona hatten das Zeichen zum Aufstande gegeben, und überall wurden die Franzosen, die einzeln oder in kleinen Abtheilungen einherzogen, niedergemacht. Das Volk hatte jeden Augenblik die Ankunft der Oesterreicher erwartet, und sein Schrecken war groß, als statt ihrer ein französisches Heer erschien. Macdonald war, um seinen Zug fortsetzen zu können, Arezzo und Cortona anzugreifen, genöthigt. Nachdem er diese Städte mit der strengsten Rache bedroht, behandelte er sie, als ihre Thore ihm geöffnet wurden, mit Schonung. Die Unbeweglichkeit, in die Suwarow gegen alle Erwartung gesunken, und die Freiheit, die er dem aus Neapel herankommenden französischen Heere ließ, sich mit dem nach Ligurien zurückgezogenen zu vereinigen, gab Macdonald einen kühnen Plan ein. Nachdem er die in Toscana zerstreuten französischen Garnisonen an sich gezogen, beschloß er auf Parma und Modena zu marschiren und Suwarow aufzusuchen. Dieser erkannte endlich zu spät den Fehler, den er begangen, Moreau nicht eifriger verfolgt zu haben, oder Macdonald nicht entgegen gezogen zu sein. Der österreichische General Kray, der vor Suwarow's Ankunft die Franzosen geschlagen, erschrak, als er Macdonald's kühne Absicht erkannte, und fürchtete bei der Belagerung von Mantua, die er unternommen, angegriffen zu werden. Er verließ für einen Augenblick seine Stellung vor dem Bollwerk Oberitaliens, und hielt sich schlagfertig. Suwarow rief alle detaschirten Belagerungscorps zurück, und zog seine gesammten Streitkräfte bei Piacenza zusammen. Macdonald dachte ihn zu überraschen, bevor er seine Vorbereitungen vollendet hätte. Am zehnten Juni (1799) griffen die Franzosen die Verbündeten bei Casino-Brunetti mit Ungestüm an. Sie vermochten dieselben nicht aus ihren Stellungen zu vertreiben, erlitten aber selbst keinen bedeutenden Verlust. Am zwölften Juni erneuerte Macdonald seinen Angriff. Durch

geschickte Bewegungen war es ihm gelungen, zwei österreichische Divisionen zu trennen, und eine derselben, unter dem General Klenau, bis nach Ferrara zurückzutreiben. Die Oesterreicher verloren über dreitausend Mann. — Macdonald anstatt sich mit diesen Erfolgen zu begnügen und seine Vereinigung mit Moreau zu bewerkstelligen, beschloß, das Glück noch einmal zu versuchen. Mit Truppen, wie die seinigen, glaubte er, daß, selbst im Falle einer Niederlage, noch nicht Alles verloren sei, ein möglicher Sieg aber von unberechenbaren Folgen werden könne. Er kam an dem Ufer der Trebia an, wo einst Hannibal die Römer geschlagen. Suwarow lagerte ihm gegenüber. Den siebzehnten Juni setzte Macdonald, ungeduldig, den Kampf zu beginnen, unter dem Feuer der russischen Batterien über den Fluß. Man schlug sich auf beiden Seiten mit Aufbietung aller Kräfte. Macdonald, selbst verwundet, sah nur verwundete Generale um sich her. Eine von Dombrowski commandirte Division Polen, die ihr unterdrücktes Vaterland verlassen, und die in diesen Feldzügen berühmte Division des Generals Victor thaten sich vor Allen hervor. Melas, der dem General Ott zu Hülfe gekommen war, konnte dem Angriffe der Franzosen nicht widerstehen. Er wich aber mit Besonnenheit, und stützte seine Avantgarde auf die der Russen. Suwarow stellte den Kampf wieder her. Die Franzosen wurden aufgehalten, aber verloren ihre Stellung nicht. Als die Nacht kam, waren sie Meister der beiden Ufer der Trebia. — Aber während Suwarow in dieser Zeit Verstärkungen an sich zog, konnten Macdonald's Verluste nicht ersetzt werden. Am anderen Morgen, achtzehnten Juni, begann die Schlacht von Neuem. Oesterreicher, Russen und Franzosen fochten, als wenn das Schicksal ihrer Nationen an den Ausgang dieses Tages gebunden wäre. Letztere mußten sich endlich, von der Uebermacht gedrängt, auf das linke Ufer der Trebia zurückziehen. Aber Macdonald

Kapitel VI. wollte selbst jetzt noch nicht den Kampf aufgeben und den Rückzug antreten, der leicht und sicher zu bewerkstelligen war. Am dritten Tage (neunzehnten Juni) setzten die Franzosen abermals über die Trebia. Macdonald hatte die Hoffnung des Sieges nicht aufgegeben, und von seiner an Zahl dem Feinde sehr ungleichen Armee eine Colonne abgesondert, um den Po zu passiren, und sich auf den linken Flügel der Verbündeten zu werfen. Diese waren aber auf diesem Punkte zu stark, um zum Weichen gebracht werden zu können. Den ganzen Tag über dauerte der Kampf mit der größten Lebhaftigkeit fort. Macdonald rief, die Reihen seiner Soldaten durcheilend, unaufhörlich! »Vorwärts! Keinen Gedanken an Rückzug!« — Die Hälfte der französischen Armee lag todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Suwarow, die Schwäche des Feindes bemerkend, schwamm mit seiner leichten Reiterei durch die Trebia. Macdonald gab endlich den Befehl zum Rückzuge, der unvermeidlich geworden war. Diese dreitägige Schlacht an der Trebia, gegen einen so überlegenen Feind geschlagen, gereicht dem Talent des französischen Feldherrn und der Tapferkeit seiner Soldaten zu keiner geringen Ehre. Suwarow hatte den Sieg so theuer erkauft, daß er den Abzug der Franzosen nur schwach beunruhigte. — Moreau, der auf dem Gebiete der ligurischen Republik eine feste Stellung genommen, hatte Macdonald's kühne Offensive nicht unterstützen können, aber einen Theil der feindlichen Streitkräfte auf sich gezogen. Letzterer zog sich in guter Ordnung auf Lucca zurück. Der Abfall eines cisalpinischen Generals, der mit seinem Corps zu den Verbündeten überging, erlaubte Macdonald nicht, Toscana zu behaupten. Er nahm die Engpässe der Apeninen ein, und verfolgte die Straße, la Corniche genannt. Moreau schickte ihm zwei Divisionen entgegen. Suwarow hatte die Vereinigung der beiden französischen Generale vergebens zu hindern gesucht. Aber von den Eroberungen Bonaparte's war den Franzosen nur die Stadt und

das Gebiet von Genua übrig geblieben. Mailand und Turin waren in Feindes Hände gefallen. Mantua ergab sich zum großen Erstaunen der Franzosen nach kurzem Widerstande. Der Erzherzog Carl hatte sich ganz Graubündens bemächtigt, und Massena, der ihm lange widerstanden, war genöthigt gewesen, Zürich aufzugeben. So rasch hatte sich das Glück gewandt, so traurig war die militairische Lage der großen Republik geworden, die in den letzten Jahren so viele alte Staaten zertrümmert, so viele neue gestiftet hatte. In den Armeen zwar erlosch die einmal angezündete Gluth der Tapferkeit nicht, von großen Generalen, wenn sie einen Augenblick lang zu verglimmen drohte, immer wieder angefacht; denn die Gefahren selbst trugen dazu bei, unter den Soldaten Zucht und Ordnung zu erhalten. Der republikanische Patriotismus war sehr gesunken, aber der kriegerische Stolz ersetzte ihn. Im Inneren der Republik aber drohten jene Niederlagen den ohnedies, seit langer Zeit, wankenden und verworrenen Zustand einer vollkommenen Anarchie entgegenzuführen. Die willkürliche und schwache Regierung des Directoriums hatte die Parteien mehr gereizt als erdrückt, den Geist der Massen aber gelähmt. Die bestehende Verfassung war, ihrem Geist und ihrer Form nach, mehr als einmal verletzt worden. Das Directorium hatte ihre Basis erschüttert, dagegen aber die Theile, auf die es seinen Despotismus stützen konnte, sorgfältig zu erhalten und zu erweitern gesucht. Die innere Lage der Republik in diesem Zeitraume war unruhig, aber ohne Entschiedenheit, zerfallen und dabei wenig beachtet. Man fühlte, daß eine große Veränderung nur von Außen kommen konnte. Die Minorität des Directoriums war erneuert worden. Da aber das Triumvirat, das den Staatsstreich des achtzehnten Fructidor geführt, bis zum Juni 1799 dasselbe geblieben, so wäre es überflüssig, dieses rein nominellen, resultatlosen Wechsels weiter zu gedenken. Die beiden Räthe, welche die Volksvertretung bildeten, waren

Kapitel VI. ebenfalls neu gewählt, und besonders in den der Fünfhundert eine Menge Deputirten getreten, die den Grundsätzen des Jacobinismus anhingen.

Nur ein einziger, aber der wichtigste politische Act aus jener Epoche soll hier angeführt werden, weil er ein Bild von der Willkür des Directoriums, der Ohnmacht der Volksvertretung, der Schwäche der öffentlichen Meinung und der Zerrissenheit des ganzen Zustandes gewähren kann. Der bestehenden Verfassung oder vielmehr Dem gemäß, was von ihr übrig geblieben, waren im März 1798 neue Wahlen angeordnet worden. Das Directorium hatte alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Royalisten oder solche, welche sich zu ihren Grundsätzen neigten, von der Theilnahme auszuschließen. Es gehörte nicht wenig Muth dazu, um, nach den Vorgängen des achtzehnten Fructidor, eine Mißbilligung über das Verhalten der republikanischen Machthaber öffentlich auszusprechen. Der Geist, in welchem diese Wahlversammlungen abgehalten wurden, konnte an die jacobinische Anarchie des Jahres 1793 erinnern, und zu ihrer Erneuerung beitragen. Die Apotheose Robespierre's, die Apologie Baboeuf's wurden darin laut ausgesprochen, zur Wiederherstellung des Andenkens »dieser Märtyrer« und zur Rache an ihren Feinden aufgefordert. Das Directorium wurde von dieser Partei »die Tyrannen im Luxemburg« genannt. Die Jacobiner zeigten keine Abneigung gegen die Royalisten und Gemäßigten, richteten aber ihren Haß gegen die Pentarchen, deren sie sich, wie der mit ihnen entstandenen Constitution, entledigen wollten. Das Directorium hatte einen solchen Angriff nicht erwartet. Es begriff, aber zu spät, daß es durch seine bisherigen Maßregeln gegen die Royalisten dem Jacobinerthum Thor und Riegel geöffnet hatte. Die in Folge des achtzehnten Fructidor erlassenen Gesetze hatten jedoch die vollziehende Gewalt mit einem zweischneidigen Schwerte bewaffnet, welches, so wie früher gegen die zur Wiederherstellung des Königthums,

so jetzt gegen die zur Rückkehr der Schreckenszeit Verschworenen gebraucht werden konnte. Das Directorium wollte indessen gegen seine gegenwärtigen Gegner keine gewaltsamen Mittel anwenden, sondern zog eine Verletzung der Constitution einem Angriffe auf die Personen vor. Es veranlaßte und zwang selbst, durch das Organ von ihm ernannter Commissarien, in allen Wahlversammlungen, wo die Majorität sich ihm feindlich zeigte, die Minorität, auf eigene Hand Wahlen zu treffen. Dieses Verfahren, welches das ganze Repräsentationssystem über den Haufen warf, und außerdem etwas Abnormes und Absurdes in sich hatte, brachte die Unpopularität des Directoriums erst recht an den Tag. Die ihm zugethane Minorität bestand kaum aus dem fünften Theile aller Stimmfähigen. Die, welche eine gewaltsame Entwickelung solcher Verwirrung voraussahen, suchten das Directorium noch mehr in Verlegenheit zu setzen, indem sie in vielen Departements ihre Stimmen auf ganz neutrale, gleichgültige Personen fallen ließen, die keiner Partei wahrhaft zugethan waren. Sie wollten es dem Directorium dadurch schwer oder unmöglich machen, zwischen ihnen und ihrer Gegner Ernennungen eine Auswahl zu treffen. Das Directorium ließ sich aber dadurch nicht stören, sondern forderte überall die Minorität zu Wahlen ihrer Meinung auf. Aber selbst diese Wahlen fielen für das herrschende System nicht immer günstig aus. Endlich griff es zu dem äußersten Mittel, es annullirte alle ihm feindlichen Wahlen ohne Weiteres. Dasselbe Volk, das seinen König des Todes für schuldig gehalten, weil er von einer ihm erblich überkommenen unumschränkten Gewalt, obwohl sehr mäßig, Gebrauch gemacht, ertrug den sich auf nichts stützenden Despotismus einiger plötzlich aus dem tiefsten Dunkel aufgetauchten Advocaten und Offiziere. Nach diesem Act der Willkür kündigten die Pentarchen im Luxemburg der Volksvertretung eine Verschwörung gegen die bestehende Constitution an, die, wenn sie wirklich vorhanden ge=

Kapitel VI.

wesen, aus zwei= bis dreimal hunderttausend stimmfähigen Bürgern bestehen mußte, und demnach keine solche mehr sein konnte. Es behauptete, die Verfassung zu retten, indem es dieselbe unaufhörlich verletzte. Das Repräsentativsystem, dessen Zweck die Darstellung der Meinungen und Wünsche der Majorität eines Volkes ist, und auf dessen Grundlage die Constitution vom Jahre III. gebaut war, ward dadurch gänzlich umgestoßen. Das Directorium wiederholte und verbreitete die alte Fabel von einem großen Bunde der Royalisten und Jacobiner zu einem Angriff auf die Rechte der Nation.

Die beiden Räthe wurden gezwungen, die Annullirung der von der Majorität getroffenen Wahlen zu bestätigen. Mehre Deputirte erhoben sich mit Nachdruck gegen diese Verletzung oder vielmehr Vernichtung des Repräsentativsystems. Die meisten gaben jedoch nach, indem sie, wenigstens im damaligen Augenblicke, von dem Sturze des Directoriums eine allgemeine Umwälzung und die Möglichkeit einer Rückkehr des Schreckenssystems fürchteten. Die Verhandlungen der beiden Räthe in dem Jahre 1798 betrafen fast allein innere Angelegenheiten der Verwaltung oder Rechtspflege und bewiesen die Nothwendigkeit, aber auch die Unmöglichkeit, unter den bestehenden politischen Verhältnissen, eine Reform des vorhandenen Zustandes hervorzubringen.

Im März 1799 fanden neue Wahlen für die Volksvertretung statt. Sie waren dem Directorium wieder ungünstig, das sie aber diesmal nicht aufzuheben wagte, und nur sehr gemäßigte Klagen gegen ihr Resultat laut werden ließ. Das Loos, die für das Bleiben oder Ausscheiden der Mitglieder des Directoriums angenommene Form, ließ Rewbel aus seiner bisherigen Stellung treten. Er war Der unter seinen Collegen gewesen, der am meisten Hang zur Willkür bewiesen, und am meisten Haß auf sich geladen hatte. Er trat in den Rath der Alten ein. Die beiden Räthe ernannten Sieyès

zu seinem Nachfolger, der aus Abneigung gegen Rewbel, den er um keinen Preis zum Collegen haben wollte, nach dem dreizehnten Vendémiaire, die ihm angetragene Aufnahme in das Directorium abgelehnt hatte. Er war seitdem Botschafter am preußischen Hofe gewesen. Man glaubte ihm die Neutralität dieser Macht in dem letzten Kriege zu verdanken, eine Neutralität, auf die man bei den in Italien und Deutschland erlittenen Unfällen großen Werth legte. — François de Neufchateau war schon vor längerer Zeit aus dem Directorium ausgeschieden, und von Treilhard ersetzt worden. Ersterer war Minister des Innern geworden, und zeichnete sich durch seine große Sorge für die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten aus, die in der Revolution, ungeachtet der politischen Begünstigung der niederen Classen, sehr verfallen waren.

Die Unzufriedenheit der beiden Räthe mit der Bevormundung, die das Directorium seit langer Zeit über sie ausübte, und über dessen beständige Verletzung der Verfassung, kam endlich zum Ausbruch. Die Rednerbühne tönte von Anklagen gegen die Agenten des Directoriums, und gegen dieses selbst, wieder. Alles, was vorging, ward zu einem Mittel des Angriffes gegen dasselbe gebraucht. Die Nachrichten von den Unfällen, welche die Armeen erfahren, vermehrte die Spannung. Man maß der vollziehenden Gewalt die Entlassung mehrer tüchtigen Generale, die Ernennung Scherer's, die Bedrückungen der in Italien gegründeten Republiken, kurz die Gesammtheit der begangenen militairischen und politischen Fehlgriffe, bei. Zugleich ward die Finanzverwaltung der Republik auf das Heftigste angegriffen. Nach der Erschöpfung aller Hülfsquellen im Innern, dem öffentlichen Bankerott, den Contributionen des Auslandes, war das Directorium gezwungen gewesen, ein Deficit von hundert Millionen Franken anzuzeigen. Man verlangte eine Rechnungsablegung, und drohte, das nächste Budget zu verwerfen. Man legte ihm die im Süden und Westen des Landes überhand nehmen-

Kapitel VI.

den Unordnungen, die neuen Schilderhebungen der Royalisten in der Vendée und Bretagne, zur Last. Einige der ausgezeichnetsten Redner machten auf die Incongruenz und Disharmonie des ganzen bestehenden Systems, das halb revolutionairer, halb conservativer Natur war, aufmerksam. Unter den Gegnern des Directoriums traten besonders Boulay de la Meurthe, François de Nantes und Lucian Bonaparte hervor. So oft man letzteren auf der Rednerbühne sah, fragte man sich, warum sein Bruder, der Eroberer Italiens, in einer so drohenden Krise, in so weiter Ferne gehalten werde, und war geneigt, dem Directorium daraus einen neuen Vorwurf zu machen. Der erste Antrag, der zur Abstellung der vorhandenen Uebel gemacht und angenommen wurde, war die Erneuerung der Preßfreiheit, selbst für die Flugschriften und Zeitungen. Dieses angebliche Heilmittel gegen die bestehende Unordnung vermehrte diese für den Augenblick, trug aber endlich zum Sturze des Directoriums bei. — Es bildete sich jetzt ein Bund gegen dasselbe, an dessen Spitze die Generale Augereau und Joubert traten. Barras, der ohne Grundsätze war, und keine anderen als persönliche Zwecke verfolgte, nahm an ihm, die traurige Lage der Dinge erkennend, Theil. Dieser Bund bestand schon, als Sieyès in das Directorium trat, und ward von ihm im Geheimen begünstigt. Sehr viele Deputirte und mehre der ersten Magistratspersonen der Hauptstadt traten ihm bei. Man wollte, vor Allem, den Sturz des Directoriums, und kam überein, um keinen widerstrebenden Ansichten und Parteiungen Raum zu geben, alle Fragen über das nach dessen Beseitigung einzuführende System vor der Hand zu vertagen. Die Einen unter den Gegnern des Directoriums wünschten die Rückkehr der Monarchie, die Anderen die Reinigung und Befestigung der Demokratie. Es war vorauszusehen, daß ohne eine außerordentliche Dazwischenkunft, im Falle des Gelingens, unter den Siegern selbst ein neuer Kampf ausbrechen

würde. Die drei Directoren, deren Entfernung von ihrer Stellung beschlossen wurde, Larévellière-Lepeaux, Treilhard und Merlin de Douai, waren Advocaten. Man wandte gegen sie dieselben Waffen an, deren sie sich selbst zu ihrer Erhebung bedient hatten. Treilhard's Wahl wurde von den beiden Räthen, wegen eines Mangels in der Form, für ungültig erklärt. Sobald dieser erste Erfolg errungen, ward die Sitzung für permanent erklärt. Man verharrte mehre Tage lang in einer so feindseligen Stellung gegen das Directorium, daß eine blutige Katastrophe fast unvermeidlich schien. Denn die drei bedrohten Directoren erklärten, nicht nachgeben, und auf ihren Sitzen sterben zu wollen. Barras und Sieyès, im Geheimen gegen sie arbeitend, stimmten ihnen dem Anscheine nach bei. Das Pariser Volk, das gegen den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten seit langer Zeit gleichgültig und ihnen fast fremd geworden war, gab bei diesem ganzen Streite mehr Neugierde als Theilnahme zu erkennen. Die drei Directoren wichen endlich den Angriffen ihrer Gegner in einem Augenblicke, wo sie noch manche Mittel der Vertheidigung besaßen. Sie reichten der Volksvertretung ihre Entlassung ein. Zu ihren Nachfolgern wurden Gohier, Roger-Ducos und der General Moulins ernannt. Dieses Ereigniß, etwas übertrieben die Revolution vom dreißigsten Prairial (achtzehnten Juni 1799) genannt, führte einen Zustand herbei, in dem die Republik an allen Uebeln der Anarchie litt, und, ohne besondere unerwartete Umstände, die Erneuerung des Terrorismus erlebt hätte.

Das unmittelbare Resultat des dreißigsten Prairial schien die Unterordnung des Directoriums unter die Volksvertretung, wie die Constitution des Jahres III. es beabsichtigte, werden zu müssen. Die drei neuen Directoren waren weder geneigt noch geeignet, die nach dem achtzehnten Fructidor erlangte Dictatur fortzusetzen. Die beiden Räthe hatten gegen solche Ansprüche, aber nicht gegen die der Anarchie, ihre Maßregeln ge-

Kapitel VI.

troffen. Die Clubs wurden in ganz Frankreich wieder eröffnet. Die Jacobiner setzten sich in ihnen wie in einer bestrittenen, aber endlich errungenen Erbschaft fest. In Paris nahmen sie den Saal, le Manège genannt, ein, wo die Assemblée constituante ihre Sitzungen gehalten hatte. Dieses Local wurde für die Jacobiner gewissermaßen ein fester Posten, von dem aus sie die Volksvertretung, die in den Tuileries saß, beaufsichtigen, und, in dem berühmten öffentlichen Garten dieses Namens, sich mit dem gleichgesinnten Theile des Publicums in Verbindung setzen konnten. Der größte Theil dieser Clubisten schien die blutigen Maximen von 1793 vergessen zu haben, oder sie wenigstens nicht zur Anwendung bringen zu wollen. Aber sie trugen dagegen die Grundsätze einer unbegrenzten Demokratie zur Schau, zu deren Verwirklichung sie natürlich über kurz oder lang, bei dem Widerstande, der nicht ausgeblieben wäre, zu den Maßregeln des Schreckenssystems ihre Zuflucht hätten nehmen müssen. Die Schwäche der Regierung, die Verwirrung in den Finanzen, die Niederlagen der Heere, die Furchtsamkeit des seit dem dreizehnten Vendémiaire sehr eingeschüchterten Pariser Bürgerstandes, schienen die Ultrademokraten jetzt eben so wie im Anfange der Revolution zu begünstigen, wo ähnliche Symptome ihre Angriffe auf das Bestehende erleichtert, und ihnen eine so große Bedeutung verliehen hatten. Wie damals, wandte sich auch jetzt ein großer Theil der Deputirten, namentlich aus dem Rathe der Fünfhundert, ihnen zu, die Einen, um sie als Mittel für ihre persönlichen Zwecke zu brauchen, die Anderen, um sie leiten, und sich ihren Uebertreibungen entgegensetzen zu können. Besonders war es die üble Lage der Armeen, die den Jacobinern den Vorwand zu ihren Zusammenkünften, um den Fanatismus des Volkes zu erregen, und durch außerordentliche Mittel das Vaterland zu retten, an die Hand gab. Ihre Versammlung, auf denselben Fuß wie früher eingerichtet, lockte eine große Menge Zuschauer herbei. Sie durchzogen, wie sonst, gegen Abend

den Garten der Tuileries mit kriegerischen Gesängen, und es war zu fürchten, daß Die, welche ihnen jetzt nur aus Neugierde folgten, sich ihnen bald enger anschließen würden. Wie sehr auch die persönlichen Meinungen der Mehrheit dieser wieder aufgelebten Partei modificirt sein mochten, einmal zur Herrschaft gekommen, würden sich, wie früher, die Arglistigsten, Gewaltthätigsten und Grausamsten der Leitung des Ganzen bemächtigt haben. Die Guillotine wäre von Neuem in Permanenz gesetzt worden, denn die Jacobiner hätten der Versuchung nicht widerstehen können, für die vielen Märtyrer, wie sie die von Robespierre's Sturze an gefallenen Demagogen nannten, an ihren Feinden Rache zu nehmen. Aber ungeachtet der Schwäche der Regierung, des Beifalles, den die Grundsätze der Jacobiner im Rathe der Fünfhundert fanden, und der herrschenden Verwirrung, sollten alle Versuche zu einer Erneuerung der Schreckenszeit und des alten, wilden und blutigen Spieles vergeblich bleiben. Die Masse war gegen sie gleichgültig geworden. Das revolutionaire Fieber der niederen Classen, ohne welches der Terrorismus und Robespierre's, Danton's und Marat's Walten unmöglich gewesen, war zwar nicht von Grund aus geheilt, aber in seinem Verlaufe unterbrochen worden. Die Zeit des Paroxysmus war vorüber. Das Volk sah und hörte die Jacobiner ohne Widerwillen, aber auch ohne Theilnahme. Es hätte damals gern, wie früher, die Früchte der Proscriptionen und Insurrectionen genossen, aber ohne zu deren Hervorbringung sich thätig zeigen zu müssen. Die Jacobiner versuchten diese Apathie zu stacheln, jedoch ohne Erfolg. Der Gährungsstoff der Revolution hatte sich bis auf einen gewissen Grad in sich selbst verzehrt, und eine künstliche Erneuerung desselben war nicht möglich.

Kapitel VI.

Unter den Directoren waren die beiden neuen, Gohier und Moulins, geneigt, sich auf die Jacobiner gegen die Royalisten und Gemäßigten zu stützen, und sie in ihrem Treiben, so viel als möglich, zu beschützen. Barras, ob-

Kapitel VI. gleich von dem revolutionairen Rausche längst entnüchtert, fürchtete die Jacobiner zu verletzen, die ihn an seine Vergangenheit und an so manche gemeinsam begangene Frevel erinnern konnten. Er begünstigte sie dem Anscheine nach. Sieyès allein zeigte sich als ihren entschiedenen Gegner, und der Widerstand, den er ihnen jetzt entgegensetzte, macht den ehrenvollsten Theil seiner öffentlichen Laufbahn aus. Einzig von Roger-Ducos unterstützt, ohne die Majorität weder im Directorium noch in den beiden Räthen zu besitzen, trat er den Anarchisten bei jeder Gelegenheit entgegen, und suchte alle ihre Gegner um sich zu versammeln. Man sah auf ihn als auf einen Retter, dazu bestimmt, der herrschenden Verwirrung, durch die Tiefe seiner Ideen, seinen Einfluß und seine Erfahrung, ein Ende zu machen. Die Plane zu einer Verbesserung des gesammten öffentlichen Zustandes, die man ihm zuschrieb, beschäftigten die allgemeine Aufmerksamkeit, welche dieselben zu errathen suchte. In keiner anderen Epoche der Revolution hat man so viele Projecte und Intriguen im Gange gesehen. Die Verfassung, unter der man lebte, flößte Niemandem mehr Vertrauen auf ihre Dauer ein. Niemand erklärte sich zu ihrer Vertheidigung bereit. Es handelte sich nur darum, ob sie durch eine gewaltsame Katastrophe gestürzt, oder einem anderen System auf friedlichem Wege Platz machen würde. Alles beschäftigte sich mit dieser Frage, und Jeder schien das Räthsel der Zukunft nach seinen besonderen Wünschen auslegen zu wollen. Es gab wenige gesellige Vereine, wo man nicht die Mittel zu einer Veränderung in der Regierung besprochen hätte. Allmälig bildete sich eine antijacobinische Conföderation, in die Viele traten, die sich den demokratischen Ideen bisher geneigt gezeigt, aber vor deren äußersten Consequenzen zurücktraten. Man sagte sich im Vertrauen, daß dieser oder jener General dem Bunde beigetreten sei, und bei schicklicher Gelegenheit als dessen Verfechter auftreten werde. Besonders schien man auf die Hülfe des Gene-

rals Joubert zu rechnen, der am dreißigsten Prairial Sieyès rechte Hand gewesen, und die drei Directoren zur Abdankung gezwungen hatte. Fouché's Ernennung zum Polizeiminister war nicht ohne Bestürzung und Widerwillen bemerkt worden. Er hatte nicht nur für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, sondern war auch, eine Zeit lang, Collot d'Herbois Gefährte bei mehren blutigen Missionen gewesen. Aber sei es Sinnesänderung, Klugheit oder Ueberdruß am revolutionairen Treiben, Fouché wurde von dieser Zeit an dessen entschiedenster Gegner, und blieb dieser Richtung sein ganzes übriges Leben hindurch treu.

Sieyès besaß nur Ein Mittel, seine Opposition gegen die Erneuerung des Jacobinerthums öffentlich und unmittelbar zu zeigen. Er war damals Präsident des Directoriums. In dieser Eigenschaft hatte er oft Veranlassung, im Namen der Regierung zu reden. Er erklärte sich bei solchen Gelegenheiten immer gegen die anarchische Faction, und man hielt seine Meinung für die aller seiner Collegen. Seine Aeußerungen waren heftig und drohend, und obgleich sie von keinen bestimmten Maßregeln begleitet wurden, so glaubte man, daß er solche alsbald zu nehmen entschlossen wäre. Er wurde hierbei von Fouché eifrig unterstützt. Dieser that einen entscheidenden Schritt, indem er den Jacobinerclub schließen ließ. Er konnte fürchten, von einem Theile des Directoriums und dem Rathe der Fünfhundert dabei im Stiche gelassen zu werden, hatte aber seinen Entschluß mit solcher Kraft ausgeführt, daß man ihn für mächtiger, als er wirklich war, hielt, indem man ihn so entschieden auftreten sah.

Im Rathe der Alten saßen viele Freunde der Ruhe und Ordnung, die ihre tiefe Abneigung gegen jede Rückkehr zu den Grundsätzen der extremen Revolution nicht verhehlten, und kräftige Maßregeln gegen dieselbe empfahlen. Indessen vermochten weder ihre Anstrengungen, noch die mehrer Gemäßigten im Rathe der Fünfhundert die Annahme zweier

Kapitel VI. Gesetzesvorschläge zu hintertreiben, die eine traurige Aehnlichkeit mit der Epoche des Terrorismus darboten. Es handelte sich einmal um die Stellung von Geißeln von Seite der Royalisten an die Regierung, dann um eine erzwungene und fortschreitende Anleihe. Innere Unruhen, die in mehren Departements schon angefangen hatten, und sich in vielen anderen ankündigten, und die Erschöpfung des öffentlichen Schatzes hatten diese beiden Maßregeln hervorgerufen, die jedoch weit mehr geeignet waren, jene Uebelstände zu vergrößern, als zu vermindern.

Die royalistische Partei in der Bretagne, die während des Vendéekrieges eine nur untergeordnete Rolle gespielt, war allmälig, nach dessen Erlöschen, da alle der Revolution feindlichen Talente und Kräfte sich ihr zuwandten, zu größerer Bedeutung gekommen, und beunruhigte die republikanischen Machthaber, die jetzt keine, dem Convent ähnliche Maßregeln gegen sie zu nehmen wußten. Fast alle Kirchspiele auf dem platten Lande waren militairisch organisirt worden, besaßen ihre Anführer, ihre Sammelplätze, ihre Correspondenz. Der Bauer verrichtete seine gewöhnlichen Arbeiten, war aber mit Waffen versehen, und begab sich auf eine gewisse Aufforderung seiner Oberen alsbald an den bestimmten Ort, um, was ihm befohlen, auszuführen, und kehrte dann, ohne bemerkt worden zu sein, in seine Heimath zurück. Die Käufer der Nationalgüter, die republikanischen Beamten und besonders die Mitglieder der vielen ehemaligen revolutionairen Comités wurden von diesen gefährlichen Besuchen, bei denen sehr oft Blut floß, vorzugsweise heimgesucht. Am meisten waren die öffentlichen Cassen und Transporte bedroht, die fast immer aufgehoben wurden. Die bewaffneten royalistischen Banden in diesen Gegenden, Chouans genannt, waren jedoch, selbst in ihren niedrigsten Bestandtheilen, mehr von Principien als Interessen beseelt, und behielten von ihrer Beute wenig oder gar nichts für sich zurück, sondern lieferten Alles zu gemeinsamen Unternehmungen ab. Der im Verlaufe dieser Geschichte mehrmals er=

wähnte Marquis de Puisaye stand, dem Namen nach, an der Spitze dieser ganzen Bewegung, ohne sie jedoch im Einzelnen wirklich zu leiten. Er brachte, wie schon früher, von jeder seiner Reisen nach England immer eine gewisse Summe von der dortigen Regierung zur Unterstützung der Insurrection mit, galt aber eher für einen englischen Agenten, als für einen unmittelbaren Diener der verbannten Prinzen. Die erneuerte Verfolgung, die das Directorium auf Larévellière-Lepeaux Veranlassung gegen die Geistlichkeit unternommen hatte, gab dem Wiederstande des Landvolkes in der Bretagne neue Nahrung. Im März 1799 umfaßte die sogenannte Chouannerie, außer ihrem ursprünglichen Theater, einen Theil des alten Anjou, Maine und Niedernormandie. Sie fing die Touraine zu bedrohen an. Royalisten, wie Scepéaux, d'Andigné, Bourmont, Frotté, Lemercier, Georges Cadoudal u. s. w., empfingen ihre Verhaltungsbefehle von dem in London anwesenden Grafen von Artois, Bruder Ludwig XVIII., und breiteten ihre Verbindungen im Stillen immer weiter aus. Diese Chefs erschienen nirgends mit einer ansehnlichen Macht, wie früher die Vendéer gethan, sondern verfuhren wie später die spanischen Guerillas. Sie sammelten und entließen ihre Anhänger schnell, je nach den Umständen, und ihre Stärke bestand in der Raschheit ihrer Bewegungen. Godet de Chatillon, einer von ihnen, zeichnetete sich durch seine Kühnheit aus. Es gelang ihm, in Nantes, das Cathelineau und Charette, fünf Jahre vorher, vergebens belagert hatten, einzudringen. Er mußte diese Stadt allerdings bald wieder verlassen, aber sein Ueberfall hatte unter den Republikanern großen Schrecken verursacht. Bourmont, der später berühmt und so verschiedenartig beurtheilt werden sollte, bemächtigte sich der Stadt le Mans, wo die Vendéer einst eine ihrer größten Niederlagen erfahren hatten. Saint-Brieux, La Roche-Sauveur fielen in die Gewalt der beiden royalistischen Chefs Lemercier und Saint-Regent.

Kapitel VI.

Frotté drang in die Normandie ein. Das Directorium erhielt die Nachricht von diesen Fortschritten der royalistischen Insurrection zu derselben Zeit, als es die Siege Massena's und Brune's über die große Coalition des Auslandes erfuhr, als wenn es seine Bestimmung gewesen wäre, weniger den Angriffen seiner äußeren Feinde, als der durch seine Mißgriffe vermehrten Anarchie im Innern zu erliegen.

Die Schlachten von Cassano und der Trebia hatten für die Franzosen den Verlust von ganz Italien, mit Ausnahme des Gebietes von Genua, zur Folge gehabt. Joubert, einer der ersten Generale und edelsten Charaktere jener Zeit, war zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt worden. Ihn, der in jeder Beziehung Hoffnung und Vertrauen erregen konnte, dessen Uneigennützigkeit und Großmuth von allen Parteien anerkannt wurde, hatte Sieyès dazu bestimmt, die ausführende Hand bei einer großen Reform der Republik zu sein, deren Nothwendigkeit fast allgemein gefühlt wurde. Zu diesem Zweck aber glaubten seine Freunde ihm Gelegenheit zur Erwerbung neuen Ruhmes geben zu müssen, damit er, durch diesen unterstützt, als ein Schiedsrichter zwischen den streitenden Factionen auftreten könnte. Ungeachtet sich Joubert eben erst mit einer Tochter des Marquis von Semonville verheirathet hatte, folgte er dennoch dem an ihn ergangenen Rufe so willig, als hätte er nichts zu verlieren, und noch Alles zu gewinnen gehabt. Er fand die französische Armee ungefähr auf demselben Punkte, von dem Bonaparte drei Jahre vorher seine Eroberungen angefangen hatte. Ein Vertheidigungskrieg lag nicht in Joubert's Plan und Charakter, und er entschloß sich alsbald, die Offensive zu ergreifen. Man hatte ungefähr 36,000 Mann und mehre geschickte Generale zu seiner Verfügung gestellt. Moreau, eine ächt republikanische Natur, der mehrmals Obergeneral gewesen, diente jetzt unter Joubert, glücklich, zur Vertheidigung seines Landes, in welcher Stellung es auch sei, beitragen zu können. Jou-

bert und Moreau trafen, ohne Neid und Eifersucht, alle Maßregeln nach gemeinsamer Berathung. Sie wußten, daß der General Kray, nach Mantua's Capitulation, Suwarow 20,000 Oesterreicher, die bisher zur Belagerung jener Festung verwandt worden, zuführen sollte. Diese Verstärkung hätte das feindliche Heer auf 60,000 Mann, lauter kriegsgewohnte Truppen, gebracht, während die französische Armee aus nur 36,000 Mann, großentheils jungen Soldaten, bestand. Joubert wollte deshalb die Vereinigung Kray's mit Suwarow hindern. Aber er kam zu spät. Kaum hatte er sich der Höhe von Novi bemächtigt, als er an der zuversichtlichen Haltung des Feindes gewahr wurde, daß die Vereinigung schon zu Stande gekommen sein müsse. Kray selbst war es, der den Angriff auf den linken französischen Flügel begann. Joubert fühlte die Gefahr seiner Lage, und konnte nur in den entschlossenen Muth seiner Soldaten die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg setzen. Er nahte sich einer Infanteriecolonne, um sie ins Feuer zu führen, und wurde mit dem tausendfachen Rufe: »Sieg oder Tod!« aufgenommen. Die Bataillone, an denen er, zum Gefecht vorgehend, vorüberzog, empfingen ihn mit kriegerischem Gesang und den Zeichen der flammendsten Begeisterung. Joubert's persönliche Tapferkeit und unerschrockene Haltung riß seine Soldaten mit sich fort. Aber dieser Jubel verstummte bald, und verwandelte sich in Trauer und Verzweiflung, als der junge und kühne Feldherr, von einer Flintenkugel in die Brust getroffen, niedersank. Seine letzten Worte waren: »Geht immer vorwärts!« — Er verschied alsbald. — Moreau übernahm das Commando, wie mehrmals, in einem gefährlichen Moment. Die Wuth der Kämpfer war auf beiden Seiten so groß, daß die militairischen Combinationen aufgehoben und vergessen schienen. Die Massen bewegten sich freiwillig gegen einander. Novi ward mehrmals genommen und verloren. Endlich mußte Moreau, nachdem ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen und seine Kleider von meh-

Kapitel VI. ren Kugeln durchbohrt worden, den Rückzug anordnen, und ward genöthigt, sich von drei seiner Divisionen, unter den Generalen Perignon, Grouchy und Colli, zu trennen. Diese, in Novi eingeschlossen, wehrten sich eine Zeit lang mit dem verzweifeltsten Muthe, mußten sich aber endlich ergeben. Suwarow befleckte den Glanz seines Sieges, indem er dem Niedermetzeln des gefangenen oder umzingelten Feindes keinen Einhalt that. Die Schlacht von Novi (funfzehnten August 1799) war eine der blutigsten jener ganzen Epoche. Ueber 20,000 Franzosen und gegen 15,000 Oesterreicher und Russen bedeckten das Schlachtfeld. Suwarow nahm in Folge dieses Sieges die piemontesischen Festungen ein, fand aber überall einen entschlossenen Widerstand. Die Franzosen waren besiegt, aber nicht entmuthigt. — Dies waren die letzten großen Vortheile der Verbündeten gewesen. Bald sollte das Glück abermals wechseln, und wieder auf die Seite der Franzosen, seiner alten Günstlinge, treten. Der Geist der Zwietracht fing sich zwischen Russen und Oesterreichern einzustellen an. Suwarow, der es bis jetzt fast allein vermocht, den Franzosen eine Reihe von Niederlagen beizubringen, stand in jenem Augenblicke als der erste General in Europa da. War es Eifersucht von Seite des österreichischen Cabinets auf die Ueberlegenheit, welche ein solcher Kriegsmann dem russischen Einflusse erwerben konnte, oder glaubte es seine Zwecke schon erreicht zu haben, es nahm für das Ende des Feldzuges einen Plan an, der mit Suwarow's Entwürfen nicht übereinstimmte. Man verlangte von ihm, daß er sich nach der Schweiz wenden sollte, wo schon ein russisches Corps das Heer des Erzherzoges Carl verstärkt hatte. Suwarow verließ Italien ungern, dessen Eroberung er mit Recht sich zuschrieb, und sah mit Unwillen, daß die beiden österreichischen Generale Melas und Kray, die unter ihm gedient hatten, die Früchte seiner Siege genießen sollten, denn sie waren es, die mit dem Commando in Italien beauftragt wur-

den. Es war außerdem schwer anzunehmen, daß zwei Generale ersten Ranges, wie Suwarow und der Erzherzog Carl, sich einer dem anderen unterordnen oder in Uebereinstimmung handeln würden. Der Lösung dieses Zweifels kam der Erzherzog zuvor, indem er plötzlich, zum Erstaunen Aller, mit dem besten Theile seiner Truppen Zürich verließ, und dem französischen Generale Müller, der einen Scheinangriff auf Philippsburg unternahm, entgegenging. Die Verbindung zwischen den beiden siegreichen Heeren ward demnach unterbrochen, denn der Erzherzog Carl rückte weiter, ehe Suwarow noch angekommen war. Dieser Umstand entging einem so fähigen Generale wie Massena nicht. Die französische Armee, die bei Stockach geschlagen worden, und sich nach der Schweiz zurückgezogen hatte, war ihm anvertraut worden. Er hatte dem Erzherzog Carl, der von Stockach herbeigeeilt, jeden Fußbreit Landes streitig gemacht, und war nach zehn Gefechten kaum zehn Stunden weit zurückgedrängt worden. Jetzt, wo Massena den Fehler der Verbündeten, die Verbindung zwischen ihren Streitkräften aufzugeben, gewahr wurde, hütete er sich, von demselben sogleich Gebrauch zu machen, um nicht dessen Verbesserung zu veranlassen. Er sammelte seine Kraft zu einem entscheidenden Schlage, und befahl dem General Lecourbe, Suwarow entgegenzugehen, und dessen Vorrücken aufzuhalten. Dieser hatte sich bereits mehrer wichtiger Positionen, unter anderen des St. Gotthards bemächtigt, und war nicht mehr weit von dem Corps seines Landsmannes, des Generals Korsakow, entfernt. Sein Plan war, sich mit diesem zu vereinigen, die Franzosen aus der Schweiz zu werfen, durch die Franche-Comté in Frankreich einzufallen, und den Feldzug in Paris zu beendigen. Aber Suwarow zog bei dieser Hoffnung zu wenig Massena's große militairische Talente in Betracht, der nächst Bonaparte der geschickteste und kühnste aller französischen Generale war. Den drei und zwanzigsten September (1799)

Kapitel VI. hatte Massena einen allgemeinen Angriff auf alle Stellungen der Verbündeten unternommen. Durch seine klugen und raschen Bewegungen war das Corps des österreichischen Generals Hotze isolirt, und ihm namentlich jede Vereinigung mit Suwarow unmöglich gemacht worden. Hotze, zur Verzweiflung gebracht, ahmte das Beispiel Joubert's nach, und wurde, wie dieser, an der Spitze seiner Truppen getödtet. Der Flügel der Verbündeten, den Hotze commandirt hatte, ward geschlagen, zerstreut, und irrte in den Gebirgen umher, ohne sich dem Centrum anschließen zu können. Nach diesem Erfolge warf sich Massena auf den General Korsakow. Die Brücke von Bellikon, von den Russen stark mit Geschütz besetzt, und das Lager von Wettingen wurden genommen. Vergebens bildete Korsakow aus seinen besten Truppen ein Viereck, mit dem er den Feind aufzuhalten gedachte. Die französische Artillerie riß es in Stücke, und das Bajonet der Infanterie stieß, was sich noch halten wollte, nieder. Die Russen zogen sich auf Zürich zurück und besetzten die Stadt. Die Nacht unterbrach den Kampf, der am anderen Tage um so heißer entbrannte. Der General Oudinot, einer von Massena's besten Offizieren, war der erste, der in Zürich eindrang. Die Russen wehrten sich in allen Straßen, wurden aber zuletzt überall überwältigt. Die Wildheit eines französischen Soldaten gab während dieser Mordscenen einem der edelsten und geistreichsten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, dem berühmten Lavater, protestantischem Pfarrer in Zürich, und Verfasser der Physiognomik, den Tod. Lavater war während des furchtbaren Getümmels und Gemetzels aus seinem Hause hervorgegangen, um den Verwundeten und Nothleidenden Hülfe zu bringen. Er befand sich unter einem Haufen von Franzosen und Russen, und suchte letztere, welche die Waffen niedergelegt hatten zu beschützen, als ein Franzose, die Absicht jenes großen Philanthropen verkennend oder von Blutdurst berauscht, ihm eine tödtliche Wunde beibrachte. Es

kamen übrigens, ungeachtet der von Erstürmung einer Stadt sonst unzertrennbaren Gräueln, nur sehr wenige Bewohner von Zürich um. Kapitel VI.

Suwarow's Verzweiflung war groß, als er diese Niederlage erfuhr, die er nicht geahnt hatte. Anstatt sich mit einem Corps zu vereinigen, das während des ganzen Feldzuges im Vortheil gewesen, und mit dem er in Frankreich einfallen wollte, sollte er jetzt nur dessen Trümmer antreffen, und an seinen eigenen Rückzug denken. Er veranlaßte Korsakow zu einem neuen Angriff. Die Russen wurden abermals besiegt. Massena eilte, sich mit Lecourbe zu vereinigen, der Suwarow gegenüberstand. Schon trug man sich, in Folge der letzten Siegesnachrichten, mit der etwas übereilten Erwartung, Suwarow und die Ueberreste des russischen Heeres in französische Hände fallen zu sehen. Suwarow ward weder von seinem Charakter noch seinem Talent verlassen. Jede Stellung ward von ihm mit solchem Nachdruck vertheidigt, daß er, ungeachtet aller Anstrengungen der Franzosen, sich nach Italien, dem vornehmsten Schauplatze seines Ruhmes, zurückziehen konnte. Aber er hatte einen Theil seiner Artillerie und viele Gefangene verloren, und führte nur 13,000 Mann zurück. Suwarow gab sein Unglück den Maßregeln des österreichischen Cabinets, namentlich der plötzlichen Entfernung des Erzherzoges Carl Schuld, und klagte es der Treulosigkeit an. Der Kaiser Paul theilte diese Meinung, und es trat daher zwischen den beiden Höfen sehr bald eine große Spannung und Kälte ein. Die Russen und Oesterreicher hatten in diesen Gefechten im September 1799 gegen 30,000 Mann verloren, darunter 18,000 Gefangene, hundert Kanonen, dreizehn Fahnen und neun Generale, von denen fünf auf dem Schlachtfelde blieben.

Fast zu derselben Zeit erfuhr die Coalition in Holland eine eben so große Niederlage wie in der Schweiz. Dort waren es Engländer und Russen, die den Franzosen gegenüberstanden.

Kapitel VI.

Das englische Cabinet hatte zu einem Einfalle in die batavische Republik große Zurüstungen getroffen. Es hoffte, bei der Zerstreutheit der französischen Streitkräfte, die in der Schweiz, in Italien und Egypten zu derselben Zeit fochten, auf ein glückliches Resultat. Das Commando über die Landungstruppen war dem Herzoge von York übertragen worden, der, ungeachtet seiner früheren Unfälle, in England noch immer für einen tüchtigen General galt. Die Franzosen, die auf allen Seiten bedroht waren, hatten in Holland nur eine geringe Macht unter dem General Brune versammeln können. Dieser zählte in seinem Heere ein Corps batavischer Truppen, das von dem General Dändels befehligt wurde, der, früher in holländischen Diensten, die Partei der Franzosen ergriffen hatte. In den letzten Tagen des Monats August 1799 hatte eine englische Flotte von hundert und funfzig Segeln zwanzigtausend Mann im Texel ausgeschifft, die sich der Hafenbatterien und bald darauf der batavischen Kriegsflotte bemächtigten. Ein Corps Russen war in Nordholland zur Unterstützung der Engländer gelandet. Anfangs gelangen den Verbündeten ihre Unternehmungen, obgleich sie mehr Widerstand fanden, als sie, besonders von Seiten der batavischen Truppen, erwartet hatten. Nach einigen den Franzosen nachtheiligen Gefechten sammelte der General Brune endlich alle seine Streitkräfte zu einem großen Angriff. Der Kampf begann bei Bergen (neunzehnten September 1799) und die Verbündeten wurden gänzlich geschlagen. Von den Russen getrennt, und bis an die Spitze von Nordholland verfolgt, mußte der Herzog von York eine Capitulation unterzeichnen, vermöge deren er sich wieder einzuschiffen, alle von ihm besetzten festen Punkte herauszugeben, und zehntausend in England in Gefangenschaft gehaltene, Franzosen und Batauer auf freien Fuß zu stellen, sich anheischig machte.

Die Nachricht von diesen Siegen in der Schweiz und Holland erregte im französischen Publicum damals nicht die

Freude, die sie in jeder anderen Zeit hervorgebracht hätte. Die Nation litt an so vielen inneren Uebeln, die Unordnungen aller Art nahmen so zu, daß nur eine große politische Reform, aber nicht militairische Erfolge zu ihrer Heilung Hoffnung geben konnten. Die vom Directorium erneuerte Verfolgung eines großen Theiles der Geistlichkeit und die Bedrückungen, zu denen die Ausführung des Gesetzes über die erzwungene Anleihe Veranlassung gaben, riefen in vielen Gegenden einen offenen Widerstand hervor. Die Unordnung in den Finanzen war grenzenlos. Die meisten Maßregeln, welche das Directorium traf, hatten den Ruin des Handels und Credits zur Folge, und brachten zahllose Familien an den Bettelstab. Die öffentlichen Geldtransporte wurden von bewaffneten Banden geplündert, und die Häuser der Steuereinnehmer zerstört. Auf den meisten großen Straßen wurden Raub und Mord fast straflos verübt. Die Faction der Jacobiner lauerte im Hintergrunde auf einen günstigen Augenblick, um durch Erregung eines großen Aufstandes wieder an das Ruder zu kommen. Die Royalisten bedienten sich, ohne Bedenken, aller Mittel, sich an ihren Gegnern zu rächen. Die Anarchie nahm dermaßen zu, daß der Staat sich aufzulösen drohte. Eine militairische Dictatur stellte sich als das einzige Mittel dar, einem gänzlichen Ruin zuvorzukommen. Dieser Gedanke war oft, bald nach Robespierre's Sturze, ausgesprochen, aber, bei Ermangelung eines dazu geeigneten Generals, nie ins Werk gesetzt worden. Die Revolution, die vornehmlich durch äußere Gewalt und Vernichtung aller vorher bestandenen Rechte, emporgekommen, mußte zuletzt durch ähnliche Mittel fallen. Es lag dies in der scheinbar wechselnden, innerlich aber unwandelbaren Natur der Dinge. Bei solcher Stimmung und in solcher Lage erfuhr man, daß der außerordentliche Mann, der, nachdem er Italien erobert, den französischen Namen an den Pyramiden und am Berge Tabor verherrlicht hatte, und der in sich, wie keine an=

Kapitel VI. dere in der Revolution aufgetretene Persönlichkeit, Kraft und Glück, Begeisterung und Berechnung vereinigte, in Frejus gelandet war. Seine Rückkehr sollte, in kurzer Zeit, den ganzen inneren Zustand Frankreichs, wie durch einen Zauberschlag verwandeln. Alles erwartete und begriff, daß mit ihm eine neue Epoche begann. Bonaparte's Ankunft in Frankreich traf demnach in dem für seine eigene Erhebung und die Beruhigung des Landes geeignetsten Moment ein, so, als wäre sie nicht von dem Willen eines Einzelnen, sondern von einer Uebereinstimmung aller Personen und Interessen, angeordnet gewesen. Er trat, in dem Augenblicke der tiefsten Erwartung und Spannung auf, um der ganzen Lage der Dinge eine neue Richtung zu geben, und den verschlungenen Knoten der Ereignisse zu lösen.

Siebentes Kapitel.

Bonaparte benutzte den Sieg von Abukir, um seinen längst gehegten Plan der Rückkehr nach Frankreich auszuführen. Er hatte dafür gesorgt, daß eine glänzende Schilderung dieses Tages sich vor seiner Ankunft verbreitete. Ganz Frankreich wurde von Dem, was er in Egypten und Syrien ausgeführt, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. In der That konnte, die Raschheit der Erfolge, den merkwürdigen Boden, auf dem sie erfochten worden, die Entfernung vom Vaterlande, und die Trennung von jeder Hülfe und Unterstützung in Betracht gezogen, nichts in der neuen Geschichte mit jenen Siegen verglichen werden. Bonaparte zog nur einige Offiziere und Gelehrte, auf deren besondere Anhänglichkeit er rechnen konnte, in sein Geheimniß, übertrug das Commando der Armee des Orients an Kleber, einen der ersten Generale der Republik, nahm von seinen Truppen in einer Proclamation Abschied, in der er ihnen einen mächtigen Succurs zuzuführen versprach, und verließ mit zwei Fregatten, La Muiron und La Carrère genannt, und zwei kleineren Fahrzeugen am zwei und zwanzigsten August (1799) das Land, in welchem er sich so großen Ruhm erworben, und das er nie mehr wiedersehen sollte. Sein Entschluß war einer der kühnsten, die je gefaßt worden, vielleicht noch kühner als der Cäsar's, von Dyrachium Kapitel VII.

Kapitel VII. nach Brundisium übersetzen zu wollen, denn Bonaparte's Fahrt war viel länger, und die engliche Flotte, unter Nelson, ohne Zweifel viel gefährlicher, als die römische, unter Bibulus. Was wäre aus Bonaparte und seinen stolzen Hoffnungen geworden, wenn ihn der Zufall einem englischen Geschwader entdeckt hätte? — Der Held, einmal gefangen, auf einem englischen Schiffe oder in einem Kerker, wäre in den Augen der Welt kein solcher mehr geblieben, denn die Vorstellung von seiner Größe war damals noch durchaus an die seines Glückes geknüpft, und der Glaube an seine Ueberlegenheit wäre ohne letzteres sehr bald verschwunden. Wie ihm auch bei diesem Gedanken, den er unmöglich ganz abweisen konnte, zu Muthe gewesen sein mag, seine äußere Haltung gab nicht die entfernteste Besorgniß zu erkennen. Er brachte die sieben Wochen der Ueberfahrt in ruhiger Unterhaltung mit seinen Umgebungen und mit der Lesung des Korans und der Bibel zu. Bonaparte, mochte er nun in der That glauben, daß seine Bestimmung über die ihm feindlichen Umstände erhaben wäre, oder besaß er die an mehren großen historischen Personen, namentlich des Alterthums, in außerordentlichen Lagen bemerkbare Unwandelbarkeit des Willens, die an dem einmal gefaßten Entschlusse nichts ändert, zeigte sich vollkommen gleichgültig, und that sogar nichts, um die ihn bedrohenden Gefahren zu vermindern. Seine Schiffe hatten ihren Lauf nach dem Hafen von Toulon gerichtet, als eine englische Flotte von dreißig Segeln in geringer Entfernung sichtbar wurde. Seine Umgebungen riethen ihm, auf einem kleinen Fahrzeuge heimlich an das Ufer überzusetzen. Er verwarf diesen Vorschlag und befahl, im Angesicht der feindlichen Flotte zu warten. Diese segelte, ohne etwas gewahr geworden zu sein, während der Nacht weiter, und bei Tagesanbruch (neunten October 1799) lag Bonaparte vor Frejus. Die ganze Bevölkerung gerieth bei dieser Nachricht in Bewegung, und Alles schiffte nach der Fregatte über, auf der sich Bo-

naparte befand, um die unerwartete Ankunft des vom Glanze unvergleichlicher Thaten umgebenen Feldherrn zu begrüßen. Die Sanitätsbeamten verletzten, vielleicht zum ersten Mal, seitdem eine Quarantaine in Frankreich bestand, deren sonst so strenge Gesetze. Bonaparte stieg ans Land, und reiste noch denselben Tag nach Paris ab. Der Telegraph hatte die Kunde von diesem großen Ereignisse alsbald nach der Hauptstadt getragen. Eine außerordentliche Freude war bei deren Empfang ausgebrochen. In allen Theatern wurden, statt des Stückes, das angekündigt worden, patriotische und kriegerische Gesänge angestimmt. In den Städten auf Bonaparte's Wege that sich überall diese Stimmung kund. In Lyon besonders ward er mit unermeßlichem Jubel empfangen. Er nahm von dieser Stadt aus einen anderen Weg, als den er angekündigt, um unerkannt in Paris anzukommen. Seine Frau und seine Brüder fuhren ihm entgegen, verfehlten ihn aber. Er war schon in seinem Hause in der Straße Chantereine abgestiegen, als alle Welt noch fragte, wo er sich befände. Er begab sich darauf nach dem Luxemburg, wo die Directoren residirten. Die Wachen, die ihn erkannten, konnten ihren Enthusiasmus bei seinem Anblick nicht zurückhalten. Er ward den Directoren vorgestellt, und erklärte ihnen, daß er nach den Siegen am Berge Tabor und bei Abukir seine Anwesenheit in Egypten nicht mehr für nöthig gehalten, und zur Rettung der Republik herbeigeeilt sei, die sich an einem Abgrunde befände. Dies war eine ungewöhnliche Sprache von Seiten eines Generals an die Regierung, die ihn ausgesandt, und ohne deren Bewilligung er zurückgekommen war. Aber Bonaparte's Haltung war, von seinem ersten Siege in Italien an, mehr die eines Schiedsrichters und sich selbst bestimmenden Hauptes, als des Werkzeuges eines höheren Willens gewesen. Niemand befragte ihn über die eigenmächtige Verlassung seines Heeres und die Gesetzlichkeit seiner Rückkunft. Gohier, der damals Präsi-

Kapitel VII. dent des Directoriums war, drückte in dessen Namen seine Bewunderung über die Thaten des großen Feldherrn aus. Der Empfang war sehr ehrenvoll und dem Schein nach offen. Aber im Innern überraschte und erschreckte dieses unerwartete Ereigniß die Pentarchen, die mit einem Manne von Bonaparte's Charakter und Talent nicht, wie mit den übrigen Generalen der Republik, fertig zu werden hoffen konnten.

Wenn ein Volk nach einer langen Apathie von irgend einem großen Vorfalle erweckt und erschüttert wird, so wendet es sich einem solchen gewöhnlich mit Leidenschaft und ausschließend zu. Die Directorialregierung hatte in Frankreich eine tiefe Gleichgültigkeit gegen alle Meinungen, Grundsätze und Einrichtungen hervorgebracht. Man erinnerte sich, in jener Epoche, der Vergangenheit mit Schrecken, war der Gegenwart überdrüssig, und sah in der Zukunft keinen Ausweg. Aber die Erscheinung des gewaltigen Mannes, der so unerwarteter Weise von den Ufern des Nils und den Wüsten Syriens zurückgekommen, entflammte die Phantasie, und Ueberdruß und Gleichgültigkeit verschwanden, um großen unbegrenzten Hoffnungen Platz zu machen. Nie, seitdem die Geschichte bekannt ist, hatte die Ankunft eines Menschen, der allein, ohne Schätze und Soldaten, einzig von der Erinnerung an seine Thaten und seiner großen Persönlichkeit gehoben, in sein Vaterland zurückkehrte, einen solchen Eindruck hervorgebracht. Auch läßt sich kein späterer Moment in Bonaparte's Leben mit diesem vergleichen. Seine größten nachmaligen Siege erregten nicht dieselbe Spannung und Begeisterung wie damals seine einsame Ankunft in Paris. Man gewöhnte sich später daran, das Außerordentlichste an ihm zu erleben. Damals hatte er noch den Zauber der Neuheit und Ueberraschung für sich. Alle in Paris anwesenden Generale, mochten sie sich im activen Dienst befinden oder entlassen sein, zu den Jacobinern oder den Gemäßigten gehören, eilten, Bonaparte aufzusuchen. Diese ehrgeizige und meist unzufriedene Menge hoffte in

ihm einen Rächer für die wirklichen oder vermeintlichen Zurücksetzungen, die sie von der Regierung erfahren, zu finden. Alle ehemaligen Minister und höheren Beamten, die während der Ebbe und Fluth der revolutionairen Bewegungen aus ihren Stellen gedrängt worden, thaten ein Gleiches. Sie gaben die Absicht vor, nur den großen General sehen und hören zu wollen, in der That aber dachten sie Dem zu schmeicheln und Den zu beobachten, in welchem sie das künftige Oberhaupt des Staates ahnten.

Bonaparte hatte von den ihm untergebenen Generalen nur Lannes, Murat und Berthier, die erst durch ihn berühmt geworden und ihm Alles verdankten, mit sich nach Frankreich geführt. Diese bildeten seine vertraute stehende Gesellschaft. Aber bald vereinigten sich Jourdan, Augereau, Macdonald, Beurnonville, Leclerc, Lefevre und Andere, ungeachtet ihre politische Meinungen verschieden waren, um ihn, wie um einen hervorragenden Mittelpunkt. Moreau selbst konnte sich der wunderbaren Anziehungskraft, die der aus dem Orient zurückgekehrte Feldherr allgemein ausübte, nicht lange entziehen. Bonaparte hatte, seine persönliche Ueberlegenheit fühlend, kein Bedenken getragen, Moreau entgegenzukommen, seine Thaten zu erheben, und ihm eine Achtung zu beweisen, von der letzterer sich damals auf das Höchste geschmeichelt fühlte. Außer diesen Generalen ersten Ranges gesellten sich ausgezeichnete Männer aus allen Kreisen zu Bonaparte und bildeten um ihn, der ohne öffentliche Macht, ohne großes Vermögen, in einem kleinen Hause einer engen Straße lebte, einen glänzenden Hof. Unter diesen befand sich der Admiral Bruix, der Marineminister gewesen und soeben an der Spitze einer französisch-spanischen Flotte das mittelländische Meer durchlaufen war, ein Mann von großer Feinheit und Verschlagenheit, von dessen Ergebenheit Bonaparte Vortheil zu ziehen dachte, und der wiederum an diesem eine Stütze zu finden hoffte. Talleyrand, der,

Kapitel VII. obgleich er dem Directorium viel verdankte, dasselbe beim ersten Sturme zu verlassen entschlossen war, verfehlte ebenfalls nicht, sich bei Bonaparte einzustellen. Dieser war mit dem ehemaligen Bischofe und gegenwärtigen Diplomaten unzufrieden, weil er sich, gegen sein Versprechen, der egyptischen Expedition nicht angeschlossen hatte. Talleyrand rechnete auf seinen Namen, seinen Geist, und seine Kenntniß aller Verhältnisse, um jenen Eindruck auszulöschen, und es gelang ihm, Bonaparte's Vertrauen zu gewinnen. Roederer, einst Procurator-Syndicus des Pariser Departements, und der in dieser Eigenschaft Ludwig XVI. am zehnten August 1792 nach der Assemblée legislative begleitet hatte, ein sehr erfahrener und scharfsichtiger Mann, und Regnault de St. Jean d' Angely, durch Beredtsamkeit und politische Kenntnisse ausgezeichnet, trugen dazu bei, Bonaparte, der lange von dem beweglichen und wandelbaren Boden der Revolution entfernt gewesen, in alle ihre Geheimnisse, ihre allgemeinen und persönlichen Verhältnisse einzuweihen.

Aber nicht bloß Die, welche mit dem Directorium mehr oder weniger unzufrieden waren und sich nach einer Veränderung der bestehenden Verhältnisse sehnten, versammelten sich um Bonaparte, sondern die gegenwärtigen Oberhäupter des Staates bewiesen ihm dieselbe Aufmerksamkeit. Alle Directoren besuchten ihn, und gaben ihm zu Ehren, wie bei der Rückkehr aus Italien, Feste. Eine große Menge Mitglieder der beiden Räthe wünschten seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Die Minister unternahmen nichts ohne seinen Rath. Cambacérès suchte seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und Bonaparte zeichnete ihn aus, indem er dadurch zu erkennen geben wollte, daß er das Verdienst nicht bloß im Militair- sondern auch im Civilstande zu würdigen wisse. Fouché, der an der Spitze der Polizei stand, war Willens, Barras, dem er seine Stelle verdankte, zu verlassen, und in Bonaparte einen mächtigeren Beschützer zu suchen. Real, der alle Verhält-

nisse, besonders der Hauptstadt auf das Genaueste kannte, bewarb sich um seine Gunst. Bonaparte war kaum acht Tage in Paris, und schon waren ihm alle geheimen und öffentlichen Triebfedern der ganzen politischen Maschine vertraut geworden. Sein durchdringender und umfassender Blick ließ ihn mitten in diesem unermeßlichen Andrange und in diesen zahllosen Mittheilungen leicht Das erkennen, was ihm zu wissen nöthig war. Er besaß nicht die geringste officielle Macht und doch fragte Alles nach seiner Meinung. Seine einsame, berechnende, verschlagene Natur wußte aus dieser Stellung keinen geringen Vortheil zu ziehen. Er sah und hörte die Anderen, blieb aber vollkommen in sich zurückgezogen, ließ von seinen Planen nicht das Geringste verlauten. Er unterhielt sich am liebsten über wissenschaftliche, specielle, militairische Gegenstände, und gab selten über die politischen Zustände eine Meinung zu erkennen. Er entzog sich der Aufmerksamkeit des Publicums mehr, als daß er sie auf sich gelenkt hätte, ging selten aus, und lehnte eine Menge von Besuchen ab, oder schob die Annahme derselben auf. Er war noch magerer als früher und von dunklerer Farbe geworden. Aber sein feuriges Auge, seine ungewöhnliche Art des Betragens, das weder ablehnend noch entgegenkommend war, seine auffallende, ihm aber natürliche Haltung zogen die Blicke auf ihn, und erregten ein allgemeines Interesse. Er trug seit seiner Rückkehr für gewöhnlich einen unscheinbaren Rock von grauer Farbe, und bei besonderen Veranlassungen immer das Costüm eines Mitgliedes des Nationalinstituts. Ein türkischer Säbel hing, an einer seidenen Schnur befestigt, an seiner Seite, und Die, welche das Glück hatten, sich ihm zu nähern, konnten sich an dieser Waffe nicht satt genug sehen, die für sie das Symbol so vieler Siege war. Die Gelehrten und Schriftsteller waren es besonders, die das Publicum von ihm unterhielten, das ihn wenig zu Gesicht bekam. Die Offiziere der Garnison und Nationalgarde wünschten lebhaft, ihm vorgestellt zu werden. Er wies

Kapitel VII. ihre Huldigungen nicht zurück, schob sie aber bis zu einem entscheidenden Augenblicke auf, der bald eintreten sollte. In seiner ganzen Art sich zu geben trug er eine große Einfachheit und Selbstvergessung zur Schau, dennoch erschien den Anderen an ihm Alles außerordentlich, und in ihm selbst war Alles berechnet.

»Was wird Bonaparte beginnen?« — war die Frage, die alle Welt wiederholte. Sie bewies in der That, daß etwas Unvermeidliches zu vollbringen übrig geblieben, das von keinem Anderen unternommen werden konnte. Es gab damals zwei große Parteien in Frankreich, die ihm ihre Hülfe anboten, wenn er ihre Grundsätze annehmen wollte, denn die seinigen waren so gut wie unbekannt. Sein brennender Ehrgeiz allein konnte geahnt werden. Es waren dies die sogenannten Patrioten oder Jacobiner, und die Gemäßigten oder Politiker, beide in sich selbst in verschiedene Gruppen und Stufen getheilt, die aber in gewissen Hauptpunkten mit einander übereinstimmten. Die Patrioten mißtrauten Bonaparte und fürchteten seine Herrschsucht. Aber bei ihrem Hange zum Zerstören, bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die Zukunft, hätten sie sich seiner gern bedient, um Alles über den Haufen zu stürzen, und ihre demokratischen Ideen zu unbedingter Anerkennung zu bringen. Dies waren die Ultrarevolutionaire, die, immer mit Dem, was bestand, unzufrieden, einen Angriff auf dasselbe für die erste ihrer Pflichten hielten. Zu einer besonderen und zahlreichen Schattirung in dieser Partei gehörten Diejenigen, welche, im Ganzen der Constitution des Jahres III. zugethan, die Republik dem großen Feldherrn keineswegs unterzuordnen gedachten, sondern seinem Ehrgeiz höchstens eine Stelle im Directorium zudachten, obgleich auch diese Begünstigung ihnen noch gefährlich erschien, und die ihn am liebsten gleich an die Grenze geschickt hätten, um ihm gegen das Ausland Beschäftigung zu geben. — Die Gemäßigten fürchteten die Wuth der Factionen, besonders die der Jacobiner, und hofften von der bestehenden Verfassung nichts, die, so oft verletzt und gebrochen,

ein Spielwerk in den Händen der Mächtigen geworden war. Sie wünschten eine große Veränderung, und daß eine solche unter der Leitung eines festen und entschlossenen Charakters unternommen werden möchte. Diese Partei war damals die zahlreichste in der Nation. Selbst viele Patrioten gehörten zu ihr, die, für die Revolution und für sich selbst fürchtend, sie unter den Schutz eines mächtigen Willens und berühmten Namens gesetzt wissen wollten. Die Partei der Gemäßigten oder Politiker bildete die Majorität im Rathe der Alten und eine ziemlich starke Minorität in dem der Fünfhundert. Sie hatte bisher Sieyès als ihren Führer anerkannt. Indessen fürchtete sie, daß, so wie der Stand der öffentlichen Verhältnisse einmal geworden, selbst die größten rein civilen Reputationen zur Lösung des Knotens nicht hinreichen würden und daß man eines militairischen Namens und Talents bedürfe, um denselben im Nothfalle zu zerhauen. — Außer diesen beiden großen politischen Parteien gab es noch zwei andere, die zahlreich und nicht ohne Einfluß waren, aber keiner öffentlichen Anerkennung genossen, und allein nichts ausrichten konnten. Die Einen waren solche, die, ohne Grundsätze irgend einer Art, die Revolution als eine Gelegenheit, ihr Glück zu machen, angesehen, und im Trüben gefischt, d. h. durch alle möglichen Mittel ihren Glücksstand vermehrt hatten. Hierzu hatte ihnen besonders die Verbindung mit den Machthabern dienen müssen. Ein Theil von ihnen, aus Lieferanten, Unternehmern, Börsenmännern u. s. w. bestehend, hatte die Republik förmlich bestohlen, ein anderer sie nur unterdrücken helfen. Andere hatten besonders die einträglichen Aemter des öffentlichen Dienstes an sich zu reißen gewußt. Unter diesen befanden sich Leute, die abwechselnd zu allen Parteien gehört hatten. Sie selbst machten weniger eine Partei, als eine zahlreiche Sippschaft oder Clique aus. Bonaparte gab dieser Menge, auf ihre Immoralität anspielend, den Namen der Verfaulten (pourris) und bezeichnete Barras

Kapitel VII.

als ihr Ideal und ihren Patron. — Eben so gab es, nach wie vor, zahlreiche Royalisten und nicht bloß solche, die in der Verborgenheit und der Revolution fern und fremd walteten, sondern in der Nähe der Regierung selbst. Sie schlossen sich soviel als möglich den Politikern oder Gemäßigten an, gaben aber damals ihre besonderen Absichten nicht zu erkennen, da sie seit dem Staatsstreiche des achtzehnten Fructidor zerstreut und eingeschüchtert waren, und keine Stützpunkte besaßen.

Unter allen diesen Parteien und deren besonderen Schattirungen ward es **Bonaparte** nicht schwer, eine Wahl zu treffen. Eine Verbindung mit den Patrioten schien ihm nicht nur für eine Ausführung seiner Plane untauglich, sondern mit denselben geradezu unverträglich zu sein. Denn die Einen von ihnen wünschten die Erhaltung der gegenwärtigen Verfassung, die er umzustürzen gedachte, die Anderen wollten ihn als ein Mittel zur Zerstörung des Vorhandenen brauchen, ohne anderes Resultat, als eine immerwährende Bewegung und Unruhe. Außerdem fühlte er, daß diese Faction ihre letzte Gluth aushauchte, und sich in ihren letzten Zuckungen verzehrte. Die »Verfaulten«, wie er die zahlreichen politischen Glücksjäger, Ränkeschmiede und Abenteurer aller Art nannte, konnten ihm, obwohl sehr viele von ihnen in öffentlichen Aemtern standen, weder helfen noch schaden. Sie fielen ihm von selbst zu, wenn er Sieger wurde, denn sie strebten nur nach Geld und Stellen, was ihnen einzig der Mächtigste gewähren konnte. Mit ihnen beschäftigte er sich nicht. Die Royalisten standen ihm ebenfalls nicht an. Denn er war nicht geneigt, wenn er einmal den Gipfel erreicht hätte, freiwillig von ihm herabzusteigen, und das Idol dieser Partei auf denselben zu setzen. Sie waren für ihn, in Erwägung der damaligen Umstände und seiner Entwürfe, so gut wie gar nicht vorhanden. Erst später ward er genöthigt, mit ihnen zu rechnen. — Die einzige Classe, auf die er sich stützen konnte und wollte, war demnach die der Gemäßig-

ten, welchen die Erhaltung der Republik, aber auf eine bessere Basis als bisher gestellt, am Herzen lag. Eine neue Verfassung sollte eine kräftige Regierung gründen, dazu gemacht, die Factionen niederzuhalten, die Rückkehr der revolutionairen Tyrannei unmöglich zu machen, und Ruhe und Ordnung, nach so langen Erschütterungen und Umwälzungen, in Frankreich wieder einzuführen. Dies waren die Berührungspunkte zwischen Bonaparte und der Partei der Gemäßigten oder Politiker, die damals, was übrigens nicht immer und nothwendig der Fall ist, zugleich die Besseren waren. Diese dachten allerdings nicht an die Errichtung einer militairischen Dictatur und eine völlige Aufhebung aller politischen Freiheit, wie der ehrgeizige Feldherr schon damals im Sinne trug, sondern stellten nur die innere und äußere Beruhigung des Landes an die Spitze ihrer Wünsche, und waren geneigt, diesem Zwecke jede andere Rücksicht unterzuordnen. Obgleich Bonaparte damals noch nicht den Gedanken hegen konnte, die Republik in eine Monarchie zu verwandeln, so hielt er dennoch alle constitutionellen Garantien und politischen Rechte der Bürger eines Staates, die er übrigens nur nach den Auswüchsen und Ausschweifungen der französischen Revolution beurtheilte, für eine unbedeutende Zugabe des öffentlichen Glückes, und mehr für eine Grille als ein tiefes Bedürfniß in den Ideen jener Zeit. Er war deshalb zur Willkür geneigt, und hoffte, einmal im Besitze der öffentlichen Macht, die Principien eben so wie die Facten nach seinem Interesse zu lenken. — Die in der Nation vorhandenen großen Parteien waren ebenfalls im Directorium vertreten. Die Patrioten zählten Moulins und Gohier zu den ihrigen. Zu den Gemäßigten gehörten Sieyès und Roger-Ducos. Die politischen Abenteurer und Glücksjäger erkannten sich in Barras wieder. Die Royalisten, im Lande zahlreich, aber damals ohne Einfluß, waren in der Regierung nicht vertreten, obwohl Barras nach dem achtzehnten Fructidor, wie man mit großer Wahr-

Kapitel VII. scheinlichkeit annahm, mit Ludwig XVIII. in geheime Unterhandlungen getreten war, und zu einer Wiederherstellung der Monarchie die Hand geboten hatte.

Gohier und Moulins, obgleich entschiedene Republikaner, waren, da sie an der Spitze der Regierung standen, und deren besondere Verwickelungen und Schwierigkeiten kannten, weniger absolut als die Partei, zu der sie gehörten. Sie bewunderten Bonaparte's militairisches Genie, wollten sich seiner aber nur zur Vertheidigung der Republik bedienen, und ihn deshalb sobald als möglich an die Grenze schicken. Er achtete hinwiederum die Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit dieser beiden Directoren, Eigenschaften, auf die er, bei seinem angebornen Herrschersinn, immer viel gehalten, da sich allerdings nur auf sie ein festes Vertrauen gründen läßt. Die Achtung, mit der er sich über sie äußerte, war übrigens für ihn zugleich ein Mittel, der Menge zu beweisen, daß er aufrichtige und ehrenwerthe Republikaner sehr wohl zu würdigen wisse. Denn Alles war in ihm, in Bezug auf Personen und Dinge, Voraussicht und Berechnung, und oft in verschiedener Richtung und für mehr als einen Zweck. Bonaparte fühlte jedoch, daß er diese beiden Mitglieder des Directoriums nie zu sich hinüberziehen werde, und suchte deshalb weniger, sie zu gewinnen, als zu täuschen, und in Sicherheit zu wiegen. Hierzu mußte ihm selbst seine Gemahlin Josephine dienen, die mit der Gattin des Directors Gohier in sehr freundlicher Verbindung lebte, und beide viel von ihres Gemahls Verlangen nach Ruhe, seiner Gleichgültigkeit gegen politische Macht u. s. w. unterhielt. — Barras, seiner Schwäche ungeachtet, nicht ohne Ehrgeiz, hätte gern mit und durch Bonaparte eine erste Rolle gespielt, aber dieser hielt ihn für ganz gesunken und jeder Thatkraft unfähig, und verbarg sogar die Verachtung nicht, die jener leichtsinnige, bestechliche und treulose Epikuräer ihm einflößte.

Der einzige wahrhaft bedeutende Mann, mit dem Bona-

parte sich verbinden mußte, ohne den er nicht an sein Ziel kommen konnte, war Sieyès, der über die Meinung und Stimme Roger-Ducos, seines Collegen im Directorium, eben so unumschränkt, wie einst Carnot über die Le Tourneur's, gebot. Unglücklicher Weise empfand der große General gegen diesen selbstzufriedenen, spitzfindigen und geheimnißvollen politischen Metaphysiker eine unüberwindliche Abneigung. Bonaparte, der im Grunde nur militairisches und administratives Verdienst hoch stellte, und jedes andere Talent nur in so weit schätzte, als es jenem zu Hülfe kam, und sich ihm unterordnete, hatte Sieyès Ruf und Bedeutung, da dieser eigentlich nie etwas Großes durch sich selbst gethan, nicht anerkennen wollen. Er war Moreau entgegengegangen, der, obgleich ein Militair von bedeutendem Talent, seines Nebenbuhlers Ueberlegenheit auf diesem Gebiet freimüthig und offen eingestand. Sieyès gehörte aber einer vollkommen anderen Sphäre an, und wollte und konnte sich mit Bonaparte nicht vergleichen. Als einer der Gründer der Revolution, ihrer Ideen und Institutionen, stellte er sich über Den, der sie nur durch seine Siege vertheidigt, aber sie nicht hervorgebracht hatte, sondern ihr nur gefolgt war. Bonaparte dagegen sah in ihm nur einen Sophisten und Phrasenmacher, einen ehrgeizigen Abbé, wie er sich ausdrückte, der bloß in den Augen von Schwächlingen für einen Weisen gelten konnte. Sieyès, der einer der ersten gewesen, der eine große Veränderung in den bestehenden Verhältnissen für nothwendig erachtet, hatte sehr wohl gefühlt, daß er eine solche mit der Zunge und Feder allein nicht durchführen würde, sondern daß es dazu eines Mannes bedurfte, der über Säbel und Bajonette gebot. Er hatte deshalb früher Joubert zu seinem militairischen Secundanten bestimmt, und, nachdem dieser bei Novi gefallen, Moreau eine ähnliche Rolle zugedacht. Dieser aber fand in sich für politische Plane weder Lust noch Fähigkeit, und hatte jede solche Einmischung abgelehnt. Sieyès begriff

Kapitel VII.

bald nach Bonaparte's Rückkehr, daß dieser nie ein bloßes Werkzeug für ihn abgeben, sondern bei jeder Unternehmung immer auf die erste Stelle Anspruch machen würde. Diese wollte er ihm aber nicht abtreten. Gleichwohl wußte er eben so wenig einen anderen General, wie Bonaparte einen anderen Politiker, zur Gründung eines neuen Systems in der Republik zu finden. Beider Stellung und Absicht zog sie zu einander, während ihr Charakter und ihre Sinnesart sie abstießen. Wie fast immer in ähnlichen Lagen, sollten die Interessen zuletzt über die Gesinnungen den Sieg davon tragen, und sie sich vereinigen, zumal da beide Persönlichkeiten, die eine eben so außerordentlich wie die andere gewöhnlich, einen eigentlichen Kampf zwischen ihnen nicht denkbar machten.

Während man sich auf beiden Seiten eine Zeit lang beobachtete, und Bonaparte's Bedeutung in den Augen Aller immer mächtiger hervortrat, ließ derselbe Gohier und Moulins darüber ausforschen, ob sie ihn in das Directorium, ungeachtet er noch nicht das gesetzliche Alter für diese Würde besaß, aufzunehmen geneigt sein würden. Er dachte, in diesem Falle, Sieyès aus demselben zu verdrängen, und sich an seine Stelle zu setzen. Wenn Sieyès einmal entfernt war, so konnte Bonaparte gewiß sein, bei den übrigen Mitgliedern des Directoriums keinen Widerstand zu finden, und in ihrem Namen so gut wie allein zu regieren. Aber Gohier und Moulins wollten auf diesen Plan nicht eingehen, und hielten besonders den Bonaparte nothwendigen Altersdispens für eine Verletzung der Constitution. Man glaubt ziemlich allgemein, daß dieser Vorschlag Bonaparte's nur eine List war, um seine Gegner durch die Vorstellung in Sicherheit zu wiegen, daß sein Ehrgeiz nicht über die Aufnahme in das Directorium hinausginge. Es ist allerdings kaum wahrscheinlich, daß ein Mann von solchem Ehrgeiz und solchem Kraftgefühl sich von einer partiellen Theilnahme an der Regierung und dem bestehenden Zustande der Dinge angelockt gefühlt, und nach

einer, im Ganzen, so unsicheren Stellung ernstlich gestrebt habe. Vielleicht hoffte er jedoch, einmal in den obersten Kreis eingetreten, dort bald allein zu walten, und, ohne sich den Gefahren eines gewaltsamen Angriffes auf das Bestehende auszusetzen, es auf eine sichere Art, von seinem eigenen Mittelpunkte aus, zu verwandeln. So viel wenigstens kann für gewiß gehalten werden, daß Bonaparte sich eben so wenig damit begnügt haben würde, einer jener temporairen Pentarchen der Republik, wie ein bloßer General, zu bleiben. Moulins und Gohier's Weigerung, zu seiner Ernennung mitzuwirken, gab ihm einen Vorwand, diesen Plan gänzlich abzuwerfen, und sich und seine Anhänger in seiner ersten Meinung, eines nothwendigen Umsturzes der bestehenden Verfassung zu bestärken.

Die beiden Directoren Gohier und Moulins wurden indessen von Bonaparte's sichtbar werdendem Streben nach Erreichung einer großen politischen Stellung beunruhigt, und lagen ihren Collegen an, den ehrgeizigen General zu entfernen, und ihn an die Spitze eines Heeres zu stellen. Sieyès theilte diese Ansicht nicht, sondern glaubte, daß man ihm keine Gelegenheit zur Erwerbung neuen Ruhmes geben, sondern ihn vergessen, und von Anderen vergessen lassen müsse. Als die Rede darauf fiel, ihn wieder nach Italien zu schicken, meinte Barras, daß Bonaparte dort zu »gute Geschäfte« gemacht habe, um eine Lust zur Rückkehr zu empfinden. Endlich faßten die Pentarchen den Entschluß, ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen, und ihm das Commando einer der Armeen der Republik, nach seiner Wahl, anzubieten.

Bonaparte folgte dieser Einladung. Er war von Barras satyrischem und zugleich grundlosem Ausfalle gegen ihn unterrichtet worden. Ehe ihm noch die beschlossene Eröffnung geworden, um derenwillen man ihn hatte rufen lassen, nahm er einen stolzen und drohenden Ton an, beklagte sich über Das, was gegen ihn geäußert worden, und sagte, daß,

Kapitel VII. wenn er in Italien sein Glück gemacht habe, dies nicht auf Kosten der Republik geschehen sei. Er sah dabei Barras an, der kein Wort zu erwidern wagte. Gohier, der damals Präsident des Directoriums war, erklärte ihm hierauf, mit der schmeichelhaften Aeußerung, daß er aus Italien nichts als Lorbeeren mitgebracht, den Wunsch der Regierung, den Oberbefehl eines der an den Grenzen kämpfenden Heere zu übernehmen. Bonaparte lehnte dies Anerbieten mit der Bemerkung ab, daß der plötzliche Uebergang von einem heißen und trockenen zu einem kalten und feuchten Klima ihn erschöpft habe, und daß er noch eine Zeit lang der Ruhe bedürfe. Er zog sich hierauf schnell und unzufrieden zurück. Dieses Verhalten hätte die Directoren in ihrem Verdacht gegen ihn bestärken können. Sie unternahmen jedoch gegen ihn nichts, ließen ihn nicht einmal näher beobachten. Er dagegen fühlte, daß sie gegen ihn mißtrauisch geworden, und daß er die Ausführung seiner Plane beeilen müsse. — Seine gewöhnlichen Rathgeber und Vertrauten, zu denen, vor Allen, seine beiden Brüder Joseph und Lucian und dann Talleyrand, Roederer, Real, der Admiral Bruix u. s. w. gehörten, führten ihm täglich neue Anhänger zu. Aus dem Rathe der Alten traten damals Cornudet, Lemercier, Daunou, Fargues, aus dem der Fünfhundert Boulay de la Meurthe, Gaudin, Chasal, Cabanis, Chenier mit ihm in vertrautere Verbindung. Sie alle stimmten darin überein, daß Bonaparte der Partei der Gemäßigten und besonders Sieyès näher treten müsse, der sich mit dem Entwurfe einer neuen Verfassung beschäftige, und über die Majorität im Rathe der Alten gebiete. Bonaparte fühlte die Wahrheit dieser Ansicht, aber eine Annäherung an Sieyès ward ihm schwer. Seine Freunde und besonders Talleyrand sorgten jedoch dafür, daß eine solche, ohne Bonaparte's Stolz oder Sieyès Empfindlichkeit zu reizen, zu Stande kam. In diesem Kreise ward beschlossen, Frankreich, unter

Bonaparte's und Sieyès Auspicien, eine neue Verfassung zu geben. Ohne sich über dieselbe im Einzelnen bestimmt auszusprechen, ward stillschweigend vorausgesetzt, daß die republikanische Form beibehalten, der Regierung aber größere Kraft und Einheit gegeben, und Bonaparte und Sieyès an die Spitze gestellt werden sollten. Die Vereinigung eines großen und ehrgeizigen Generals, ungeduldig, zur Herrschaft über sein Vaterland zu gelangen, und eines politischen Metaphysikers, der sein System realisiren zu können hoffte, war damals zu einer großen Reform der Republik nothwendig, die noch nicht gezähmt genug war, um eine rein militairische Dictatur, ohne einen gewissen ideellen Zusatz von repräsentativen Formen, zu ertragen, und die wiederum bloß mit Hülfe letzterer nicht aus ihrer Anarchie zu einem neuen Leben hervorgehen konnte.

Bonaparte entsagte demnach jedem weiteren Schwanken, und entschloß sich, ein für allemal mit den beiden Directoren Sieyès und Roger-Ducos in Verbindung zu treten. Er hielt sich nach wie vor von Barras entfernt, und behandelte Moulins und Gohier mit Achtung, schloß sie aber von jedem näheren Vertrauen aus. Fouché, der Bonaparte's aufgehenden Glücksstern beobachtete, sah dessen Entfernung von Barras, dessen Anhänger er bisher gewesen, mit Unruhe und Unzufriedenheit. Er hielt es noch nicht für räthlich, mit letzterem offen zu brechen, und hoffte, ihn mit Bonaparte aussöhnen zu können. Er fuhr inzwischen fort, dem großen General emsig den Hof zu machen, und wurde von diesem, da er als Polizeiminister den Schlüssel zu so vielen geheimen Verhältnissen besaß, gut aufgenommen. Fouché wandte sich an Bonaparte's Vertraute, um mit ihnen an einer Annäherung desselben an Barras zu arbeiten. Bonaparte nahm endlich eine Einladung zu einem Mahle bei letzterem an. Nach aufgehobener Tafel traten beide zusammen, und Barras, der listig war, aber nur im gewöhnlichen Sinne des Wortes und für beschränkte Köpfe, suchte

Kapitel VII. Bonaparte zu berücken. Er sprach viel von seiner zerrütteten Gesundheit, seiner Sehnsucht nach Ruhe, von seiner Abneigung gegen jede öffentliche Thätigkeit. Sein Zuhörer ließ ihn ruhig gewähren, und antwortete nicht. Barras ging dann auf den Zustand der Republik über, erklärte, daß sie zerrüttet sei und großer Reformen bedürfe, daß ein Präsident als alleiniger Inhaber aller vollziehenden Gewalt ihr nothwendig geworden, und schlug zu dieser Stelle einen General Hedouville, der weder durch Talent noch Charakter ausgezeichnet war, vor. Barras, der, wie so viele andere Revolutionaire, nur durch den Zufall zu einer großen äußeren Bedeutung gekommen, war eitel genug, dieses Ungefähr für eine wahre Bestimmung zu halten, und hegte die thörichte Hoffnung, daß Bonaparte die Gründe, die er zu seiner Unfähigkeit für das politische Leben angegeben, bestreiten, und ihm selbst den Vorsitz bei einer neuen Organisation der Republik antragen würde. Zugleich gedachte er aus des Generals Aeußerungen eine zuverlässige Meinung über dessen weitere Plane gewinnen zu können. »Was euch betrifft, General,« sagte er weiter, »eure Absicht ist, ohne Zweifel, euch zur Armee zu begeben, und euch und uns neuen Ruhm zu erwerben. Ich will in das Privatleben zurücktreten, das mir nothwendig geworden.« — Bonaparte, der nicht nur der kühnste, sondern auch der verschlagenste aller Menschen war, fühlte sich im Innern davon verletzt und erzürnt, daß Jemand, wie Barras, ihn zu täuschen versucht habe. Er sah diesem starr ins Gesicht, und verließ ihn, ohne ihn einer Erwiderung oder Erklärung gewürdigt zu haben. Er begab sich von Barras sogleich zu Sieyès, die beide im Luxemburg wohnten, und erklärte diesem, daß er sich mit ihm zu einer Veränderung in der bestehenden Verfassung zu verbinden entschlossen sei. Sie verständigten sich alsbald, und beschlossen, Alles zu einer Ausführung ihres Entwurfes für den achtzehnten oder zwanzigsten Brumaire in Bereitschaft zu setzen.

Als Bonaparte in seine Wohnung zurückkehrte, fand er Fouché und einige andere von Barras Freunden vor. Er beklagte sich gegen sie über dessen List und Doppelzüngigkeit, und erklärte, daß mit ihm nichts anzufangen wäre. Man wollte Barras vertheidigen, aber Bonaparte brach die Unterhaltung über diesen Gegenstand bald ab, denn sein Plan war einmal entschieden. Am anderen Tage erschien Barras bei dem General, in der Absicht, den Eindruck jener Zusammenkunft auszulöschen, und ihm bei jeder Unternehmung seine Dienste anzubieten. Bonaparte nahm ihn gleichgültig auf, wiederholte Barras Aeußerungen am vorigen Tage mit Anwendung auf sich selbst, als hätte er ihn verspotten wollen, sprach von seiner zerstörten Gesundheit, seinem Ueberdrusse an allen politischen Verhältnissen u. s. w., und sah ihn nicht wieder.

Fouché, seinen bisherigen Gönner Barras für verloren achtend, wandte sich jetzt Bonaparte ausschließend zu. Dieser verbarg ihm seine Plane, und bewies ihm nicht das geringste Vertrauen, nahm jedoch die Versicherungen seiner Ergebenheit und Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, gern an. Fouché, der die Polizei sehr geschickt verwaltete, kannte Bonaparte's Absichten und Veranstaltungen, hütete sich aber, das Directorium von seinen Entdeckungen in Kenntniß zu setzen, dessen Majorität, aus Barras, Gohier und Moulins bestehend, noch immer im Stande gewesen wäre, der Ausführung des Unternehmens zuvorzukommen.

Bonaparte befand sich erst seit vierzehn Tagen in Paris und schon war Alles zu seiner Erhebung vorbereitet. Berthier, Lannes, Murat gewannen täglich Generale und Offiziere für die Absichten ihres Patrons. Bernadotte, aus Eifersucht auf Bonaparte's Ruhm, Jourdan, weil er fürchtete, daß dieser sich zum Herrn der Republik machen könne, und Augereau, um seiner Verbindung mit den Jacobinern willen, waren die einzigen Militairs von Bedeu=

Kapitel VII. tung, die von einem Angriffe auf die bestehende Verfassung nichts wissen wollten, und ihre Vermuthungen und Besorgnisse in dieser Beziehung den zahlreichen Patrioten im Rathe der Fünfhundert mittheilten. Aber die große Mehrheit der Generale und Offiziere sah in Bonaparte schon damals ihr Haupt und ihren natürlichen Anführer. Moreau, obgleich der Republik zugethan, war jedoch der revolutionairen Partei verdächtig, und mit dem Directorium, das seine großen Dienste keineswegees angemessen belohnt hatte, unzufrieden, und schloß sich fest an Bonaparte an. Dieser schmeichelte ihm, zog ihn scheinbar allen Anderen vor, und wußte ihn ganz zu gewinnen. Moreau erklärte jedoch, in keine der politischen Intriguen, die der Ausführung des Unternehmens vorangehen mußten, eintreten, sondern erst im Augenblicke der Entscheidung herbeigerufen werden zu wollen. Zu der Garnison der Hauptstadt gehörten damals das achte und neunte Dragonerregiment, die unter Bonaparte in Italien gefochten hatten, und ihm sehr ergeben waren. Das ein und zwanzigste Jägerregiment, das von ihm, als er die Armee des Innern commandirt hatte, organisirt worden, und in welchem Murat gedient hatte, war ebenfalls in Paris anwesend. Diese Regimenter hatten mehrmals den Wunsch geäußert, von Bonaparte gemustert zu werden. Er hatte diese Gewährung aufgeschoben, um in ihr ein Werkzeug für seine Plane, im Moment von deren Ausführung, zu finden. Seine Brüder, Joseph und Lucian, erwarben ihm während dieser Zeit täglich Anhänger in den beiden Räthen.

Eine Zusammenkunft war zwischen Bonaparte und Sieyès für den funfzehnten Brumaire festgesetzt worden, wo sie die Mittel zur Ausführung ihres Entwurfes noch einmal prüfen und festsetzen wollten. Derselbe Tag war zu einem großen Bankett bestimmt gewesen, das die Volksvertretung dem berühmten Generale, wie früher bei seiner Rückkehr aus Italien, angeboten hatte. Die Majorität in den Fünfhundert

aber, die, bei der ersten Nachricht von Bonaparte's Landung in Frejus, Lucian zu ihrem Präsidenten ernannt hatte, um seinen Bruder durch diese Wahl zu ehren, war jetzt mißtrauisch geworden, und weigerte sich, dieses Festmahl zu veranstalten. Man entschloß sich, es auf Subscription zu geben, was ihm einen Theil seiner Bedeutung nahm. Uebrigens war die Zahl der Theilnehmer immer sehr groß, denn über siebenhundert Personen waren gegenwärtig. Dieses Bankett ward in der, dem Gottesdienst damals entzogenen, Kirche von St. Sulpice gehalten. Aber Alles ging dabei sehr kalt und schweigend zu. Die vornehmsten Theilnehmer beobachteten einander, und auf Allen lag die Ahnung eines großen bevorstehenden Ereignisses, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, dasselbe zu enthüllen oder seiner Ausführung entgegen zu treten. Bonaparte erschien düster und einsylbig. Nach dem Mahle erhob er sich, und machte, von Berthier begleitet, die Runde um die Tafeln, um mit den Anwesenden einige Worte der Höflichkeit zu wechseln. Von da begab er sich unmittelbar zu Sieyès, wo die letzten Verabredungen getroffen wurden. Man kam überein, das Directorium aufzulösen, die beiden Räthe auf drei Monate zu vertagen, und während dieser Zeit die vollziehende Gewalt drei Consuln anzuvertrauen, die zugleich zur Abfassung einer neuen Constitution ermächtigt werden sollten. Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos sollten mit dieser Würde bekleidet werden. Dann kamen die Mittel der Ausführung zur Sprache. Sieyès rechnete auf die Majorität im Rathe der Alten. Da man täglich von geheimen Anschlägen der Jacobiner sprach, so legte man diesen die Absicht eines Angriffes auf die Volksvertretung unter. Die Commissarien (inspecteurs des salles), die mit der Sicherheit des Rathes der Alten beauftragt, und Sieyès durchaus ergeben waren, sollten, auf jene Befürchtung hin, die Verlegung der Volksvertretung nach St. Cloud in Antrag bringen. Die bestehende Verfassung gab dem Rathe der Alten

Kapitel VII.

in der That das Recht zu einer solchen Maßregel. Der Rath der Alten sollte aber zu dieser Anordnung noch eine andere fügen, zu der ihn die Constitution keineswegs befugte, nämlich zur Ernennung eines Generals, um diese Anordnung auszuführen, und zu beschützen. Bonaparte sollte die Volksvertretung nach St. Cloud begleiten, und alle in der Hauptstadt und in deren Nähe versammelten Truppen unter seinen Befehl gestellt werden. War die Uebersiedelung der gesetzgebenden Macht einmal vollzogen, so hoffte man der Fünfhundert Meister zu werden, und ihrer Majorität das Decret zur Ernennung der drei provisorischen Consuln zu entreißen. Es wurde außerdem verabredet, daß Sieyès und Roger-Duccs an demselben Tage ihre Entlassung aus dem Directorium einreichen sollten. Man dachte Barras, Gohier und Moulins zu einer gleichen Verzichtleistung zu überreden oder im Nothfalle zu zwingen. Wenn das Directorium aufgelöst war, so glaubte man von den Fünfhundert keinen großen Widerstand gegen eine Veränderung in der Verfassung fürchten zu dürfen. Dieser Plan war sehr geschickt combinirt. Denn die Waffen zu einem Angriffe auf die bestehende Constitution wurden aus ihr selbst genommen. In freien Gemeinwesen gelingt nicht leicht, wenigstens was die allgemeinen Verfassungsbestimmungen betrifft, eine große Veränderung, wenn die Mittel zu ihr nicht aus den bisher herrschenden Verhältnissen entlehnt werden können. Der Schein der Gesetzlichkeit muß so lange als möglich bewahrt werden, indem in solchen Zuständen, wo die Menge, wenn auch nur der Form nach, als ein berechtigtes und freies Ganze betrachtet wird, eine offenbare Verletzung der bestehenden Einrichtungen ihr als eine Kränkung und Mißhandlung ihrer Rechte erscheint. Ein Schleier von Legalität muß in einem solchen Falle die innere Gewaltsamkeit der Mittel und des Zweckes verhüllen. Denn das Volk unter einer liberalen Constitution giebt wohl zu, daß es getäuscht, aber nicht daß es erniedrigt, und wie ein bewußtloser Gegenstand behandelt wird. In despo-

tischen Staaten, wo die materielle Macht das Band der ganzen Organisation bildet, und die Unterwerfung statt der Prüfung herrscht, findet das Gegentheil von dieser Stimmung eines freien Gemeinwesens statt. Die Menge, die keinen Anspruch auf die Achtung ihrer Regierung macht, keine politischen Rechte ausübt, und sich im Besitze ihrer Gebieter weiß, empfindet es übler, wenn sie getäuscht, als wenn sie offenbar und ohne Umstände entwürdigt wird. Kapitel VII.

Der Vorschlag zu der Verlegung der beiden Räthe nach St. Cloud ward auf den achtzehnten Brumaire (neunten November 1799) bestimmt. Die beiden Anstifter dieser ganzen Bewegung theilten sich in ihre Ausführung. Die Sorge, das Decret der Verlegung im Rathe der Alten durchzusetzen, ward Sieyès anvertraut. Bonaparte nahm es über sich, die Truppen zu versammeln, und sie nach St. Cloud zu führen

Alles war demnach festgesetzt. Aber so geheim auch die einzelnen Verabredungen und Anordnungen gehalten worden, das Gerücht, daß eine große politische Veränderung bevorstehe, eine mächtige Partei mit einem Angriffe auf die Verfassung des Staates umgehe, war in das Publicum gekommen, und ließ sich, je näher die Stunde der Entscheidung schlug, immer lauter vernehmen. Es war dies sogar nothwendig und lag in der Absicht der Urheber. Denn eine Revolution gelingt gewöhnlich nur dann, wenn die Menge auf deren Ausbruch vorbereitet ist, und einen solchen erwartet. Sie wäre sonst nur eine Conspiration, und nie hat eine solche ein großes und dauerndes Resultat hervorgebracht. Das Directorium hatte bisher nichts gemerkt. Der Kriegsminister Dubois-Crancé war indessen von dem Plan eines Angriffes auf die bestehende Verfassung unterrichtet worden. Ein eifriger Demokrat, und Bonaparte's Ehrgeiz für die Republik fürchtend, eilte er, Gohier und Moulins von Dem, was sich vorbereitete, zu benachrichtigen, die ihm aber keinen Glauben beimaßen. Diese bei-

Kapitel VII. den Directoren zweifelten nicht an Bonaparte's Herrschsucht, aber an der Möglichkeit eines solchen Staatsstreiches. Sie sollten sehr bald enttäuscht werden.

Der Rath der Alten wurde für den achtzehnten Brumaire um sieben Uhr Morgens, der der Fünfhundert um elf Uhr zusammenberufen. Auf diese Art sollte das Decret zur Verlegung der Volksvertretung schon angenommen sein, ehe die Fünfhundert sich noch versammelt hatten. Ein Artikel der bestehenden Verfassung untersagte jede weitere Berathschlagung über einen Gegenstand, sobald der Vorschlag einmal durchgegangen war. Diese Bestimmung war in der Absicht getroffen worden, um die Verhandlungen nicht zu sehr auszudehnen. Demnach konnte man den Fünfhundert den Mund schließen, und sich jeder Discussion mit ihnen entheben. Es ward außerdem noch eine List angewandt, welche die Annahme des Decrets erleichtern sollte. Man sandte an diejenigen Mitglieder des Rathes der Alten, von denen man Widerstand zu fürchten hatte, die Einladung zu der Sitzung so spät, daß sie erst, nachdem der Antrag durchgegangen, angekommen sein konnten. Diese politischen Kunstgriffe und Berechnungen waren meist Sieyès Werk. Bonaparte traf die militairischen Veranstaltungen mit demselben Eifer. Er berief den damaligen Obersten, gegenwärtigen Marschall Horace Sebastiani, der das neunte Dragonerregiment commandirte, zu sich, um der Stimmung dieses Corps gewiß zu sein. Sebastiani verbürgte sich für dasselbe. Man kam überein, daß Sebastiani des Morgens um fünf Uhr, unter dem Vorwande einer Musterung, die Caserne verlassen, seine Soldaten auf dem Revolutionsplatze und im Garten der Tuileries aufstellen, und dann mit zweihundert Reitern die Straßen La Victoire, wo Bonaparte wohnte, und Montblanc besetzen sollte. Bonaparte ließ die Obersten der übrigen in Paris garnisonirenden Cavallerieregimenter benachrichtigen, daß er sie am Morgen des achtzehnten Brumaire zu besichtigen gesonnen sei. Das-

selbe ward allen Offizieren zu erkennen gegeben, die ihm seit seiner Rückkehr vorgestellt zu werden gewünscht hatten. Um die frühe Stunde zu entschuldigen, gab er eine Reise vor. Er ließ Moreau und Lefevre bitten, sich des Morgens um sechs Uhr zu ihm zu begeben. Bonaparte wußte, daß letzterer General dem Directorium ergeben war, hoffte aber, daß er seinem persönlichen Uebergewicht nicht werde widerstehen können. Bernadotte und Augereau wurden von ihm weder benachrichtigt noch zugezogen. Um den Director Gohier über seine Absichten zu täuschen, hatte er sich bei ihm für den achtzehnten Brumaire zur Abendtafel ansagen, und um denselben dahin zu bringen, freiwillig seine Entlassung zu geben, ihn bei sich zum Frühmahle einladen lassen. Man behauptet, daß er Gohier, im Falle dieser seinen Rücktritt verweigern sollte, den Tag über mit Gewalt in seinem Hause zurückhalten wollte, um das Directorium zu keinem Beschlusse kommen zu lassen. Seine Gemahlin Josephine hatte zu diesem Plane mitgewirkt. Gohier erschien aber nicht.

Am achtzehnten Brumaire (neunten November) früh that sich eine große Bewegung, selbst Die überraschend, welche zu ihr mitwirken sollten, kund. Eine zahlreiche Reiterei zog über die Boulevards. Alle höheren Offiziere, die in Paris anwesend waren, wandten sich nach der Straße La Victoire, zu Bonaparte's Wohnung. Die Mitglieder des Rathes der Alten begaben sich in großer Eile nach der ihnen angekündigten außerordentlichen Sitzung. Die Fünfhundert waren von Dem, was vorging, zu dieser Stunde noch nicht unterrichtet. Gohier, Moulins und Barras ahnten selbst nicht einmal, was im Werke war, aber Sieyès und Roger-Ducos begaben sich heimlich, ohne daß ihre Collegen es wußten, nach den Tuileries.

Sobald die Mitglieder des Rathes der Alten versammelt waren, nahm Cornet, der Präsident der Commission, die mit der Erhaltung der Ordnung und Sicherheit in den Sitzun-

Kapitel VII. gen beauftragt war, das Wort. Er erklärte, daß die Commissarien von dem Dasein einer Verschwörung gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Volksvertretung unterrichtet wären. Viele Unzufriedene hätten sich nach der Hauptstadt begeben, und hielten daselbst geheime Zusammenkünfte. Der Rath der Alten besitze die Mittel, die Republik zu retten, und sei verpflichtet, sie in Anwendung zu bringen. Die Volksvertretung müsse nach St. Cloud verlegt werden, um sie einem Angriffe der Verschwornen zu entziehen. Ein fähiger General sei an die Spitze der bewaffneten Macht zu stellen, um während dieser Zeit die öffentliche Ordnung zu erhalten. Dazu eigne sich Niemand besser als *Bonaparte*. — Kaum waren diese Vorschläge vernommen worden, als sich in der Versammlung eine gewisse Unruhe zu erkennen gab. Einige Mitglieder wollten sich ihnen widersetzen. Aber *Bonaparte's* Name riß die Mehrheit fort. Um acht Uhr ward das verlangte Decret erlassen. Es befahl die Verlegung der beiden Räthe nach St. Cloud und rief sie dahin für den anderen Tag (neunzehnten Brumaire) um Mittag zusammen. *Bonaparte* wurde darin der Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht der Hauptstadt, und ihrer Umgebungen, die Nationalgarden, Linientruppen, die Garde des Directoriums und der Volksvertretung, die Gensd'armerie u. s. w. übergeben, und der General *Lefevre* zu seinem Gehülfen ernannt. *Bonaparte* sollte sich an die Schranken des Rathes der Alten begeben, und den üblichen Eid in die Hände des Präsidenten ablegen. *Cornet*, der diese ganze Maßregel in Antrag gebracht und *Bonaparte's* eifriger Anhänger wär, wurde mit der Uebergabe des Decrets an letzteren abgesandt. *Cornet* fand die Straße, in der das Haus des Generals lag, von einer großen Menge Offiziere in voller Uniform angefüllt. Alle waren den an sie am vorigen Tage erlassenen Einladungen gefolgt. *Bonaparte's* Wohnung war zu klein, um so viele Personen zu fassen. Die meisten

von ihnen mußten im Hofe bleiben, und der General trat heraus, um sie anzureden. Er sagte ihnen, daß Frankreich in Gefahr sei, und daß er auf sie für dessen Rettung rechne. Cornet überreichte ihm das Decret. Er las es laut ab, und fragte abermals, ob er ihres Beistandes gewiß sein könne. Alle Anwesenden antworteten ihm beifällig, und legten die Hand an ihre Degen. Lefevre war ebenfalls gegenwärtig. Aber da er, nicht in das Geheimniß gezogen, über die herrschende Bewegung erstaunt war, und eher düster als theilnehmend erschien, so wandte sich Bonaparte mit der ihm eigenen Kenntniß der Personen, mit denen er es zu thun hatte, an ihn, und sagte in soldatischem Ton: »Lefevre, ihr, der ihr einer der Pfeiler der Republik seid, wollt ihr dieselbe in den Händen von Advocaten und Sophisten zu Grunde gehen lassen? Vereinigt euch mit mir, um sie zu retten! Wohlan! Nehmt diesen Degen! Ich trug ihn in der Schlacht bei den Pyramiden, und gebe ihn euch als ein Zeichen meiner Achtung und meines Vertrauens.« — Lefevre, auf der Stelle gewonnen, nahm den Degen und rief: »General, ich schlage mich zu euch! Laßt uns die Advocaten und Sophisten in den Fluß werfen!« — Bernadotte war von Joseph Bonaparte zu dem General geführt worden, zog sich aber, als er merkte, wovon es sich handle, alsbald zurück, in der Absicht, die Ausführung des Unternehmens zu hindern, und die Patrioten, mit denen er in naher Berührung stand, zum Widerstande zu ermuntern. Fouché, dem Bonaparte keineswegs seine Absichten vertraut, hatte ihm gleichwohl einen Dienst leisten wollen, und in dieser Absicht als Chef der Polizei, die Barrieren zu schließen, und die Abfahrt der öffentlichen Wagen aufzuschieben befohlen. Er erschien, um Bonaparte von dieser Maßregel zu benachrichtigen. Dieser nahm ihn gut auf, tadelte aber was er gethan, und erklärte, daß er die Oeffentlichkeit und Verbreitung Dessen, was er unternehme, nicht zu scheuen brauche. Er befahl, die gewöhnliche

Kapitel VII. Ordnung der Communicationen wiederherzustellen. Bei den verschiedenen Aufständen seit 1792 war die Schließung der Barrieren ein übliches Mittel der Sicherheit für die angreifende Partei gewesen. Bonaparte wollte um jeden Preis eine Aehnlichkeit zwischen seinem Beginnen und den schlimmen Tagen des zweiten und dritten September 1792, dem ein und dreißigsten Mai 1793 u. s. w. vermeiden. Er erfuhr in diesem Augenblicke, daß Gohier seine Einladung zum Frühmahl ausgeschlagen, zeigte sich hierüber unzufrieden, ließ ihm aber unter der Hand sagen, daß jeder Widerstand von seiner Seite ihn verderben könnte und nichts verhindern würde. Er stieg sodann zu Pferde, und begab sich nach den Tuileries, um den Eid, der mit seiner neuen Stellung verbunden war, an den Schranken des Rathes der Alten zu leisten. Die ersten Generale der Republik begleiteten ihn. Moreau, Macdonald, Lannes, Berthier, Murat, Lefevre u. s. w. ritten hinter ihm her. Er fand in der Nähe der Tuileries das neunte Dragonerregiment, redete es an, ward mit Begeisterung empfangen, und trat in den Palast. Seine Erscheinung, von einem so glänzenden Gefolge umgeben, brachte eine große Wirkung hervor. Die Deputirten begriffen, daß sie einem ohnedies kühnen und gewaltigen Manne durch ihr Decret die Mittel in die Hand gegeben hatten, Alles, was er wolle, durchzuführen. Bonaparte sprach zu ihnen in seiner gewöhnlichen zuversichtlichen, der Form nach bestimmten, dem Sinne nach aber zweideutigen Weise, so daß er durch seine Worte sich selten ganz gebunden fühlte. — »Repräsentanten der Nation,« sagte er, »die Republik war im Begriff zu scheitern. Euer Beschluß hat sie gerettet. Wehe Dem, der sich seiner Ausführung widersetzen sollte! Mit Hülfe meiner Waffenbrüder werde ich jedem solchen Unternehmen zuvorzukommen wissen! Vergebens sucht man in der Vergangenheit Beispiele, um euer Urtheil irre zu führen. Nichts ist in der Geschichte dem achtzehnten Jahrhundert, und nichts im achtzehnten Jahrhundert

seinem Schlusse ähnlich. Wir wollen die Republik ..... wir wollen sie auf eine wahre Freiheit, auf das Repräsentativsystem gestützt .... wir werden sie besitzen. — Ich schwöre es in meiner Waffengefährten Namen!« — »Wir schwören es!« — riefen alle anwesenden Generale und Offiziere. Bonaparte's sonderbare, verheißungsvolle und zugleich drohende Sprache verfehlte nicht ihre Wirkung. Auch war er zugleich geschickt genug gewesen, nicht die Constitution, wie es sonst Sitte war, sondern nur die Vertheidigung der Republik zu beschwören. Denn es hätte allerdings zu arg erscheinen können, die Erhaltung einer Verfassung zu geloben, die er im Begriff zu zerstören stand. Ein Deputirter wollte auf diesen Umstand aufmerksam machen, ward aber von dem Präsidenten mit der Bemerkung unterbrochen, daß das Decret der Verlegung der Volksvertretung für den Augenblick jede weitere Verhandlung aufhebe. Man ging auf der Stelle aus einander. Bonaparte stieg zu Pferde und musterte die Regimenter der Garnison, die nach und nach zusammengekommen waren, und an ihm vorüberzogen. Er sagte zu den Soldaten, daß er mit einer Veränderung in der Verfassung umgehe, die den Armeen Ruhm und Ueberfluß gewähren sollte. Der Ruf: »Es lebe Bonaparte!« ertönte aus allen Reihen. Das Wetter war klar und für die Jahreszeit warm, das Zuströmen der Menge ungeheuer. Alles war von Bonaparte wunderbar gut, bis auf die kleinsten Umstände, wie die lange verschobene Musterung der Truppen, die ihn erst im entscheidenden Moment zu Gesicht bekamen, berechnet worden, und bei Dem, worauf er keinen Einfluß haben konnte, kam ihm der Zufall zu Hülfe.

Die Fünfhundert, die jetzt von Dem, was im Werke war, unterrichtet wurden, begaben sich in großer Eile und Aufregung nach dem Saale ihrer Sitzungen. Das Decret der Alten, die Verlegung nach St. Cloud betreffend, ward ihnen überreicht. Bei seiner Lesung wollten sich viele Stimmen ge-

gen dasselbe erheben, aber Lucian, der Präsident der Fünfhundert, unterdrückte jede weitere Berathung mit der Bemerkung, daß sie verfassungswidrig wäre. Er hob die Sitzung sogleich auf. Die Fünfhundert verließen den Saal, begaben sich aber zu ihren Freunden, theilten ihnen ihren Unwillen und ihre Bestürzung mit, und besprachen sich über die Mittel des Widerstandes. Die Patrioten oder Jacobiner versammelten sich um Santerre, und suchten das Volk in den Vorstädten aufzuregen.

Während dieser Zeit hatte Bonaparte die Musterung der Truppen vollendet, und war in die Tuileries zurückgekehrt. Er begab sich zu denjenigen Deputirten im Rathe der Alten, die, mit der inneren Polizei desselben beauftragt, im Saale der Sitzungen zurückgeblieben waren. Die beiden Minister der Justiz und der Polizei, Cambacérès und Fouché, begaben sich zu ihm. Sieyès und Roger-Ducos sandten ihre Entlassung ein. Was die übrigen Directoren betrifft, so glaubte man, daß Gohier und Moulins nicht freiwillig zurücktreten würden. Talleyrand und der Admiral Bruix wurden an Barras abgesandt, um ihn zur Abdankung zu bewegen.

Bonaparte beschäftigte sich hierauf mit der Vertheilung der zur Ausführung seines Vorhabens bestimmten Truppen. Murat wurde mit einer starken Abtheilung Reiterei und einem Corps Grenadiere nach St. Cloud geschickt. Serrurier sollte sich auf dem Wege nach St. Cloud, an dem Orte: Point du Jour genannt, aufstellen, um Murat im Nothfalle unterstützen zu können. Unter Lannes wurden die Truppen gestellt, welche die Tuileries umgaben. Moreau erhielt einen wenig ehrenvollen, und seine persönliche Würde verletzenden Auftrag. Er sollte mit fünfhundert Mann den Luxemburg besetzen, und die drei dort gebliebenen Directoren, unter dem Vorwande, für ihre Sicherheit zu sorgen, an jeder Verbindung mit Außen hindern

Man glaubt ziemlich allgemein, daß Bonaparte an Moreau mit Absicht eine so untergeordnete, zweideutige und mehr eines Polizeiagenten als berühmten Generals würdige Rolle in diesem großen Spiele austheilte, und ihn dadurch zu erniedrigen dachte, da er nicht bis auf das Aeußerste auf ihn zählen zu können hoffte. Denn er wußte, daß Moreau, ohne persönlichen Ehrgeiz, in der Republik wohl einen Vorgesetzten, aber nicht einen Herrn ertragen würde, und ein solcher wollte und sollte Bonaparte von jetzt an werden. Der Directorialgarde ward befohlen, den Luxemburg zu verlassen, und sich nach den Tuileries zu begeben. Eine letzte und wichtige Veranstaltung wurde jetzt mit Fouché's Hülfe getroffen. Dieser suspendirte, als wenn er dazu vom Directorium ermächtigt worden, die zwölf Municipalitäten von Paris, und nahm ihnen jede Autorität. Dadurch verlor die Partei der Patrioten oder Jacobiner jede Möglichkeit, sich zu sammeln und einen Widerstand zu organisiren. Fouché ließ hierauf in zahlreichen öffentlichen Anschlägen die Bevölkerung zur Ruhe vermahnen, und ihr erklären, daß man in diesem Augenblicke an der Rettung der Republik arbeite.

Diese Maßregeln griffen alle so gut in einander und gelangen so vollständig, daß man nicht weiß, ob man mehr Bonaparte's Glück oder seine Kunst und Vorsicht bewundern soll Moreau begab sich nach dem Luxemburg und hielt die drei Directoren gefangen. Ihre Garde verließ sie und zog nach den Tuileries. Gohier und Moulins begriffen jetzt ihre Verblendung und begaben sich zu Barras, um sich mit ihm über Das, was zu thun wäre, zu berathschlagen. Denn sie bildeten, der Form nach, noch immer die Majorität des Directoriums, besaßen aber keine Mittel, die ihnen gesetzlich zustehende Macht auszuüben. Barras beklagte sich mit ihnen über Bonaparte's Ehrgeiz und Treulosigkeit, und versprach seine Zustimmung zu Allem, was sie unternehmen würden. Er dachte aber an keine ernstliche Opposition,

Kapitel VII. und schickte zu derselben Zeit seinen Secretair Bottot nach den Tuileries, um zu erfahren, was dort vorginge. Als Talleyrand und der Admiral Bruix zu ihm kamen, ward es ihnen nicht schwer, ihn von der Vergeblichkeit jedes Widerstandes zu überzeugen, und ihn zur Abdankung zu bewegen. Sie hatten zu diesem Zweck im Voraus ein Schreiben aufgesetzt, das er nur zu unterzeichnen brauchte. — Sobald Gohier und Moulins dies erfuhren, begaben sie sich nach den Tuileries, woran man sie jetzt nicht mehr hinderte. Sie wollten sich daselbst mit Sieyès und Roger-Ducos vereinigen, deren Rücktritt sie noch nicht kannten, und die bestehende Constitution aufrecht erhalten. Denn ohne diese konnten sie, da sie nur die Minorität des Directoriums ausmachten, weder etwas verhindern noch beschließen. Sie fanden Bonaparte von Sieyès, Roger-Ducos und vielen Generalen und Offizieren umgeben. Er hatte eben Bottot, der zu ihm in Barras Auftrag gesprochen, sehr übel empfangen, und laut, so daß es Alle hören konnten, ausgerufen: »Was hat man aus diesem Frankreich gemacht, das ich, als ich nach Egypten ging, in so glänzender Lage zurückließ? Ich hatte ihm den Frieden verschafft, und finde bei meiner Rückkehr den Krieg. Ich hatte es mit Siegen umgeben, und jetzt steht der Feind an unseren Grenzen. Wo sind die Millionen geblieben, die ich aus Italien mitgebracht? Was ist aus den hunderttausend Franzosen geworden, die ich Alle kannte, den Gefährten meines Ruhmes? — Sie sind verschwunden!« — Bottot zog sich alsbald zurück. Aber in diesem Augenblicke kam Barras Abdankung an und besänftigte Bonaparte, dessen ungeduldiger Ehrgeiz von jedem Widerstande auf das Aeußerste gereizt zu werden anfing, und dem Alles noch zu langsam ging. Er redete den beiden Directoren Gohier und Moulins, als er sie ansichtig wurde, zu, Barras Beispiel zu folgen, und nicht länger einer heilsamen und nothwendigen Veränderung zu widerstreben. Ein heftiger Wortwechsel er-

hob sich zwischen Bonaparte und Moulins, der nicht nachgeben wollte. In diesem Augenblicke ward Bonaparte eine Depesche überreicht, welche die Anzeige einer im Faubourg St. Antoine sich erhebenden Gährung enthielt. »General Moulins,« sagte er zu dem Director, »ihr seid Santerre's Verwandter?« — »Nein, ich bin nur sein Freund!« — »Ich erfahre so eben, daß er die Vorstädte aufzuregen sucht. Meldet ihm, daß ich ihn bei der ersten Bewegung erschießen lasse!« — Bonaparte wiederholte seine Drohung, als Moulins das Recht zu einer solchen Maßregel bestritt. »Die Republik ist in Gefahr! Ich will sie retten . . . ich will es!« setzte Bonaparte mit erhöhtem Tone hinzu. »Siéyès und Roger-Ducos haben ihre Entlassung gegeben,« fuhr er fort, »was könnt ihr beide allein ausrichten? Ich rathe euch, nachzugeben!« — Gohier und Moulins blieben unbeweglich. Sie kehrten nach dem Luxemburg zurück, wo sie von Moreau abermals gefangen gesetzt, und ihnen jede Verbindung unter sich und mit Anderen untersagt wurde. Barras verließ Paris, und begab sich, von einer Abtheilung Dragoner begleitet, nach einem seiner Landsitze. Dieser Mann, den der Zufall so hoch erhoben hatte, dessen Einfluß Bonaparte das Commando der Armeen des Innern und von Italien, und damit die ersten Stufen zu seiner Größe verdankte, verschwand jetzt für immer vom Schauplatze des öffentlichen Lebens, obgleich er noch viele Jahre im Privatstande fortdauern, und sogar den Sturz seines großen und undankbaren Clienten erleben sollte.

Es gab demnach keine Regierung und vollziehende Gewalt mehr. Bonaparte allein hatte die Macht in Händen. Alle Minister waren um ihn versammelt, alle Befehle gingen von ihm aus. Die Patrioten versammelten sich, und schlugen Maßregeln des Widerstandes vor, aber ohne an die Möglichkeit von deren Ausführung zu glauben. Denn die Truppen schienen Bonaparte blind ergeben zu sein Dieser war

Kapitel VII.

Kapitel VII.

den ganzen Tag über im Saale des Rathes der Alten geblieben. Am Abend berathschlagte er mit seinen Anhängern über Das, was am anderen Tage in St. Cloud ausgeführt werden sollte. Der mit Sieyès verabredete Plan bezweckte, den beiden Räthen eine Vertagung der Volksvertretung und die Errichtung eines provisorischen Consulats vorzuschlagen. Diese Maßregel bot einige Schwierigkeit dar. Viele Mitglieder des Rathes der Alten, die für das Decret der Verlegung der Volksvertretung gestimmt, traten von dem Gedanken einer militairischen Dictatur, für die Alles sich vorzubereiten schien, zurück. Sie hatten nicht bloß für Bonaparte und seine beiden Gefährten, Sieyès und Roger-Ducos, zu arbeiten geglaubt. Ihrer Meinung nach sollte die Directorialverfassung nicht gestürzt, sondern nur modificirt werden, und Bonaparte in die Regierung, mit Erhaltung eines Altersdispens, eintreten, um ihr mehr Einheit und Kraft zu geben. Sie theilten dem General diese Ansicht mit. Aber dieser erwiderte mit entschiedenem Ton, daß die gegenwärtige Constitution unmöglich, und die Herstellung einer kräftigeren Autorität nothwendig geworden, daß, vor Allem, den Intriguen und Factionen, welche die Republik zerrissen, Stillschweigen aufgelegt werden müsse, und dies nur durch eine gänzliche Veränderung der obersten Gewalt geschehen könne. Er wiederholte deshalb seinen Antrag, einer Vertagung der Volksvertretung, und der Ernennung von drei Consuln, mit dem Auftrage, eine neue Verfassung zu entwerfen. Nach einer langen Discussion ward diese Meinung endlich angenommen. Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos wurden zu den drei Consuln designirt, und der ganze Entwurf zu Papier gebracht, um am anderen Tage in St. Cloud vorgetragen zu werden. Sieyès, der während der Revolution so viele Staatsstreiche, Aufstände und gewaltsame Veränderungen gesehen, schlug die Verhaftung von vierzig der unruhigsten und verwegensten Mitglieder des Rathes der Fünfhundert

vor, um sie von der Sitzung in St. Cloud auszuschließen. Kapitel VII.
Bonaparte, der bei seinem Unternehmen jede Aehnlichkeit mit den Proceduren der Jacobiner und Terroristen vermeiden wollte, gab hierzu seine Zustimmung nicht. Dieses kühne Vertrauen auf seine persönliche Ueberlegenheit und sein Glück hätte ihm, unter etwas anderen Umständen, theuer zu stehen kommen können.

Die Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten Brumaire neunten bis zehnten November) verfloß ohne Störung. Am anderen Morgen war die Straße nach St. Cloud mit Truppen, Wagen und einer Menge neugieriger Zuschauer bedeckt. Drei Säle waren in diesem Lustschlosse Ludwig XVI. zu den Verhandlungen dieses Tages, für den Rath der Alten, der Fünfhundert, für Bonaparte, seinen Stab und die mit der inneren Polizei des Ganzen beauftragte Commission der Inspectoren, eingerichtet worden. Die Vorbereitungen sollten um Mittag vollendet sein, wurden es aber erst zwei Stunden später. Diese Verzögerung konnte den Urhebern des Unternehmens gefährlich werden. Die Mitglieder der beiden Räthe wandelten in dem Garten des Schlosses umher, da sie im Innern noch nicht aufgenommen werden konnten. Die Fünfhundert erklärten sich in ihren Unterredungen für die Erhaltung der bestehenden Verfassung, waren aber nicht abgeneigt, durch Bonaparte's Eintritt in das Directorium dasselbe zu verstärken, und der Regierung eine neue Stütze zu gewähren. Die Alten, von denen Viele im Grunde dieselbe Ueberzeugung hegten, wurden hierdurch in ihren Entschlüssen und Planen erschüttert. Sie wollten und konnten ihren Collegen die Absicht einer totalen Veränderung nicht eingestehen, zu der sich die Meisten von ihnen am vorigen Tage anheischig gemacht, die ihnen selbst aber als gefährlich und ungesetzlich erschien, und ihren Neigungen und Gesinnungen widersprach. Denn Viele sahen in Bonaparte den künftigen Gebieter und Meister des Staates voraus, was sie bedenklich machte.

Kapitel VII.

Sie schwankten, und der Erfolg des großen Staatsstreiches, der sich vorzüglich auf ihre Theilnahme stützte, schien ungewiß zu werden. Bonaparte war um diese Zeit zu Pferde, an der Spitze der Truppen. Sieyès und Roger-Ducos hatten schon, wenn das Unternehmen mißglücken sollte, auf Mittel zur Flucht gedacht, und ihr Beispiel unter ihren Anhängern manche Nachahmer gefunden. Man fürchtete in ihrer Partei, daß Bernadotte, Augereau und Jourdan, deren Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung bekannt war, sich den Truppen zeigen, und sie von Bonaparte, ihn als einen Feind der Freiheit bezeichnend, abwendig machen könnten. Es war deshalb befohlen worden, Jeden, ohne Ausnahme, General oder Deputirten, der einen Versuch, die Soldaten umzustimmen, machen sollte, sogleich niederzustoßen.

Um zwei Uhr Nachmittags versammelten sich endlich die beiden Räthe, jeder in seinem Local. In dem der Alten erhob sich von Seiten der Deputirten, die zu der am Tage vorher in den Tuileries abgehaltenen Sitzung absichtlich zu spät eingeladen worden, ein Widerspruch gegen Das, was daselbst vorgegangen war. Dieser Widerspruch ward jedoch ohne Schwierigkeit beseitigt, und den Fünfhundert angezeigt, daß der Rath der Alten versammelt, und im Begriff zu berathen sei. Im Rathe der Fünfhundert hatte der Deputirte Gudin von Bonaparte und Sieyès den Auftrag bekommen, die Sitzung zu eröffnen. Er sprach zu seinen Collegen von den Gefahren, in denen die Republik schwebe, und schlug ihnen dann zum Beschlusse vor: die Votirung einer Dankadresse an den Rath der Alten für die Verlegung der Volksvertretung, und die Errichtung einer Commission, um die bedrängte Lage des Staates zu untersuchen, und Mittel zu deren Abstellung anzugeben. Wurden diese Vorschläge angenommen, so sollte den Fünfhundert ein schon in Bereitschaft gehaltener Bericht über die Vertagung der beiden Räthe und die Errichtung eines

provisorischen Consulats vorgelegt werden. Aber kaum hatte Gudin seinen Vortrag begonnen, als ein lauter Ausbruch des lange verhaltenen Unwillens erfolgte. Von allen Bänken ertönte der Ruf: »Nieder mit den Dictatoren! Keine Dictatur! Es lebe die Constitution! Die Constitution oder den Tod!« — Die immer lauter und stärker werdenden Aeußerungen des Mißfallens und Zornes machten einen Augenblick lang jeden Vortrag unmöglich. Lucian Bonaparte, Präsident der Fünfhundert, suchte dem Sturme zu widerstehen, aber seine Worte verhallten ungehört. Der Deputirte Grandmaison machte endlich den Vorschlag, den Eid auf die bestehende Verfassung zu erneuern. Bald darauf verlangte man den namentlichen Aufruf. Alle Deputirte stiegen, einer nach dem anderen, auf die Tribune, und beschworen, die Directorialconstitution aufrecht zu erhalten. Lucian Bonaparte selbst mußte den Präsidentenstuhl verlassen und Das beschwören, was er zu zerstören gesonnen war.

Der Versuch, die bestehende Ordnung der Dinge umzustoßen, schien eine für dessen Anstifter drohende Wendung zu nehmen. Die Fünfhundert, anstatt eine Commission zur Entwerfung einer neuen Verfassung zu ernennen, gelobten eidlich, die gegenwärtig vorhandene zu vertheidigen. Der Rath der Alten ward von Dem, was in seiner Nähe vorging, erschüttert und hin und her gezogen. Die Gefahr war groß. Augereau, Jourdan und mehre andere einflußreiche Häupter der revolutionairen Partei waren in St. Cloud anwesend, und warteten nur auf eine Gelegenheit, die Truppen aufzuwiegeln. Bonaparte beschloß, Alles zu wagen, um diese ihm feindliche Bewegung aufzuhalten. Er wollte selbst zu den beiden Räthen sprechen. Auf dem Wege dahin begegnete er Augereau, der ihm mit spöttischem Tone sagte: »General, ihr seid in einer angenehmen Lage!« — »Die Sachen standen bei Arcole noch schlimmer!« — antwortete ihm dieser. Er begab sich in den Rath der Alten. Bonaparte verstand

Kapitel VII.

es wohl, als Befehlshaber zu seinen Soldaten und auf dem Schlachtfelde zu sprechen, aber zu einer politischen Versammlung zu reden, war ihm neu. Er sagte mit abgebrochener, obwohl lauter Stimme: »Repräsentanten der Nation! Ihr seid nicht unter gewöhnlichen Umständen, sondern wie auf einem Vulcan, versammelt. Ihr habt die Republik in Gefahr geglaubt, die Verlegung der Volksvertretung als ein Mittel der Rettung angeordnet, und mich mit der Vollziehung dieser Maßregel beauftragt. Ich habe nichts gethan, als euren Befehlen gehorcht. Aber schon verfolgt man mich und meine Waffengefährten mit Verläumdungen und Vorwürfen aller Art. Man spricht von einem neuen Cromwell, einem neuen Cäsar. Wenn ich eine solche Rolle gewünscht, so hätte ich sie bei meiner Rückkehr aus Italien übernommen, als mich alle Parteien zu derselben einluden. Ich habe es damals nicht gewollt, und will es heute nicht.« — Er entwarf hierauf mit bewegter Stimme eine Schilderung von den Gefahren der Republik, dem Treiben der Factionen, den wiederausgebrochenen Unruhen im Süden und Westen Frankreichs. »Wir müssen die Zunahme so drohender Uebel verhindern,« fuhr Bonaparte fort, »und die beiden großen Principien, für die wir so viel gethan und gelitten, die Freiheit und Gleichheit, erhalten!« — »Aber ihr sagt nichts von der Constitution!« rief ihm der Deputirte Linglet zu, »schwört mit uns, diese erhalten zu wollen!« — Diese Unterbrechung überraschte den General einen Augenblick lang, bald aber faßte er sich, und sprach mit heftiger Bewegung: »Die Constitution? — Sie ist nicht mehr vorhanden. Ihr selbst habt sie zerrissen — am achtzehnten Fructidor (vierten September 1797) durch das Attentat auf einen Theil der Volksvertretung; am zwei und zwanzigsten Floréal (elften Mai 1798) durch die Annullirung so vieler Wahlen; am dreißigsten Prairial (achtzehnten Juni 1799) durch die gewaltsame Veränderung im Directorium. Die Constitution, von der ihr sprecht, alle Par-

teien wollen sie verletzen. Von allen Seiten wurde ich zu ihrem Umsturz aufgefordert. Ich habe dies nicht gewollt, kann aber im Nothfalle Die, welche Solches gerathen, nennen.« — »Nennt dieselben!« riefen viele Mitglieder der Opposition, »nennt sie in einem geheimen Ausschusse, der sogleich niedergesetzt werden kann.« — Bonaparte nahm wiederum das Wort, schilderte von Neuem die gefährliche Lage Frankreichs, die Nothwendigkeit einer großen Veränderung in den obersten Gewalten, und lud die Deputirten zur Mitwirkung ein. »Im Bunde mit meinen Waffengefährten,« sagte er, »werde ich euch zu unterstützen wissen. Ich rufe jene tapferen Grenadiere an, die ich so oft zum Siege geführt habe. Ich verlasse mich auf ihren Muth. Wir wollen euch bei der Rettung des Vaterlandes helfen. Wenn aber irgend ein Redner,« setzte er plötzlich mit drohendem Ton hinzu, »vom Auslande bestochen, dafür stimmen sollte, mich außer dem Gesetz zu erklären, so werde ich mich an meine Waffengefährten wenden. Vergesset nicht, daß ich mit den Gottheiten des Glückes und des Krieges im Bunde stehe!« — Dieser verwegene Schluß seiner Rede war übrigens nur zur Anhörung an die Alten, zur Beachtung aber an die Fünfhundert, denen er alsbald bekannt wurde, gerichtet. Die Alten waren schon durch seine Gegenwart unterjocht worden, und hatten ihm keinen weiteren Widerstand entgegengesetzt. — Er begab sich darauf nach dem Saale der Fünfhundert, und ließ sich dahin von einigen Grenadieren begleiten, die aber am Eingange stehen blieben. Kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, als ihn ein wüthender Tumult empfing. »Wie?« rief eine Menge von Stimmen, »er kommt mit Soldaten! Soldaten hier? — Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen!« — Eine Anzahl von Deputirten erhob sich von ihren Sitzen, und umgab den General unter Ausdrücken des heftigsten Zornes. »Dazu habt ihr gesiegt? Eure Lorbeeren sind verwelkt! Euer Ruhm ist in Schande verkehrt. Verlaßt dieses Heiligthum

Kapitel VII. der gesetzgebenden Macht. Weicht von hier .....« Bonaparte wurde immer näher von einer drohenden Menge umgeben, die ihn persönlich angreifen zu wollen Miene machte. Die Grenadiere, die er am Eingange des Saales gelassen, kamen ihm zu Hülfe, legten ihre Arme um ihn und trugen ihn davon. Er stieg, nachdem er sich einen Augenblick lang von dem Eindrucke dieses betäubenden Auftrittes erholt, zu Pferde, redete die Soldaten an, und erklärte ihnen, daß im Rathe der Fünfhundert Meuchelmörder ihm nach dem Leben gestanden, daß er sich aber auf ihre Treue und Hülfe verlasse. Er wurde mit stürmischem Zuruf empfangen.

Der Tumult in der Versammlung hörte nicht mit Bonaparte's Entfernung auf, sondern wandte sich jetzt gegen seinen Bruder Lucian. Dieser bewies, obwohl er noch sehr jung war, eine seltene Geistesgegenwart und Berechnung der Umstände. »Euer Bruder ist ein Tyrann!« rief man ihm von allen Seiten zu. Lucian suchte ihn, obwohl vergebens, zu vertheidigen. »Nieder mit dem Tyrannen! Sprecht die Acht über ihn aus! Erklärt ihn außer dem Gesetz!« — Diese Worte waren noch immer schreckbar genug. Sie hatten, fünf Jahre vorher, Robespierre gestürzt und auf die Guillotine geführt. Aber Robespierre war kein Bonaparte, kein großer General, sondern nur ein ehrgeiziger Demagoge, kein Mann der That, sondern nur ein verschlagener Sophist gewesen. Gleichwohl war jene Drohung noch immer gefährlich. Sie konnte, in einer gesetzlichen Form ausgesprochen, die Soldaten, besonders aber die Generale und Offiziere, schwankend machen. Lucian widerstand dem mehrmals wiederholten Ansinnen, die Achtserklärung zur Abstimmung zu bringen. Er verlangte, daß man seinen Bruder noch einmal anhören sollte. Da der Tumult aber zunahm und er keinen anderen Ausweg sah, so verließ er den Präsidentenstuhl und rief: »Wie? Ihr wollt, daß ich meinen eigenen Bruder außer dem Gesetz erkläre? Ich verlasse meinen

Sitz und stelle mich an die Schranken, um ihn zu vertheidigen!« — Bonaparte, der in der Nähe geblieben, fürchtete für seinen Bruder, und schickte zehn Grenadiere ab, um ihn aus dem Saale zu führen. Der Augenblick, einen entscheidenden Schlag zu führen, war gekommen. Jede Zögerung konnte nicht nur, sondern mußte Dem, gegen den sich der Unwillen der Versammlung richtete, Verderben bringen. Wenn Bonaparte seinen Gegnern im Rathe der Fünfhundert Zeit ließ, zu berathen, einen neuen Präsidenten zu wählen, den Rath der Alten zur Mitwirkung bei Ernennung eines neuen Directoriums aufzufordern u. s. w., so war er verloren. Denn wenn ihm auch die Soldaten, falls er außer dem Gesetz erklärt wurde, im Anfange hätten treu bleiben wollen, so fielen doch die meisten höheren Offiziere gewiß von ihm ab, und zogen allmälig die ihnen untergebenen Mannschaften nach, und das Volk der Hauptstadt hätte ihn damals, gegen eine unter den Auspicien der bestehenden Verfassung einschreitende Gewalt, nicht in Schutz genommen. — Cäsar war über den Rubico gegangen, aber erst nach langen Unterhandlungen und Zögerungen, Cromwell hatte das Parlament nicht ohne große Bedenklichkeit geschlossen. Bonaparte stand in seiner Wahl keinen Augenblick an. Seine zu Gewaltschritten mehr als die irgend eines anderen Despoten oder Usurpators geneigte Sinnesart, die sich in außerordentlichen Lagen, wie der Adler im Sturm, gefiel, ergriff schnell ein äußerstes Mittel, nicht nur um sich persönlich zu retten, sondern um zugleich vollständig seinen Zweck zu erreichen. Er, der sich in einer demokratischen Republik erhoben, deren ganze Magie in der Vorstellung lag, der Volksvertretung eine über alle anderen Behörden und Gewalten erhabene Macht zuzuerkennen und sie als mit der Majestät der Nation bekleidet zuzusehen, er, damals nichts als ein mit der Vertheidigung der Volksvertretung beauftragter General — beschloß, die rechtmäßig gewählten und gesetzlich versammelten Mitglieder derselben, wie einen Pöbel-

Kapitel VII. haufen, auseinander treiben zu lassen. Er stieg mit seinem Bruder Lucian zu Pferde. Dieser sagte zu den Soldaten die den wahren Hergang der Dinge ganz entstellenden Worte: »Ich, der Präsident des Rathes der Fünfhundert, erkläre, daß diese Versammlung aufgelöst ist. Eine mörderische Faction hat der Majorität der Deputirten Gewalt angethan. Ich fordere euch auf, die Einen zu zerstreuen und die Anderen zu befreien!« — Lucian gelobte dann, daß er und sein Bruder die treuesten Anhänger der Freiheit bleiben würden. Murat und Leclerc führten hierauf eine Abtheilung Grenadiere nach dem Saale der Fünfhundert. Bei ihrem Erscheinen erhob sich ein eben so wilder Ruf des Hasses und der Drohung als kurz vorher bei Bonaparte's Eintritt selbst. »Vorwärts, Grenadiere!« — schrie Murat. Die Soldaten durchschritten mit aufgepflanztem Bajonet den Saal seiner ganzen Länge nach, und trieben die Deputirten hinaus, von denen manche sich durch die Fenster, die meisten aber durch die übrigen Ausgänge retteten. In einem Augenblicke war der Saal geräumt. — Bonaparte erfocht auf diesem unblutigen, obwohl nicht gefahrlosen, Kampfplatze einen weniger rühmlichen, aber viel erfolgreicheren, Sieg als bei Arcole und den Pyramiden. Frankreich lag von da an zu seinen Füßen, und sollte viele Jahre lang sich nach dem Winke seiner Augen bewegen.

Die Kunde von dieser Scene gelangte alsbald zur Kenntniß des Rathes der Alten, der von ihr mit Unruhe und Vorwurf erfüllt wurde. Die Mehrheit seiner Mitglieder hatte keine so gewaltsame Lösung des verschlungenen Knotens erwartet. Lucian erschien an den Schranken, und vertheidigte sein Verfahren gegen die Versammlung, an deren Spitze er gestanden. Niemand widersprach ihm, denn was geschehen, war nicht mehr zu ändern. Man mußte sich endlich zur Annahme der Ergebnisse dieses so kühn und glücklich durchgeführten Staatsstreiches entschließen. Der Rath der Alten konnte

indessen allein nicht die Vertagung der Volksvertretung und die Errichtung eines provisorischen Consulats aussprechen. Denn ein gewisser, wenn auch noch so dürftiger, Schein von Legalität ist, in einem civilisirten Volke, jeder politischen Combination, welches auch ihr Zweck und Ursprung sein mag, unentbehrlich. Es ist dies eine obwohl unfreiwillige Anerkennung der Wahrheit und Gerechtigkeit, und beweist, wie die menschliche Natur, im Einzelnen unaufhörlich verlockt und erniedrigt, dennoch gewisser Grundprincipien der Moral und des Rechtes nicht ganz entbehren kann, deren Form wenigstens selbst Die huldigen müssen, die ihr Wesen verletzen. — Die Mitglieder des Rathes der Fünfhundert waren auseinandergesprengt, aber ohngefähr funfzig von ihnen, die geheimen Beförderer dieses Staatsstreiches und Anhänger Dessen, der ihn unternommen, hatten St. Cloud nicht verlassen. Man versammelte sie von Neuem und ließ diese das Decret sanctioniren, das der Zweck des ganzen Unternehmens gewesen. Dieses Decret wurde hierauf dem Rathe der Alten vorgelegt und von ihm in der folgenden Nacht ebenfalls angenommen. Vermöge desselben wurden Bonaparte, Sieyès und Roger=Ducos zu provisorischen Consuln ernannt und mit der gesammten vollziehenden Gewalt beauftragt. Die beiden Räthe wurden nicht sogleich für abgeschafft erklärt, sondern nur bis zum ersten Ventose des folgenden Jahres (zwanzigsten Februar 1800) vertagt. Zwei Commissionen, jede von fünf und zwanzig Mitgliedern, aus den beiden Räthen gewählt, sollten die Volksvertretung darstellen, und die legislativen Maßregeln der drei Consuln bestätigen. Diese wurden zugleich ermächtigt, in Uebereinstimmung mit den beiden Commissionen, eine neue Constitution zu entwerfen.

Dieser Tag war der letzte der französischen Revolution, im engeren Sinne dieses Wortes. Denn wenn der Name der Republik auch noch einige Jahre lang fortdauern sollte, so kam doch fortan der Wille eines Einzigen in ihr zu einer

Kapitel. VII.

so überlegenen und ausschließenden Geltung, daß der ursprüngliche Geist der Bewegung von 1789 unter seinem Druck erlag, und nur einige Formen und Traditionen davon übrig blieben. Außerdem haben wir in diesem Werke nicht eine Geschichte der französischen Republik, die erst mit dem zweiundzwanzigsten September 1792 beginnen und mit dem achtzehnten Mai 1804 aufhören müßte, sondern der französischen Revolution, darzustellen versucht. Von dieser, die am siebenzehnten Juni 1789 in Versailles, als der Tiers-Etat sich zu einer Nationalversammlung erklärte und die altständische Verfassung über den Haufen warf, ausbrach, kann man mit Recht behaupten, daß sie an dem Tage endigte, wo Bonaparte in St. Cloud die Volksvertretung mit Gewalt auflöste, und in allen wichtigen Dingen die oberste Entscheidung an sich riß. Das charakteristische Streben der Revolution von 1789, den Begriff der politischen Freiheit im Leben der Nation zu realisiren, und diese dadurch, im Gegensatze zu der Feudalwelt und der absoluten Monarchie, in den vollständigen Besitz ihrer selbst zu setzen, erfuhr, in Folge des achtzehnten Brumaire, eine lange und tiefe Unterbrechung, und wurde durch Bonaparte's Despotismus in der Erreichung des vorgesteckten Zieles gewaltsam aufgehalten.

Der Keim und das innerste Wesen der französischen Revolution, sobald man diese von ihrem äußeren Verlaufe, ihrer momentanen Hülle trennt, und sie als eine der großen, im Leben der Menschheit sich in gewissen Epochen erhebenden, mit der Materie ringenden Ideen betrachtet, bestand darin, durch äußere und endliche Mittel, auf dem Boden der Welt Das zu vollbringen, was das Christenthum, mit Hülfe übersinnlicher Lehren und Gebräuche, im Gebiete des Innern gethan hatte. Sie wollte das Dasein der Einzelnen im Staate befreien und veredeln, und die bürgerliche Gesellschaft, nicht wie ein Gefängniß oder Arbeitshaus, sondern wie eine Bühne, zur Entwickelung aller Anlagen und Kräfte, der Erreichung

jedes den Menschen möglichen Glückes bestimmt, einrichten. Kapitel VII.
Die Realisirung dieser Idee ist von dem besonderen Charakter des Volkes, indem sie sich zuerst mit so großer Macht ankündigte, dem Sandpunkt seiner öffentlichen Gesittung, der Lage der Welt überhaupt, verunstaltet und verderbt worden, sie selbst aber hat von diesen Schlacken und Mängeln nicht erreicht werden können. Denn es liegt in ihr ein wahrer und deshalb unzerstörbarer Gehalt verborgen. Die ursprüngliche Idee der französischen Revolution, eine Befreiung und Veredlung des Individuums im Staate hervorzubringen, die, wie sich von selbst versteht, von ihrer äußeren Gestalt, ihrer unmittelbaren Erscheinung, unterschieden werden muß, ist, wie alle großen Principien, die das Leben der Menschheit verwandelt und erneuert haben, dann und wann scheinbar still gestanden, um zum Kampfe gegen die Materie, die widerstrebende Außenwelt, und eine der Zukunft abgewandte, sich auf die Vergangenheit stützende Gegenwart, neue Kraft zu sammeln, ist aber nie muthlos geworden, hat an ihrem endlichen Siege nie gezweifelt, und wird, je länger der Widerstand gegen sie dauert, um so mehr Gelegenheit haben, sich von den an ihr noch haftenden Irrthümern zu reinigen, und um so vollständiger ihre Aufgabe lösen.

Das Christenthum konnte bei seinem ausschließend auf das Innere gerichteten Wirken, bei der Höhe, von der es herabstieg, dem unergründlichen Wesen, das ihm eigen ist, keine totale Regeneration des menschlichen Daseins hervorbringen. Es wandte sich nur an die Menschen, als solche, aber nicht an die Staaten und Nationen, und legte nur ersteren, aber nicht letzteren, eine bestimmte Ordnung und Regel auf. Hierin bewies es, von allen anderen Religionen sich unterscheidend, die immer danach getrachtet haben, dem moralischen und politischen Dasein dieselbe Gestalt zu verleihen, seinen Beruf, der Glaube aller Zeiten und aller Völker zu werden. Es überließ die Führung des äußeren und nationalen Lebens menschlicher Ueberzeugung und Wahl, trat nur als ein sittlicher Rath und

Kapitel VII. Helfer dabei auf, schrieb aber keine bestimmte Form desselben vor. Durch diese Freiheit, die es den Völkern in Anordnung ihrer allgemeinen und weltlichen Verhältnisse zuerkannte, brach es mit dem Geist des Orients, und drang in das Herz des Abendlandes, wo es eine neue Heimath finden sollte. Aus der Art, wie das Christenthum die Rechte der Menschheit mit den Gesetzen des Himmels versöhnte, der Bewegung der Nationen keine unwandelbare Bahn vorschrieb, ihrem äußeren Dasein kein unveränderliches Gepräge auflegte, und dadurch zwischen seinen Lehren und dem Wandel der Geschichte jeden unauflöslichen Widerspruch im Voraus beseitigte, entstand die Trennung zwischen der Kirche und dem Staate, der Moral und dem Recht, überhaupt der göttlichen und menschlichen Ordnung, die im Orient und im Alterthum immer mehr oder weniger identificirt gewesen. Diese Scheidung wurde der inneren Entwickelung der europäischen und besonders der germanischen Natur, die nach dem Untergange des römischen Reiches an die Spitze der Menschheit treten sollte, in mancher Beziehung förderlich. Auf der anderen Seite aber übte die christliche Idee auf das allgemeine Leben der Völker einen nur beschränkten Einfluß aus, deren Schicksal mehr von der Materie der Welt, als dem Geiste des Evangeliums bestimmt wurde. Neben dem Christenthum des Mittelalters, das, wenn auch vielfach entstellt, nie den Blick nach Oben verlor, stand, ausschließend in der Erde wurzelnd, das Feudalwesen, berauschte die Einen mit dem Gefühl der Willkür, erniedrigte die Anderen durch das Bewußtsein der Abhängigkeit, unterwarf der Religion nur sein besonderes, individuelles Dasein, trat als politische Organisation ihr fremd und feindlich entgegen, und schuf eine gewaltsame, verkehrte, mit der Bestimmung des Menschen unvereinbare Ordnung des Lebens. Die unumschränkte Monarchie, im Feudalwesen enthalten, wenn ihm auch äußerlich fremd, gründete ihren Bau unter den Ruinen des Mittelalters. Aber anstatt diese zu entfernen,

und dadurch einer neuen Schöpfung den zu ihrer Vollendung nöthigen Raum zu verschaffen, ließ sie jene Trümmer, die dem Leben des Ganzen Luft und Licht entzogen, nicht nur stehen, sondern wandte sie sogar zu einem Bollwerk für sich an. —

Eine große, ursprünglich auf dem Gebiete des Glaubens, seiner Dogmen und Mysterien entstandene, aber zugleich von dem Drange nach innerer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit emporgetriebene Bewegung brachte den Protestantismus hervor. Die Reformation schien anfangs die christlichen Grundsätze und Lehren, wenigstens einen Theil ihrer geheimnißvollen Ueberlieferungen, zu erschüttern, und die Herrschaft der religiösen Idee im Leben der Einzelnen zu schwächen, verlieh in der That aber, wie die Folge bewiesen, durch den Geist der Prüfung und Läuterung, den sie anfachte, und der nie mehr erlöschen sollte, dem Christenthum auf die Völker, die sie annahmen, einen größeren sittlichen Einfluß, als vorher der Fall gewesen. Das ursprüngliche Christenthum hatte die Menschheit in der Führung ihres allgemeinen Daseins frei gelassen, über dessen politische und nationale Formen keine bestimmten Vorschriften ertheilt. Der Protestantismus führte die Freiheit in das religiöse Gebiet selbst ein, zertrümmerte für die Einen, und erschütterte für die Anderen das Joch, das die Hierarchie, hierin den Geist des Evangeliums erkennend, dem Innern des Menschen auferlegt hatte. Philosophie, Moral, Recht, die gesammte Gedankenwelt, schritten unter der Leitung des Protestantismus rasch vorwärts, wurden zugleich menschlicher und christlicher. Aber der Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, das äußere Zusammenleben der Menschen, der Staat, gingen, ungeachtet dieser großen geistigen Bewegung, auf der Bahn ihrer Entwickelung nur langsam fort, schienen oft von ihr kaum berührt zu werden. Die Trümmer des Feudalwesens, die unter ihnen waltende absolute Monarchie, die katholische Hierarchie lasteten

Kapitel VII. nach wie vor auf dem Geschicke der Völker, und ließen ihnen nur so viel Freiheit und Wahl übrig, als von ihrer Natur, auf einem gewissen Standpunkte der Gesittung, unzertrennbar ist. Die Materie beherrschte in der politischen Organisation den Geist, und verhinderte ihn, den inneren Fortschritt, den er gemacht, die besseren Ueberzeugungen, die er gewonnen, in der Wirklichkeit geltend zu machen. Der Protestantismus, der bei den meisten Fürsten, die ihn annahmen, nur dadurch Eingang gefunden, daß er sie von der obersten Aufsicht des Papstthums und dessen Ansprüchen zu befreien versprach, entsagte aber auch, indem er auf die Natur des ursprünglichen Christenthums zurückkam, eine schärfere Trennung zwischen der göttlichen und menschlichen Ordnung anerkannte, den Staat nicht zu beherrschen trachtete, nicht überall, aber in den meisten Ländern, jedem wirksamen Einflusse auf die äußere Gestaltung der Gesellschaft. Die Regierungen, welche sich für die Reformation erklärten, sahen in ihr mehr ihr eigenes Werk als eine über ihnen stehende Macht, und gewährten ihr einen nur sehr beschränkten und bedingten Einfluß auf das Leben der Völker, und besonders auf ihr eigenes Thun. Die dem Katholicismus zugethan gebliebenen Fürsten benutzten das Sinken des Papstthums, um sich politisch von der Hierarchie eben so unabhängig zu machen, wie die protestantischen Regierungen es kirchlich geworden waren. Das Christenthum hörte auf, das herrschende Wesen des modernen Staates auszumachen, und ward allmälig in den meisten Staaten, katholischen sowohl als protestantischen, gezwungen, in den Dienst der weltlichen Gewalt einzugehen, und zu deren besonderen Zwecken mitzuwirken. — Nach dem Aufhören der Religionskriege materialisirte sich die politische Macht in beiden Religionsparteien mehr als jemals, denn sie ließ sich von keinem Gedanken höherer Art, sondern fast einzig nur von ihrem äußeren Vortheil bestimmen. Der Einfluß der religiösen Ideen fing aber, seitdem diese zu einem Werkzeug der staatlichen Autorität ge=

worden, im Herzen der Völker unaufhaltsam zu sinken an. Alle Elemente des öffentlichen Lebens, Religion, Moral und Politik, schwankten, stießen einander ab, oder verwirrten sich. Die religiösen und politischen Institutionen, auf welchen das menschliche Dasein im Mittelalter geruht, wurden im Laufe der Zeiten abgenutzt, ohne durch eine neue Organisation ersetzt zu werden. Während aber die allgemeinen Zustände allmälig hohl und kraftlos wurden, erstarrten oder zerbröckelten, hatte im ganzen Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts die Einsicht, Thätigkeit und Bildung der Einzelnen nicht nur außerordentlich, wie fast in keiner anderen Epoche der Geschichte, zugenommen, sondern sich meist im Gegensatze zu den öffentlichen Einrichtungen entwickelt. Eine mehr tiefe als laute Abneigung gegen die Grundlagen des bestehenden Staates, gegen die Ueberreste des Feudalwesens und die mit ihnen zusammenhängende kirchliche und bürgerliche Ordnung, war die allgemeine Stimmung geworden. Das Gefühl des zwangvollen, traurigen und welkenden Wesens aller politischen Verhältnisse stieg in manchen Ländern bis in die mittleren, in Frankreich, aus Gründen, die in seiner ganzen Entwickelung lagen, bis in die unteren Classen der Gesellschaft hinab, und rief eine sonst nie gesehene Geringschätzung gegen die herrschenden Institutionen, verbunden mit einem grenzenlosen Mißtrauen gegen die Gesinnungen und Fähigkeiten der Machthaber, hervor. Wäre der Geist des damaligen Geschlechts, gegen das Ende der Regierungen Ludwig XV. und Friedrich II., um die Zeit, als Voltaire und Rousseau von dem Schauplatz abtraten, eben so gebrochen und geschwächt, wie die Zustände des Staates, gewesen, so würde eine eben so gänzliche Ermattung und Auflösung alles sittlichen Lebens, wie am Ende der römischen Welt eingetreten sein. So aber war im Gegentheil das individuelle Dasein lebendig, gespannt, thätig und besonders überaus reizbar geworden, und forderte die öffentlichen Verhältnisse und deren Leiter zur Befriedigung der stolzen Ansprüche und Erwartungen auf, die

Kapitel VII.

Kapitel VII. es sich in seinen Ideen und Theorien gebildet hatte. Die überlieferten Einrichtungen wurden, als sie diese Forderungen nicht erfüllen zu können schienen, verworfen, und der Gedanke an die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer anderen und besseren Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft trat, lange im Dunkel unbestimmter Wünsche und Hoffnung gehalten, allmälig an das Licht hervor. Aus einer solchen inneren und äußeren Weltlage erhob sich die französische Revolution. Sie wollte das Gegentheil von Dem, was bisher bestanden hatte. Sie machte den Anspruch, in das Leben des Staates mehr Einheit und Kraft, in das der Einzelnen mehr Bewegung und Freiheit einzuführen, die Rechte und Pflichten, die Genüsse und Arbeiten des Lebens, auf eine den Forderungen der Natur und Vernunft angemessenere Weise, als bisher, zu vertheilen, die Zustände der Völker überhaupt auf gewisse absolut wahre und deshalb allgemein faßliche und annehmbare Grundsätze zu stellen. Dies macht die charakteristische Größe dieser Begebenheiten, ihre Stärke und Wahrheit, oder die Idee derselben aus. Durch diesen Gedanken, der vorher, in Bezug auf Staat und Recht, nie so laut, klar und allgemein ausgesprochen worden, ist die französische Revolution zu einem jener Ereignisse geworden, welche dazu bestimmt sind, nach und nach alle Völker zu berühren, eine neue Epoche in ihrer Entwickelung zu veranlassen, und bis sie ihr Ziel erreicht, der Mittelpunkt zu sein, um den näher oder ferner, mit oder ohne Willen, alle Interessen des öffentlichen Lebens sich bewegen müssen.

Warum die Revolution von 1789 ihrer Idee und damit ihrem innersten Wesen selbst untreu wurde, in ihrem äußeren Walten so schnell in Irrthümer und Ausschweifungen aller Art verfiel, und darum nur einen geringen Theil ihrer Aufgabe löste, ist im Verlaufe dieses Werkes auseinander gesetzt worden. Sie kann, wenn man ihre Natur und die ihr vorgezeichnete Bahn nicht verkennen will, nur als der erste unvollständige, aber

entscheidende Versuch betrachtet werden, den Bau der modernen Civilisation, der vom Christenthum begonnen, von der Reformation fortgesetzt, aber nicht beendigt worden, weiter fort zu führen. Daß die Grundsätze von Friede, Gerechtigkeit, Verbrüderung und Gleichheit der Menschen im Staate, welche das Evangelium nur als eine sittliche Vorschrift empfohlen hatte, die Revolution aber in ihrer ersten Begeisterung als eine politische Forderung aussprach, von ihr in der Ausführung sobald verletzt und entstellt wurden, lag nicht darin, daß jene Grundsätze an und für sich falsch oder unausführbar wären, sondern in der Beschaffenheit des Volkes, das zum ersten Mal an ihre Verwirklichung ging, und in welchem sich das aufgehende Licht einer allgemeinen Erkenntniß alsbald in der dumpfen Atmosphäre seiner individuellen Verdorbenheit trübte, und zum Theil auch in den Zuständen der meisten anderen europäischen Staaten, welche, das Bedürfniß einer Regeneration nicht in demselben Maße wie Frankreich fühlend, derselben mit feindlichen Absichten entgegentraten. Indessen wird, Alles zu Allem gehalten, dem französischen Volke in der Geschichte immer der Ruhm bleiben, bei der ersten Durchführung jener großen Idee, so viele Irrthümer es ihr auch beigemischt hat, eine sonst selten gesehene Kraft des Willens und Geistes dargethan zu haben.

Das Streben, das Gesammtleben der Menge eben so zu befreien und zu veredeln, wie es das Christenthum für das Innere der Einzelnen gethan, macht den allgemeinen Gedanken jener Begebenheit und den Charakter der von ihr begonnenen Weltepoche aus. Die Revolution von 1789 ist, wie gesagt, nur der Anfang dieser großen Arbeit gewesen, und von der Idee, die sie in Bewegung gesetzt, die sich zuweilen für sie verfinstert hat, ihr aber nie ganz verschwunden ist, wohl zu trennen, was nicht genug wiederholt werden kann. Die Revolution war nicht diese Idee selbst, sondern diese sprach sich in ihr nur zum ersten Mal auf eine besonders kräftige Weise

Kapitel VII.

aus. Die französische Revolution war für diese Idee nur ein Hebel, um die erstarrende Materie der Welt in Bewegung zu setzen, ihrer Schwere und Trägheit einen mächtigen Anstoß zu geben, und sie zu einem Umschwunge zu zwingen. Jene Idee ist das große Mittel zu einer politisch-socialen Transformation geworden, wie das Christenthum ein solches zu einer religiös-moralischen gewesen. Die Revolution von 1789, als ein historisches Ereigniß betrachtet, ist eine jener Tragödien, zu deren Darstellung in gewissen Epochen ein Volk durch eigene und fremde Schuld getrieben wird, die aber, ungeachtet der in ihnen vorkommenden blutigen Gräuel und schuldlosen Opfer, in der Realisirung eines höheren Princips, zuletzt auf eine alle Widersprüche und Leiden versöhnende Art schließen.

Verbesserungen.

Band VI.

Seite	14	Zeile	16	setze	Tagliamento statt: Tagliamente.
»	19	»	9	»	Gelegenheiten statt: Gelgenheiten.
»	63	»	9	»	dem statt: den.
»	72	»	20	»	entschiedene statt: entschlossene.
»	107	»	32	»	Ducoudray statt: Ducudray.
»	132	»	20	»	Rue de la Victoire statt: Rue de la Victorie.
»	158	»	2	»	Duhesme statt: Duchesme.
»	222	»	2	»	schütz statt: chütz.
»	242	»	5	»	an statt: a.
»	306	»	9	»	vor statt: von.
»	308	»	28	»	zwei Beschlüsse vor statt: zum Beschlusse vor.
»	313	»	31	»	anzusehen statt: zuzusehen.

Verbesserungen.

Band VI.

Seite 14 Zeile 16 lese Reglements statt: Reglemente.
» 19 » 9 » Gelegenheiten statt: Gelegenhelten.
» 63 » 9 » dem statt: den.
» 73 » 20 » entschlossene statt: entschlossne.
» 107 » 32 » Ducambray statt: Duambray.
» 132 » 20 » Rue de la Victoire statt: Rue de la Victorie.
» 138 » 2 » Duchesne statt: Duchesme.
» 222 » 2 » schön statt: shön.
» 242 » 3 » au statt: a.
» 306 » 9 » vor statt: von.
» 309 » 28 » zwei Geschütze vor statt: zum Geschütze vor.
» 313 » 31 » anzusehen statt: zugesehen